This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

(Welter)
BA

5395

1847.
Not in RU
2/24 1912

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Gymnasien und höhere Bürgerschulen.

Von

Th. B. Welter,
Professor am Gymnasium zu Münster.

Dritter Theil:

Geschichte der neueren und neuesten Zeit.

Einundzwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Münster, 1870.
Verlag der Coppenrath'schen Buch- & Kunsthandlung.

Not in RII
2/24 1912

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Gymnasien und höhere Bürgerschulen.

Von

Th. B. Welter,
Professor am Gymnasium zu Münster.

Dritter Theil:

Geschichte der neueren und neuesten Zeit.

Einundzwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Münster, 1870.
Verlag der Coppenrath'schen Buch- & Kunsthandlung.

574731

Inhalt.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Vorbereitende Urſachen der Reformation	3
3.	Ausbruch der Reformation. — Luther (1517). — Zwingli — Calvin	6
4.	Luther auf dem Reichstage zu Worms (1521)	14
5.	Die erſten Religionsunruhen. — Karlſtadt. — Aufſtand der Bauern. — Thomas Münzer	18
6.	Fortgang der Reformation	22
7.	Karl V. (1519—1556). — Seine auswärtigen Kriege	24
8.	Die erſten Bündniſſe der lutheriſch geſinnten Fürſten	29
9.	Die Wiedertäufer zu Münſter (1533—1535)	31
10.	Fortſetzung. Johann von Leyden, König von Zion (1534)	35
11.	Karl's fernere auswärtige Kriege	40
12.	Steigende Religions-Gährung, Luther's Tod (1546)	43
13.	Der ſchmalkaldiſche Krieg (1546—1547)	45
14.	Karl V. und Moritz von Sachſen	50
15.	Karl's V. Abdankung und Tod	57
16.	Stiftung des Jeſuiten-Ordens. — Ignatius von Loyola (1540)	57
17.	Deutſchland unter Ferdinand I. und Maximilian II.	61
18.	Deutſchland unter Rudolf II. und Matthias	63
19.	Frankreich und die Reformation	68
20.	Frankreich unter Heinrich IV.	73
21.	England und die Reformation. — Heinrich VIII. (1509—1547)	78
22.	England unter Eduard VI. und Maria	81
23.	England unter Eliſabeth (1558—1603)	83
24.	Maria Stuart, Königin von Schottland	85
25.	Eliſabeth's fernere Regierung	92
26.	Spanien unter Philipp II. (1556—1598)	95

27. Der dreißigjährige Krieg (1618—1648). — Erste Periode: Der böhmische Krieg 1
28. Kaiser Ferdinand II. (1619—1637) 1
29. Zweite Periode: Der pfälzische Krieg 1
30. Dritte Periode: Der niedersächsisch-dänische Krieg . . . 1
31. Vierte Periode: Der schwedisch-deutsche Krieg. — Gustav Adolf in Deutschland (1630—1632) 12
32. Zerstörung Magdeburgs am 20. Mai 1631 12
33. Gustav Adolf gegen Tilly. — Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631 12
34. Gustav Adolf gegen Wallenstein. — Schlacht bei Lützen am 16. November 1632. — Gustav Adolf's Tod 12
35. Wallenstein's Ermordung (1634) 13
36. Fünfte Periode: Schwedisch-französisch-deutscher Krieg. — Schlacht bei Nördlingen am 17. September 1634 . . 13
37. Ferdinand III. (1637—1657). Die letzten Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges 14
38. Der westfälische Friede (1648) 14
39. England unter Jakob I. und Karl I. — Hinrichtung Karl's I. England eine Republik unter Olivier Cromwell . . . 14
40. Wiederherstellung der Königswürde unter Karl II. — Jakob II. Wilhelm III. 163
41. Frankreich unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. . . . 164
42. Deutschland unter Leopold I. (1657—1705). — Die Türken vor Wien (1683) 176
43. Der spanische Erbfolgekrieg (1700—1714) 183
44. Kaiser Joseph I. (1705—1711) 188
45. Kaiser Karl VI. (1711—1740). — Die letzten Begebenheiten des Krieges 191
46. Rußland unter Peter dem Großen (1689—1725) 197
47. Fortsetzung. — Der große nordische Krieg (1700—1721). — Karl XII., König von Schweden 205
48. Peter des Großen letzte Lebensjahre 210
49. Peter des Großen nächste Thronfolger 212
50. Preußen. — I. Brandenburg bis 1618. — Die frühesten Bewohner der Mark Brandenburg 213
51. Brandenburg unter dem Hause Askanien (1133—1320) . 215
52. Brandenburg unter dem Hause Bayern (1324—1373) . . 217
53. Brandenburg unter dem Hause Luxemburg (1373—1415) . 218
54. Brandenburg unter dem Hause Hohenzollern bis zur Vereinigung mit Preußen (1415—1618) 219
55. II. Preußen bis 1618. — Die ältesten Bewohner . . .

Seite

56. Preußen unter dem deutschen Orden (1283—1525) . . . 223
57. Preußen ein weltliches Herzogthum (1525) 224
58. Vereinigung Brandenburgs mit Preußen bis zur Stiftung des Königreich's Preußen (1618—1701). — Die drei letzten Kurfürsten 225
59. Preußen ein Königreich (1701) 227
60. Deutschland. — Maria Thereſia (1740—1780). — Friedrich II. (1740—1786) 230
61. Der siebenjährige (dritte schlesische) Krieg (1756—1763) . 236
62. Friedrich des Großen fernere Regierung 253
63. Erste Theilung Polens (1772) 255
64. Der bayerische Erbfolgekrieg (1778—1779) 257
65. Joseph II., Kaiser von Deutschland (1765—1790) . . . 259
66. Katharina II., Kaiserin von Rußland (1762—1796) . . . 263
67. Gustav III., König von Schweden (1771—1792) 267
68. Der nordamerikanische Freiheitskrieg (1775—1783). — Washington. — Franklin 271

Geſchichte der neueſten Zeit.

69. Französische Revolution. Ursachen derselben . . . 281
70. Ausbruch der Revolution (1789) 283
71. Absetzung des Königes am 10. August 1792 297
72. Erste Coalition oder Verbindung gegen Frankreich . . . 00€
73. Anklage des Königes 302
74. Verurtheilung des Königes 304
75. Hinrichtung des Königes am 21. Januar 1793 306
76. Schreckenszeit in Frankreich 309
77. Polens Untergang (1795) 319
78. Fortsetzung des Krieges der ersten Coalition. — Bonaparte in Italien 322
79. Zweite Coalition gegen Frankreich (1799). — Bonaparte in Aegypten 326
80. Dritte Coalition gegen Frankreich (1805) 339
81. Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich (1806) — Friede zu Tilsit (1807) 343
82. Das Continentalsyſtem. — Eroberung von Portugal, Spanien, Hetrurien und Rom (1807—1808) 347
83. Krieg Oesterreichs gegen Frankreich. — Friede zu Schönbrunn (1809) 350

Seite

84. Revolution in Schweden (1809) 353
85. Fernere Gewaltstreiche Napoleon's, Vereinigung Hollands ꝛc. mit Frankreich (1810) 354
86. Napoleon's Feldzug gegen Rußland (1812) 356
87. Vierte Coalition gegen Frankreich. — Die Freiheitskriege von 1813, 14 und 15. — Das Jahr 1813 362
88. Das Jahr 1814. — Einnahme von Paris. — Absetzung Napoleon's. — Friede zu Paris. — Eröffnung des Congresses zu Wien 368
89. Das Jahr 1815. — Rückkehr Napoleon's nach Frankreich. — Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. — Zweiter Einzug der Verbündeten in Paris. — Zweiter Pariser Friede. — Der heilige Bund 371
90. Verbannung Napoleon's nach St. Helena; sein Tod . . 377
91. Hauptbestimmungen des Congresses zu Wien 379
92. Revolution in Spanien und im spanischen Amerika . . 382
93. Revolution in Portugal und Brasilien 385
94. Revolution im Königreich beider Sicilien und Sardinien. 387
95. Revolution in Griechenland. — Otto, König des neuen Staates 389
96. Krieg der Russen gegen die Türken (1828). — Friede zu Adrianopel (1829). — Neue Verwickelungen 392
97. Frankreich. — Zweite (Juli-) Revolution (1830) . . 395
98. Revolution in Belgien, im August 1830 399
99. Revolution in Polen, im November 1830 403
100. Unruhige Auftritte in anderen europäischen Staaten . . 407
101. Frankreich. — Dritte (Februar-) Revolution (1848). — Frankreich eine Republik, — 1852 ein Kaiserreich . . 410
102. Rückwirkung dieser Revolution auf mehre andere Staaten, insbesondere auch auf Deutschland 415
103. Neue Verwickelungen im Orient. — Zug der Westmächte nach der Krimm 427
104. Krieg in Italien. — Frankreichs Machtstellung 429
105. Gefährdung der deutschen Nordmarken; Krieg Deutschlands gegen Dänemark 436
106. Deutschland und die Auflösung seines Bundes; der deutsche Krieg (1866) 444
107. Gedächtnißtafeln 453

Geſchichte

der

neueren und neueſten Zeit.

1. Einleitung.

Gleichwie das Mittelalter der Knospe zu vergleichen ist, die rer Entfaltung hoffnungsvoll entgegentreibt; so hält uns die eschichte der neueren Zeit, an deren Eingange wir er stehen, die Blume selbst vor, welche, obschon durch heftige türme in ihrer freien Entwickelung oft aufgehalten und bedroht, sich doch nach und nach in anmuthiger Schöne entfaltet. urch die vielen vorhergegangenen Erfindungen und Entdeckungen war der menschliche Geist von allen Seiten mächtig angeregt worden und strebte immer weiter voran, die seinen freien lug noch hemmenden Schranken zu durchbrechen. Die Erfindung des Compasses, dieses geheimnißvollen Führers durch purlose Wasserwüsten, hatte die entlegensten Völker der Erde n enge Verbindung mit einander gebracht. Die kaum entdeckte neue Welt führte ihre reichen Erzeugnisse nach Europa und gab hier dem Handel und Gewerbefleiße eine nie gesehene Blüthe. Städte und Länder gewannen seitdem an immer steigender Bevölkerung; gesetzliche Ordnung und Verfeinerung der Sitten traten allmälig an die Stelle der früheren Ungebundenheit und Rohheit. Durch den großen Verkehr ward die Erd- und Himmelskunde erweitert, der alte Aberglaube in immer engere Schranken gewiesen. Die Erfindung des Pulvers hatte die rohe Kraft des Einzelnen gebändigt und die Kriegeskunst zu einer Wissenschaft erhoben, die viele Vorkenntnisse erfordert. Ueberall wurden stehende Heere errichtet, und so größere Sicherheit von Innen und Außen gewonnen. Das durch das Faustrecht früher so zerrüttete Deutschland insbesondere neigte sich jetzt durch seinen allgemeinen Landfrieden und durch sein stehendes kaiserliches Kammergericht zum

inneren Frieden und zur Ordnung. Der Untergang oströmischen Reiches hatte eine Menge gelehrter Gri nach Italien geführt, und dieses, einst in Künsten und W schaften so blühende, dann aber von streifenden Kriegsh vielfach zertretene Land war noch einmal die Bildungss aller europäischen Völker geworden. Das dort wieder erw Studium der Werke des klassischen Alterth verbreitete bald seinen Einfluß auf alle Künste und Wi schaften, die allmälig eine andere Gestalt gewannen. Die v aufblühenden Universitäten halfen kräftig nach und verbrei Aufklärung rings um sich her. Die Erfindung der B druckerkunst war das geeignetste Mittel, Tausende Schriften unter das Volk zu bringen und so die Geda des Einzelnen wie im Fluge zum Gemeingute ganzer Vö zu machen. Während des regeren Volkslebens keimten auch Anfänge der bürgerlichen Freiheit empor; ein freisinniger G durchdrang allmälig alle Verhältnisse des Lebens. Die Mä und Gebrechen in Staat und Kirche waren zwar nicht grö aber weit auffallender geworden bei dieser höheren Bild und freisinnigeren Denkungsart der Völker, und ihre Quel versiegten mit der Zeit. So stehen wir denn hier an der schichte einer Zeit, die mit Recht die neuere genannt w weil auf dem Grunde so vieler und großer Erfahrungen europäischen Reiche und Völker sich neu zu gestalten begann bis sie allmälig das wurden, was sie jetzt sind.

Unter den Begebenheiten, welche wir hier als Vorbo einer neuen Zeit bezeichneten, ist die Entdeckung Amerik die einflußreichste. Durch diese ist nunmehr ein neuer Er theil in die Geschichte eingetreten, und die Geschichte sel welche bisher nur die sogenannte alte Welt, Asien, Afri und Europa, umfaßte, wird dadurch erst zu einer eigentlich Weltgeschichte. Nächst der Entdeckung von Amerika ab verdient besonders hervorgehoben zu werden die Reform tion oder Kirchentrennung.

2. Vorbereitende Ursachen der Reformation.

Schon seit langer Zeit waren nicht nur von einzelnen gutdenkenden Männern, sondern selbst von ganzen Völkern vielfache Klagen erhoben worden über den traurigen Zustand der christlichen Kirche. Und nicht ungegründet waren diese Klagen. Es hätten sich Mißbräuche eingeschlichen, die ein um so größeres Aergerniß gaben, je enger sie mit der Religion selbst, dem theuersten Kleinode der Völker, in Verbindung standen. Die Päpste, denen die Fürsten und Völker mit kindlicher Liebe und kindlichem Gehorsam stets ergeben waren, hatten nicht immer die Würde und Hoheit ihres Berufes im Auge behalten. Mehre unter ihnen hatten ihre Macht und das Zutrauen der Völker mißbraucht und arge Unordnungen veranlaßt. Die größte Verwirrung herrschte in dem Zeitraume von 1378 bis 1414, wo drei Bischöfe zugleich sich für die rechtmäßigen Nachfolger Petri ausgaben, auf das Heftigste gegen einander stritten und ihre Gegner und ganze denselben anhängende Länder verfluchten. Wie einzelne Päpste, so ließen auch einzelne Bischöfe die weltlichen Angelegenheiten, die Vermehrung ihrer Macht und Hoheit, weit mehr, als ihre geistlichen Berufsgeschäfte, sich zur Sorge sein. Ja, bei manchen schien es fast, als ob sie ihr geistliches Amt als ein bloßes Mittel zur Erreichung irdischer Zwecke betrachteten. Das Beispiel von oben wirkte verderbvoll auf die Untergebenen. Ein Theil der niederen Geistlichkeit versank in Unwissenheit und Unsittlichkeit; das Volk verlor immer mehr die Achtung gegen die Religion und ihre Diener, klagte über die Reichthümer der Kirche und die großen Geldspendungen an die päpstliche Schatzkammer und rief laut um Abstellung vieler wahren und eingebildeten Beschwerden, die seit Jahren der Gegenstand vergeblicher Vorstellungen gewesen waren.

In diesen Zeiten der Verwirrung und Bedrängniß der Kirche ist es jedoch erfreulich zu sehen, wie der größte Theil der Geistlichkeit, durchdrungen von der Hoheit seines Berufes, mit ächt apostolischem Eifer durch Lehre und Beispiel sich gegen

die eingeschlichenen Mißbräuche stemmte. Mit ihr vereinig alle Gutdenkenden den Wunsch und die Hoffnung, daß sie du eine allgemeine Kirchenversammlung abgestellt, und die Kir in Haupt und Gliedern erneuert würde. Zu diesem Zw wurden mehre Kirchenversammlungen gehalten, zu Pisa 14 zu Costnitz 1414, zu Basel 1431, im Lateran 1511. Auf d sen Concilien wurde zugleich den herrschenden Mißbräuch eine Reihe von Verordnungen entgegengestellt, die klar bew sen, daß die versammelten Väter die auf der Kirche lastend Uebel nicht verkannt hatten, und daß es ihnen nicht an gute Willen fehlte, dieselben zu heilen. Es ließ sich daher auch e warten, daß, gleichwie die Staatsverhältnisse nicht auf einm sondern nach und nach, auf dem ruhigen Wege der Entwic lung, sich neu gestaltet hatten, so auch die Kirche allmälig u deshalb um so gründlicher von den Fehlern und Gebrechen d Zeit geheilt werden würde. Aber mitten unter den Versuch und Entwürfen hierzu fiel plötzlich ein Funke in den so reic lich angehäuften Brennstoff und entzündete diesen zur furch baren Flamme, die mit reißender Schnelligkeit theils verzehren theils läuternd sich über viele Länder verbreitete; es war de Mißbrauch, der mit der Ausführung der Verkündigung eine Ablasses in Deutschland getrieben wurde.

In den ersten Zeiten pflegte die Kirche für gröbere Ueber tretungen der göttlichen Gebote strenge Bußwerke anzuordnen um die zeitlichen Sündenstrafen abzubüßen. Zur Sühne de gegebenen Aergernisses wurden für öffentliche Sünden auc öffentliche Bußwerke auferlegt. So wurde den Büßern di Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste versagt; nur am Eingange der Kirche durften sie stehen und in demüthigem Bußkleide die Hereingehenden um ihre Fürbitte begehren. Ein solche Bußübung währte oft mehre Jahre hindurch, wurde aber auch zuweilen durch den Ablaß der Bischöfe gemildert. In Rücksicht auf den besonderen Eifer der Büßer pflegten diese di durch die Kirchengesetze vorgeschriebenen Bußübungen entweder

kürzen oder in gute Werke und fromme Uebungen zu ver-
teln. So bot der Papst Urban II. auf der Versammlung
Clermont allen Kreuzfahrern einen vollkommenen Ab-
an, d. h. er verordnete, daß Alle, die ihre Sünden mit
haft reuigem Gemüthe beichteten und an den Kreuzzügen
il nahmen, wegen der Gefahren und Mühseligkeiten, denen
sich im Dienste der Kirche aussetzten, von allen kirchlichen
fen befreit sein sollten, welchen sie sich sonst hätten unter-
ien müssen. Zweihundert Jahre später ward auf der Kir-
versammlung zu Lyon dieser Ablaß auch auf jene ausge-
nt, die, unfähig, dem Kreuzzuge in Person beizuwohnen, den-
en durch freiwillige Gaben an Geld unterstützten. Seit jener
t fingen die Abläße an, häufig zu werden. So oft man,
es zur Erbauung von Kirchen und Schulen, oder zum Tür-
kriege, oder zu jedem anderen mit der Religion nur in einiger
ziehung stehenden Gegensatze Geld bedurfte, bot man dem
lke einen Ablaß an. Mit der Einsammlung der Beiträge
uden von den Bischöfen eigene Prediger, gewöhnlich aus dem
en oder dem anderen Orden, beauftragt. — Hierüber war
bereits zu manchen Klagen und Beschwerden gekommen.
n und wieder tauchte sogar der Zweifel auf, ob auch wohl
mer das eingesammelte Geld zu dem angekündigten Zwecke
rwendet werde. Besonders nachtheilig aber mußte es wirken,
nn Ablaßprediger selbst bei ihrem ernsten Bußgeschäfte sich
ißbräuche zu Schulden kommen ließen; wenn sie in der An-
eisung des Ablasses das richtige Maß überschritten und selbst-
chtige Zwecke verfolgten. Es gab damals nicht wenige Leute,
e eine ganz irrige Ansicht vom Ablasse hatten. Der gemeine
ann hielt nach seiner sinnlicheren, roheren Denkungsart schon
n eingekauften Ablaßzettel für einen Nachlaß der Sünden-
uld, ohne an das von der Kirche ausdrücklich dabei vorge-
riebene Erforderniß der Buße und Besserung des Lebens zu
nken. Gern mochte er deshab auch für einen solchen Zettel
ne kleine Geldmünze hingeben und sich des bequemen Mittels
euen, seiner ganzen Sündenschuld auf einmal sich entledigen

zu können. Die Kirchen und Beichtstühle mußten alsdann immer leerer, die Unwissenheit und Gottlosigkeit des Volkes immer größer werden. Da wäre es nun die Pflicht der Ablaßprediger gewesen, die irrthümliche Auffassung der Lehre vom Ablaß auf Seiten Schlechtunterrichteter zu berichtigen. Statt dessen aber haben gewiß Manche dieselbe absichtlich unterhalten, um eine reichere Geldeinnahme zu machen. Das mußte alle Einsichtigeren mit Unwillen erfüllen. Keiner ist durch eine unwürdige Anpreisung des Ablasses berüchtigter geworden, als der Dominikaner Johann Tetzel aus Leipzig, im Jahre 1517.

3. Ausbruch der Reformation.

Luther 1517. — Zwingli. Calvin.

Der Papst Julius II. hatte den großen Plan gefaßt, in der Hauptstadt der christlichen Welt zu Ehre des Apostelfürsten Petrus eine prachtvolle Kirche, die größte und schönste der Welt, zu erbauen, und zwar in der Art, daß die gesammte Christenheit durch vereinte Mittel und Kräfte diesen Prachtbau als Ausdruck ihrer frommen gläubigen Einheit herstellen sollte. Zu diesem Ende ließ er und sein Nachfolger Leo X. in allen Ländern für Jene, welche in wahrer Reue ihre Sünden beichten und zu diesem frommen Werke des Kirchenbaues einen milden Beitrag leisten würden, in herkömmlicher Weise einen vollkommenen Ablaß verkünden. Mit der Ausführung dieser Verkündigung in Deutschland wurde der Kurfürst Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, beauftragt, welcher das Geschäft dem Dominikanerorden empfahl. Von diesem ward der vorerwähnte Johann Tetzel als Ablaßprediger ausgesandt, der sich mit seinen Genossen bald über ganz Sachsen verbreitete. Nicht zufrieden, den Ablaß von der Kanzel herab zu verkündigen, sollen sie ihn sogar auf Straßen und Märkten, in Wirths- und Privathäusern, wie eine gemeine Waare öffentlich zum Verkaufe ausgeboten haben. Mag auch Manches, was über eine solche marktschreierische Thätigkeit

…ls und seiner Genossen berichtet wird, entstellt und weit …das Maß der Wirklichkeit hinaus vergrößert worden sein; …jeden Fall ermangelte ihr Verfahren bei Anpreisung des …lasses der gehörigen Würde und gab Anstoß. Es stand zu …arten, daß, sobald nur Einer den Muth habe, gegen den …ammenden Mißbrauch öffentlich aufzutreten, alle Mißver…igten sogleich seine Partei ergreifen würden.

Luther (1517). — Damals lebte als Lehrer an der Hoch…ule zu Wittenberg der Augustinermönch Martin Luther, …wegen seiner großen Gelehrsamkeit und unbescholtenen Sitt…keit in hohem Ansehen stand. Er war der Sohn eines un…mittelten Bergmannes, zu Eisleben am 10. November 1483 …boren. Nachdem er zuerst das Gymnasium zu Magdeburg, …nn zu Eisenach besucht hatte, bezog er, achtzehn Jahre alt, …e damalige Universität Erfurt, um sich nach dem Wunsche …iner Eltern der Rechtswissenschaft zu widmen. Allein diese …ussprach des Jünglings Neigung nicht. Er widmete sich lieber …it allem Eifer dem Studium der Theologie oder Religions…issenschaft und ließ sich in das dortige Augustinerkloster auf…ehmen. Das einförmige, abgeschlossene Leben aber machte ihn …ald trübsinnig und schwermüthig; eine schwächliche Gesundheit …rhöhte die Reizbarkeit seines Gemüthes. Dazu war seine Seele …urch vielfache Zweifel beängstigt, so daß er selbst das Mitleid …iner Ordensbrüder erregte. Aus dieser drückenden Lage be…reiete ihn endlich der Vorgesetzte seines Ordens, Doctor Stau…itz, der dem regen emporstrebenden Geiste des jungen Augu…tiners einen angemesseneren Wirkungskreis eröffnete. Auf seine …mpfehlung wurde er im Jahre 1502 von dem Kurfürsten von …Sachsen, Friedrich dem Weisen, nach seiner neu gestifteten …Universität Wittenberg berufen. Freudig folgte er diesem Rufe, …trat nun in das Kloster zu Wittenberg und übernahm eine …Lehrstelle in der Philosophie. Zehn Jahre später vertauschte er …diese nach dem Wunsche seines Fürsten mit einer Lehrstelle in …der Theologie und übernahm zugleich das Predigtamt in der

Schloßkirche. Beide Aemter boten ihm eine schickliche Gel
heit dar, mit offener Freimüthigkeit die Mißbräuche zu r
die damals mit dem Ablasse getrieben wurden. Seine Pr
ten regten mächtig das Volk auf. Der Zudrang zu dense
war um so größer, je kühner und ungewöhnlicher sie wa
Es kamen Gegenstände zur Sprache, von denen das Volk
lich selbst Zeuge war, und die jeder Vernünftige schon lä
im Stillen mißbilliget hatte. Denn eben jetzt trieben Tetzel
seine Genossen das Geschäft der Verkündigung des Ablasses
der Gegend von Wittenberg.

Es war am Allerheiligenabend (am 31. Oktober) des J
res 1517, als Luther fünf und neunzig in lateinischer Spra
geschriebene Theses oder Lehrsätze, die sich hauptsächlich auf
Ablaß bezogen, an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlag
ließ und alle Gelehrten aufforderte, dieselben in einer öffe
lichen Disputation zu prüfen. Das gab die zufällige Vera
lassung zur Kirchentrennung, ohne daß Luther dieselbe bezwe
oder auch nur geahnet hätte. Denn er hatte seine Theses ni
als unwidersprechliche Wahrheiten, sondern lediglich als Zwei
vorgebracht, die ihm aufgestoßen seien, und die er jetzt, bloß
der Absicht, die Wahrheit auszumitteln und festzustellen, ein
öffentlichen Prüfung unterwerfe. Auch lag in dem öffentliche
Anschlagen dieser Theses nichts Auffallendes; denn das gesch
gewöhnlich, wenn die Gelehrten sich zu einer Disputation he
ausforderten.

Tetzel aber und mit ihm seine Ordensbrüder, die Dom
nikaner, wurden über die Kühnheit des Augustinermönchs höch
entrüstet. In Predigten und Schriften zogen sie mit heftige
Schmähungen gegen die Theses los, schalten den Verfasser oh
weiteres einen Ketzer und nahmen dabei die Wendung, da
ein Angriff auf den vom Papste angeordneten Ablaß ein An
griff auf das Ansehen des Papstes und der Kirche selbst se
Diese bitteren Ausfälle auf Luther's Rechtgläubigkeit reizt
diesen zu einer noch heftigeren und bittereren Vertheidigun

welcher ihn seine Ordensbrüder, die Augustiner, welche ohnehin höchst eifersüchtig auf die Dominikaner waren, in Schriften und Predigten auf das Eifrigste unterstützten. So traten diese beiden Orden feindselig gegen einander in die Schranken, verloren aber im hitzigen Kampfe der Meinungen nur zu oft die Ruhe des Urtheiles sowohl als des Gemüthes.

Was anfangs nur eine Angelegenheit der Gelehrten gewesen war, wurde auch bald Sache des Volkes. In Wittenberg und der ganzen Umgegend, wo die Augustiner zahlreich und beliebt waren, ergriffen die Meisten Luther's Partei. Aber nicht bloß in den engen Grenzen jenes Kurfürstenthums setzten sich die neuen Grundsätze fest, sie verbreiteten sich auch vermittelst der Buchdruckerkunst mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Deutschland und brachten eine allgemeine Bewegung im Volke hervor. Ein großer Theil war für Luther. Schon auf das bloße Gerücht, daß er sich gegen das kirchliche Ansehen auflehne, ergriffen Viele seine Partei, ohne einmal den Inhalt seiner neuen Lehre selbst zu kennen oder zu prüfen. Denn die vielen und heftigen Streitigkeiten der Päpste mit den Kaisern in der alten Zeit hatten unter dem deutschen Volke einen Keim von Unzufriedenheit zurückgelassen, der nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um in offene Feindseligkeit emporzuschießen. Dazu war in den letzten Jahren die öffentliche Stimmung durch häufige, aber fruchtlose Beschwerden über Geldspendungen an die päpstliche Schatzkammer erbittert worden. Der Ungebildete bezog Luther's Lehre auf die Verweigerung der den Bischöfen und Klöstern schuldigen Abgaben. Er glaubte in ihr das Recht zur Auflehnung gegen die Obrigkeit und jede ihm beschwerliche Einrichtung zu finden, und nahm um so begieriger Partei für ihn. Von der Gegenpartei aber wurde Luther nicht bloß als Ketzer gescholten, sondern auch mit Vollziehung der auf Ketzerei gesetzten Strafe bedroht. Allein ihn schützte sein Landesherr, Friedrich der Weise. Wie sehr dieser auch der Religion seiner Väter zugethan war, so sollte doch Luther vor der näheren Untersuchung seiner Sache nicht die mindeste Unbilde erleiden.

Der Papst hatte anfangs eine geringschätzige Meinung von der ganzen Angelegenheit. Er hielt sie für eine bloße Mönchszänkerei, die sich wohl bald wieder legen würde. Sobald er aber von der großen Bewegung hörte, die sie bereits veranlaßt hatte, ließ er Luther nach Rom fordern. Der Kurfürst mochte diesen Schritt für Luther gefährlich finden; denn er verwendete sich für ihn in einem dringenden Schreiben nach Rom und bewirkte endlich, daß er in Deutschland selbst vernommen wurde. Zu Augsburg ward gerade ein Reichstag gehalten; der Papst trug deshalb seinem dortigen Bevollmächtigten, dem Kardinale Cajetan, auf, die Sache zu untersuchen und beizulegen. Im Oktober 1518 langte Luther, mit gehörigem Empfehlungsschreiben von seinem Landesherrn versehen, zu Augsburg an und wurde, gegen seine Erwartung, vom Kardinale auf das Liebreichste empfangen. Als Freund, sagte dieser, wolle er ihn ermahnen, seinen Irrthümern zu entsagen; als Vater sei er bereit, ihn als reuigen Sohn unter seine Obhut zu nehmen. Als Luther aber mit Heftigkeit Gründe und Beweise aus der heiligen Schrift verlangte, wurde der Kardinal höchst unwillig. Denn er mochte fest erwartet haben, daß der vielfach Verklagte von der ihm angebotenen Milde und Gnade des Papstes sofort Gebrauch machen und reuig widerrufen würde; sein jetziges Benehmen aber erschien ihm nur als eine halsstarrige Verstocktheit. Darum entließ er ihn finster mit der Weisung, daß er nicht anders als zum Widerrufe vor ihm erscheinen solle. Einige Tage nachher schrieb Luther, den die Hitze gereuete, mit welcher er aufgetreten war, dem Kardinale einen Brief, in welchem er seine Reue ausdrückte und wegen des verweigerten Widerrufes Vorstellungen machte. Als ihm aber der Kardinal keine Antwort ertheilte, floh er heimlich aus Augsburg und ließ sowohl ein Entschuldigungsschreiben an den Kardinal, als auch eine Appellation an den Papst zurück, „der erst besser von der Sache unterrichtet werden müsse.“ Diese Appellation wurde zu Augsburg öffentlich angeschlagen.

Unterdessen hatten Luther's Anhänger den Ausgang der ammenkunft in ängstlicher Spannung erwartet; seine rasche ckkunft in Wittenberg ward von ihnen als Triumph gefeiert. jetan aber beschwerte sich bitter über jene heimliche Entwei- ng und bat in einem dringenden Schreiben den Kurfürsten, her entweder nach Rom zu schicken, oder doch wenigstens s seinem Lande zu verweisen. Zu dem letztern schien der rfürst anfänglich geneigt; bald aber änderte er seine Gesin- ng und schrieb dem Kardinale: „Die Gerechtigkeit verbiete n, vor erwiesener Schuld zu strafen; auch dürfe er seine neue iversität nicht ihrer glänzendsten Zierde berauben."

Mitten unter diesen Gährungen — im Januar des Jah- s 1519*) — rief der Tod den edelen Kaiser Maximilian m Schauplatze seines thatenreichen Lebens; und der Kurfürst iedrich der Weise übernahm verfassungsmäßig bis zur Wahl nes neuen Kaisers die Verwaltung der sächsischen Länder. Das ar ein sehr günstiger Umstand für Luther. Jetzt konnte er nter dem Schutze seines hohen Gönners das Werk der Refor- ation ungefährdet fortsetzen. Den eifrigsten Mithelfer und förderer fand er an seinem gelehrten Freunde und Amts- nossen Philipp Melanchthon.

Als der Religionsstreit in Deutschland mit jedem Tage nster und bedenklicher wurde, schickte der Papst einen zweiten gaten, den sächsischen Edelmann Karl von Miltiz, dahin. ieser beschied Luther zu einer Unterredung nach Altenburg. m Januar 1519 kamen sie hier zusammen. Miltiz gewann urch sanftes, freundliches Zureden das volle Vertrauen Lu- er's, so daß dieser gern versprach, von der ganzen Sache zu chweigen, wenn auch seinen Gegnern gleiches Schweigen auf- legt würde. Ja, es machte die Güte und Freundlichkeit des egaten einen so tiefen Eindruck auf den sonst so reizbaren und eftigen Charakter Luther's, daß dieser tief gerührt an den Papst

*) In demselben Jahre entdeckte Cortez Mexico.

selbst ein Schreiben richtete, in welchem es unter Anderm heißt: „Ich bezeuge vor Gott und allen Creaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutigen Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List etwas abzubrechen."

Allein jenes Schweigen wurde, wie auch vorherzusehen war, nicht beobachtet. Der Streit hatte einmal die Geister über die Schranken der Mäßigung hinweggeführt, und es fehlte an einem Mittel, sie zu beschwichtigen. Einer der größten Gegner Luther's war Doctor Eck, Lehrer an der Universität Ingolstadt in Bayern, ein sehr gelehrter und in der heiligen Schrift vorzüglich bewanderter Mann. Dieser forderte einen der eifrigsten Kämpfer für die neue Lehre, den Andreas Karlstadt, Luther's Freund und Amtsgenossen, zu einem gelehrten Wettstreite in Leipzig heraus. Im Juni des Jahres 1519 wurde dieser in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen und einer großen Volksmenge geführt und währte neunzehn Tage hindurch. Auch Luther selbst fand sich ein und nahm an der Disputation Theil. Diese Disputation hatte aber den Ausgang, welchen dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich haben; statt die Gemüther zu vereinigen, erzeugte sie nur noch größere Erbitterung. Luther, den es äußerst kränkte, daß die Leipziger den Sieg seinem Gegner Eck zuschrieben und diesem dafür große Ehre erwiesen, faßte nun den Entschluß, mit verdoppeltem Eifer auf der einmal gebrochenen Bahn weiter zu eilen. Hatte er anfangs, wie schon Viele vor ihm, nur gegen Mißbräuche des Ablasses geeifert, so verwarf er bald auch den Ablaß selbst. Und weil ihm seine Gegner das Ansehen des Papstes, als des sichtbaren Oberhauptes der christlichen Kirche, unablässig entgegenstellten, so läugnete er auch dieses und trennte sich so nach und nach in mehren wesentlichen Punkten von den Lehren und Satzungen der katholischen Kirche.

Endlich, da alle gütlichen Mittel zur Beilegung des Streites fruchtlos waren, schritt der Papst zur feierlichen Entschei-

ung (1520). Er erklärte einundvierzig aus Luther's Schriften
ogene Sätze als irrig und der katholischen Lehre zuwider
nd forderte ihn zum Widerrufe auf, wozu ihm noch zwei Mo-
te Bedenkzeit gelassen wurden; und erst, wenn er nach Ablauf
ser ihm gewährten Frist die Anerkennung der wahren Lehre
harrlich verweigern würde, sollte er als Ketzer angesehen und
s solcher behandelt werden. Obschon die Bulle mehr im Tone
iterlicher Betrübniß, als strafender Härte abgefaßt war, so
nfehlte sie doch jetzt um so mehr ihre Wirkung, weil der
apst die Verkündigung und Vollstreckung derselben gerade dem
rößten Gegner Luther's, dem Doctor Eck, aufgetragen hatte,
elcher gleich nach der Leipziger Disputation nach Rom gereiset
ar. Denn nun ließ sich Luther von der Heftigkeit seines
harakters so weit hinreißen, daß er am 10. Dezember 1520
ach einer vorhergegangenen öffentlichen Bekanntmachung an
er Spitze eines großen Volkshaufens die päpstliche Bulle nebst
em alten Kirchenrechte vor dem Thore von Wittenberg ver-
rannte und hiermit den entscheidenden Schritt that, durch wel-
en er sich auf immer von der katholischen Kirche trennte. An
er Flamme des Scheiterhaufens, der jene Schriften in Asche
erwandelte, werden wir nun bald die Fackel eines furchtbaren
Religionskrieges sich entzünden sehen, der unser schönes von
Gott so gesegnetes Vaterland fast in eine Einöde verwandelte,
ohne doch die Kluft auszufüllen, die bis auf den heutigen Tag
ie Katholiken von den Lutheranern trennt.

Zwingli. — Fast zu gleicher Zeit mit Luther stand auch in der Schweiz ein Reformator auf, Ulrich Zwingli, Pfarrer zu Zürich, welcher in der Folge der Stifter der sogenannten reformirten Kirche wurde. Er begann im Jahre 1519 zuerst wider die Mißbräuche des Ablasses zu predigen und griff dann eine Lehre der katholischen Kirche nach der andern an. In den meisten Punkten war er mit Luther einverstanden, Beide erklärten die hl. Schrift für die einzige Quelle des Glaubens, die für Jeden klar sei. Diese Klarheit konnte jedoch nicht

hindern, daß Luther und Zwingli aus den einfachen W
Christi beim letzten Abendmahle: „Das ist mein Leib!"
ganz verschiedene Ansicht vom heiligen Abendmahle sich bild
Luther behauptete die wirkliche Gegenwart Christi im Br
Zwingli dagegen läugnete diese und wollte das Brod nur
bildliches Zeichen zur Erinnerung an den Tod Christi g
lassen. Hierüber erhob sich ein wüthender Streit zwischen
beiden Reformatoren und ihren Anhängern, und beide Part
trennten sich völlig.

Calvin. — Den von Zwingli angebahnten Weg verfo
Johann Calvin. Dieser war 1509 zu Noyon in Frankr
geboren. Seine Jugendzeit verlebte er in seinem Vaterla
wo er abwechselnd der Theologie und der Rechtswissensch
oblag. Mancherlei Verbindungen, die er dort mit den Freun
der deutschen Reformation anknüpfte, entschieden seine Geis
richtung. Sobald er aber mit dieser hervortrat, mußte er
Land verlassen. Er begab sich nach der Schweiz und ma
zuletzt Genf zum Mittelpunkte seiner Bestrebungen. Als P
diger und Lehrer der Theologie gründete er hier ein neues Le
system, welches in mehren Punkten von der Lehre Luther's
wohl als auch Zwingli's abwich. Je höher sein Ansehen sti
desto größer wurde auch seine Unduldsamkeit gegen Alle, die
nicht zu seiner Lehre bekennen wollten. Er starb 1564. V
Genf aus verbreitete sich seine Lehre in das benachbarte Fra
reich, weiter in die Niederlande, nach Schottland und in me
deutsche Länder. Calvin's Anhänger nannten sich ebenfalls R
formirte, erhielten aber in Frankreich den Namen Hugeno
ten, in Schottland Presbyterianer oder Puritaner.

4. Luther auf dem Reichstage zu Worms (1521).

Unterdessen war Karl V. an die Stelle seines verstorben
Großvaters Maximilian zum deutschen Kaiser erwählt. Sei
Erhebung hatte er vorzüglich dem Kurfürsten von Sachse
Friedrich dem Weisen, zu verdanken, der selbst die ihm ang

botene Kaiserkrone zu Gunsten des jungen hoffnungsvollen Enkels Maximilian's ausgeschlagen hatte. Jetzt bewarben sich beide Parteien, die Katholiken sowohl als die Lutheraner, um die Gunst des neuen Kaisers. Der Kurfürst von Sachsen insbesondere bot seinen ganzen Einfluß bei ihm zu Gunsten Luther's auf. Luther selbst richtete an den Kaiser ein Schreiben, in welchem er sich bitter über seine Widersacher beklagte und dringendst um Schutz bat. Erasmus, Hutten und mehre andere Gelehrten fuhren fort, durch Schriften aller Art die Gährung zu erhalten und zu befördern. Alles war in gespannter Erwartung, auf welche Seite sich der neue Kaiser in der Kirchenfrage wenden würde. — Karl hing mit ganzer Seele an dem Glauben seiner Väter und war entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, die obwaltenden Streitigkeiten zu heben und so Ruhe und Frieden in Kirche und Staat wieder herzustellen. Er hatte einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben; auf diesem sollten auch die kirchlichen Angelegenheiten zur Sprache gebracht und, wo möglich, beseitigt werden. Fast auf diese allein war die Aufmerksamkeit der Nation gerichtet. Auf der Reise nach Worms ließ der Kaiser den Kurfürsten auffordern, Luther nach dem Reichstage zu schicken.

Im Anfange des Jahres 1521 wurde er eröffnet. Es war einer der größten und glänzendsten, die je gehalten worden. Fast alle deutschen Fürsten waren auf demselben anwesend. In ihrer Mitte trat der päpstliche Legat Aleander auf und las die zweite zu Rom erlassene Bannbulle vor, in welcher der Bann, welcher in der ersten nur bedingungsweise ausgesprochen war, jetzt ganz unbedingt über Luther und alle seine Schirmer und Anhänger verhängt ward. Zugleich hielt er eine feierliche Rede, in welcher er ausführlich bewies, daß Luther wirklich Sätze lehre, die von der Kirche verworfen worden seien. Dann setzte er hinzu: „es sei durchaus zwecklos, ihn nach Worms zu berufen; denn die Erfahrung habe gezeigt, daß er sich durchaus von Niemandem belehren lasse; daß er seine eigene Autorität

an die Stelle der Autorität der Kirche setze und bei seinen Irthümern hartnäckig beharre." — Allein die meisten Fürsten drangen in den Kaiser und stellten ihm vor, wie gefährlich es sei, einen Mann ungehört zu verurtheilen, der schon so zahlreiche Anhänger in Deutschland gefunden habe. Sie trugen daran an, daß er unter sicherem Geleite nach Worms berufen und durch verständige Männer verhört würde; — denn aus Besorgniß hatte ihn der Kurfürst noch nicht nach dem Reichstag geschickt. Die Rede des Legaten hatte zwar einen tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht, ihn jedoch nicht vermocht, den vielseitigen Verlangen der Reichstände sich zu widersetzen. Er schickte deshalb einen Herold mit einem Geleitsbriefe nach Wittenberg, um Luther herüberzuholen.

Am 4. April trat Luther in Begleitung vieler Freunde und des kaiserlichen Heroldes heiteren Muthes die Reise an. In allen Städten, in allen Orten, durch welche ihn der Weg führte, wurde sein Wagen von Menschen umringt. Alle wollten den kühnen Mönch sehen, der es gewagt hatte, dem Papste, vor welchem sich Kaiser und Könige früher gedemüthigt hatten, öffentlich den Krieg zu erklären. Am 16. April kam er zu Worms an. Eine ungeheure Volksmenge erwartete ihn am Thore, und nur mit Mühe konnte sein Wagen zur Herberge durchdringen. Bis tief in die Nacht war diese von neugierigen Zuschauern umringt. Gleich am folgenden Morgen holte ihn der Reichsmarschall zur Versammlung ab. Und als Luther in den Vorhof kam, wo mehre Ritter standen, klopfte ihm im Vorbeigehen der in den Waffen ergraute Ritter Fronsberg auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und viele Obersten auch in unsern allergefährlichsten Schlachten nicht gemacht haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß; so fahre nur in Gottes Namen, und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Jetzt rauschten die Saalthüren auf, und Luther trat ein in die hohe Versammlung. Aller Augen waren auf den hereintretenden

nach gerichtet. Ehrerbietig nahete sich dieser dem Throne des
sers. Nun richtete man an ihn die Frage, ob er die Bü-
r — welche man ihm vorzeigte — für die seinigen aner-
ne? Und als er sich ohne Anstand für den Verfasser be-
nte, fragte man ihn weiter, ob er bereit sei, ihren Inhalt
widerrufen? In diesem entscheidenden Augenblicke schien ihn
Zuversicht, mit welcher er gekommen war, zu verlassen; denn
bat sich Bedenkzeit aus. Seine Bitte ward ihm gewährt,
doch nicht ohne den Vorwurf, daß er ja Zeit genug gehabt
be, zuvor darüber nachzudenken. Um so größer aber war
Entschlossenheit, mit welcher er am folgenden Tage bei seinen
rundsätzen verharrte und die Aufforderung zum Widerrufe
t der Erklärung von sich wies: „sein Gewissen erlaube ihm
cht, zu widerrufen, so lange er nicht überzeugt sei, daß seine
einung der Bibel widerspreche.“ Er schloß mit den Worten:
hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

Einige Tage hindurch suchte man in Privatversammlungen
uther von seiner Widersetzlichkeit abzubringen. Vergebens! Er
ies immer auf die Bibel als alleinige Richtschnur des Glau-
ens hin, wollte aber nur seine Auslegung gelten lassen. End-
ch forderte ihn der Kurfürst von Trier auf, selbst ein Mittel
die Hand zu geben, um alles wieder in Ordnung zu bringen.
uther aber entgegnete ihm: „Ist dies ein Menschenwerk, so
rd es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr
nimmer zerstören.“ Da erklärte der Kaiser feierlich: „er sei
tschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, ja das Leben
lbst daran zu setzen, damit dieses gottlose, ihm und dem deut-
hen Volke zur ewigen Schande gereichende Unternehmen keinen
eiteren Fortgang habe.“ Sein kaiserliches Wort aber hielt er
m und gewährte ihm das freie Geleit auf ein und zwanzig Tage.
Dann aber sollte gegen ihn die Reichsacht in Geltung treten, wie
gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden.
Allein für Luther's fernere Sicherheit war schon gesorgt. Am
ritten Tage nach seiner Abreise von Worms gab er dem Reichs-

boten zu Friedberg den Geleitsbrief zurück und fuhr unter
Schutze einer berittenen Abtheilung seiner Freunde nach Eisen
Bei Altenstein im Thüringer Walde hieß er seine Begle
vorausreiten und die Herberge bestellen. Gleich darauf rit
zwei Edelleute, Vertraute des Kurfürsten, verlarvt an den
gen heran, rissen ihn mit scheinbarer Gewalt heraus und br
ten ihn, als Ritter verkleidet, auf ein einsames Bergschloß
Eisenach, die Wartburg genannt. Der Ort seines Aufenthal
ward vor Freunden und Feinden sorgsam verborgen. Er l
auf demselben unter dem Namen Junker Jörg und t
ritterliche Kleidung. Seine Gegner glaubten ihn todt; er a
arbeitete fleißig, übersetzte das neue Testament, beantwortete
Vorwürfe seiner Feinde und schrieb seinen Freunden Briefe
Trostes und der Ermunterung. Noch wird auf der Wartb
die Wohnstube seines zehnmonatlichen Aufenthaltes gezeigt.

5. Die ersten Religionsunruhen.

Karlstadt. — Aufstand der Bauern. — Thomas Münzer.

Karlstadt. — Luther hatte, den Katholiken gegenüb
stets die Bibel für die einzige klare Quelle des Glaubens
klärt. Auf diesen Grundsatz gestützt traten nun aber von
zu Zeit, aus der Mitte der Anhänger seiner Lehre selbst, a
Andere auf, welche ihre Lehrmeinungen ebenfalls auf die Bi
stützten, die biblischen Stellen aber wieder ganz anders a
legten, als Luther. Der Erste, welcher diese Bahn betrat, w
der früher genannte Karlstadt. Während Luther einsam
der Wartburg saß, kam es in Wittenberg durch Karlstadt
höchst stürmischen Auftritten. Nicht genug, daß er die ga
Gestalt des öffentlichen Gottesdienstes umänderte, das Abe
mahl Jedem, der es wollte, ohne vorgängige Beichte, un
beiden Gestalten ertheilte; er rannte an der Spitze eines ro
Haufens gleichgesinnter Mönche, Studenten und Bauern du
die Kirchen, zerschlug Altäre und geweihte Gefäße, warf Bil

d Beichtstühle hinaus und verübte rohe Gewalt gegen die, elche sich seinen Rasereien widersetzten. Oft auch lief er in e Werkstatt der Gerber und Schuhmacher, um sich von diesen uten die heil. Schrift auslegen zu lassen. Wenn sie sich mit rer Unwissenheit entschuldigten, so berief er sich auf den bi-lischen Spruch: „daß Gott den Einfältigen geoffenbart habe, as den Weisen und Verständigen verborgen geblieben wäre." obald Luther von diesen und ähnlichen Gräuelauftritten hörte, rließ er sogleich, selbst gegen den Willen seines Kurfürsten, ie Wartburg und eilte nach Wittenberg. Acht Tage hinter inander predigte er mit eindringender Beredtsamkeit gegen die ilde Meuterei und Bilderstürmerei, und es gelang ihm, die lamme des Aufruhres zu dämpfen. Aber kaum war sie hier edämpft, so schlug sie dort wieder hoch empor.

Der Bauernkrieg (1524—1525). — Es erhoben sich plötzlich, wie nach gemeinsamer Verabredung, in mehren Ge-genden Deutschlands die unteren Volksklassen gegen die oberen, besonders die hartgedrückten Bauern gegen ihre Gutsherren. Auch sie waren durch die Bewegung der Zeit aufgerüttelt. Si-hörten Luther von christlicher Freiheit reden und ver-standen darunter nicht bloß die Glaubensfreiheit. Schon lange waren sie mit dem traurigen Zustande, in welchem sie lebten, höchst unzufrieden. Die Frohndienste, welche die geistlichen und weltlichen Herren von ihnen forderten, der Druck der Abgaben, Alles dieses nährte unter den Landleuten einen stillen Grimm, der nur eines schwachen Anlasses bedurfte, um in Aufruhr und Empörung loszubrechen. Luther's Schrift über die christliche Freiheit wandten sie auf ihren gegenwärtigen Zustand an und forderten auch eine bürgerliche Freiheit. Schwär-merische Anhänger der Reformation gossen durch Schriften und Reden Oel in die lodernde Flamme und wurden zum Theil Leiter und Führer der Empörung.

Die Bauern stellten ihre Forderungen in zwölf Artikeln zusammen, beriefen sich für alle ihre Forderungen auf die Bibel,

und schickten sie an Luther, damit er über sie einen Ausspru
thue. Dieser fand ihre Forderungen nicht ungegründet, jedo
ermahnte er sie dringend zur Ruhe, ihre Herren aber zu ein
zeitgemäßen Mäßigung. Allein seine Ermahnungen fanden web
bei den Bauern, noch bei ihren Herren Eingang. In Franke
Schwaben, Thüringen, Elsaß, überall brach die Empörung au
überall rotteten sich die Bauern zusammen und zogen unt
schrecklichen Verwüstungen hierhin und dorthin, um die zwö
Artikel mit Gewalt zur Ausführung zu bringen. Dabei wurde
Kirchen, Klöster und Burgen ausgeplündert, Bilder und Cruc
fixe zerschlagen, Priester an Altären mißhandelt. Karlstadt selb
stand an der Spitze einer dieser Banden. Vergebens baten, e
mahnten, droheten die Fürsten; vergebens donnerte Luther g
gen die Aufrührer in einer Schrift: „Wider die mordischen un
räuberischen Rotten der Bauern!" Nichts vermochte ihre Wut
zu entwaffnen. Endlich aber zogen von allen Seiten schwer
Gewitterwolken sich zusammen, deren Blitze Schlag auf Schla
die verworrenen Haufen der Bauern treffen sollten. Es sammelt
sich ein Heer des schwäbischen Bundes unter dem Hauptman
Georg Truchseß von Waldburg und trieb die schlechtbewaffneten
zum Kriege nicht geübten Haufen auseinander, an welchen nu
die verübten Grausamkeiten mit gleicher Härte vergolten wurden

Thomas Münzer (1525). — Bevor noch dieser Aufruh
gestillt war, brach ein anderer in Thüringen aus. Thomas
Münzer stand hier an der Spitze. Dieser höchst schwärme
rische Mann, der früher Weltpriester zu Zwickau gewesen, aber
wegen seiner aufrührerischen Lehren von dort vertrieben wor
den war, rühmte sich besonderer Offenbarungen Gottes, durch
welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit weit klarer ge
worden sei, als Luther sie kenne und lehre. Nach diesen vor
geblichen Offenbarungen sollte jetzt ein ganz neues christliches
Reich gestiftet werden, in welchem völlige Gleichheit herrsche
und alle Güter gemeinschaftlich seien. „In diesem neuen Reiche
bedürfe es der Fürsten, der Obrigkeit, des Adels, der Geistlichkeit

ht, und der Unterschied zwischen Reichen und Armen sei ein
st unchristlicher.“ Zugleich verwarf er alles, was er nicht
t klaren Worten in der heil. Schrift ausgesprochen fand,
affte deshalb auch die Kindertaufe ab und lehrte die Noth-
ndigkeit der Wiedertaufe für die Erwachsenen. Daher ihr
ame Wiedertäufer (Anabaptisten). In dieser unruhigen,
elfach bewegten Zeit, wo jede Neuerung hastig aufgegriffen
rde, mußte diese Lehre sich leichten Eingang, besonders bei
m gemeinen Volkshaufen, verschaffen, da sie demselben so an-
hnliche Vortheile zusicherte. Jetzt wollte der Arme nicht mehr
beiten; er ging, so oft ihm dieses oder jenes fehlte, zu einem
eichen und forderte es aus christlichem Rechte. Wurde es ver-
eigert, so nahm er es sich mit Gewalt oder erhielt es durch
Münzer's Ausspruch. Vorzüglich waren es die Bauern, die sich
m diesen neuen Propheten rotteten. Unter seiner Anführung
gen sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um jenes
benteuerliche Reich zu verbreiten. Verwüstung bezeichnete ihren
Weg. Die blühendsten und volkreichsten Landschaften wur-
en Einöden voll rauchender Trümmer. Münzer aber freuete
ch über das große Feuer, welches er angezündet hatte.

Aber auch seine Stunde nahete. Als die Noth am höchsten
ar, rüsteten die Fürsten, dem Unglücke zu steuern. Sie ließen
r Heer gegen Frankenhausen aufbrechen, wo die Bauern auf
nem Berge ihr Feldlager aufgeschlagen und mit einer Wagen-
urg befestigt hatten. Um nichts unversucht zu lassen, den be-
hörten Haufen zur Vernunft zurückzubringen, schickten die Für-
en einige Abgeordnete ab und ließen ihnen Verzeihung an-
ieten, wenn sie die Waffen ablegten und die Rädelsführer
uslieferten. Da erschrak Münzer über die Gefahr, welche ihm
rohete. Er versammelte seine Rotten um sich und hielt an sie
ine Rede voll Feuer. „Werdet nicht kleinmüthig bei der schein-
aren Gefahr,“ rief er unter Anderm, „sondern greifet die ver-
uchten Feinde an. Fürchtet ihr Geschütz nicht; denn ihre Ku-
eln sollen euch nicht treffen, ich will sie mit meinem Aermel

auffangen." Und als er von dem Drucke der Obrigkeit, Lasten der Geistlichkeit sprach, erschien plötzlich das Zeichen Friedensbundes zwischen Gott und den Menschen, ein Regbogen. Da streckte Münzer seine Hand zum Himmel aus u rief: „Sehet, liebe Brüder, das ist das Zeichen des Sieg welches uns der Himmel gibt. Auf denn zum Kampfe!" To kühn nahmen sie der Fürsten Friedensboten gefangen und h ben einen von diesen nieder. Diese Unthat beschleunigte d Bauern Verderben. Die Fürsten ließen zum Angriffe blase und sobald die Kanonen donnerten und die Reiter heranspren ten, warf sich die ganze Rotte der Bauern in die wildeste Fluc Aber nun war die Reue zu spät. Fünftausend wurden erschl gen, die Stadt Frankenhausen eingenommen, und alsdann dre hundert Bürger und Bauern enthauptet. Münzer, welcher ein der Ersten gewesen war, welche die Flucht ergriffen hatte wurde in Frankenhausen auf einem Heuboden entdeckt. Er sta unter dem Schwerte des Henkers kleinmüthig und verzagt.

So endete die neue christliche Gemeinde, und mit ihr de ganze Aufstand der Bauern, in der Schlacht bei Frankenhause am 15. Mai 1525, wo der Schlachtberg bis auf diesen Ta das Denkmal der Niederlage des Landvolkes ist. Nicht ohn eigene Schuld fiel es in die alte Knechtschaft und Dienstbarkei zurück. — Im Ganzen wird die Zahl der Opfer des Bauern krieges etwa auf 100,000 berechnet; der Verlust an zerstörten Eigenthum, besonders auch an Kunstschätzen, ist unberechenbar Noch jetzt sind die Ruinen vieler Burgen und Klöster Zeuge jenes Gewittersturmes, der über unser Vaterland zerstörend dahin fuhr.

6. Fortgang der Reformation.

Man hätte denken sollen, diese traurigen Ereignisse, welche mit der Reformation so eng zusammenhingen, hätten ihrer Ausbreitung große Hindernisse in den Weg legen müssen; nichts desto weniger hatte sie ihren Fortgang und schied von Zeit zu

noch mehre Lehren und Einrichtungen der alten Kirche sich aus. Die Messe wurde abgeschafft und der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten; die Mönche ihrer Gelübde entbunden, und jedem die Freiheit ertheilt, das Kloster zu verlassen. Allen Geistlichen ward die Ehe gestattet; Luther selbst vermählte sich mit einer ausgetretenen Nonne, Katharina von Bora. Von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche behielt er nur zwei bei, die Taufe und das Abendmahl (unter beiden Gestalten). Der damalige König von England, Heinrich VIII., schrieb deshalb eine lateinische Abhandlung gegen ihn, in welcher er die Lehre der katholischen Kirche von den sieben Sakramenten vertheidigte. Er erhielt dafür vom Papste den ehrenvollen Titel: defensor fidei — Vertheidiger des Glaubens, — gleichwie die Könige von Frankreich schon seit langer Zeit durch den Titel der Allerchristlichsten, und die Könige von Spanien durch den der Katholischen ausgezeichnet worden waren. Auch der gelehrte Erasmus aus Rotterdam, früher ein Freund Luther's und warmer Anhänger der Reformation, so lange es galt, bloß Mißbräuche abzustellen, trat jetzt öffentlich gegen Luther auf und bereuete, dessen Sache durch frühere Schriften befördert zu haben.

Die neue Kirchengemeinde beschränkte sich bald nicht bloß auf das Gebiet des Kurfürsten; sie fand auch nach und nach in Sachsen, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, einzelnen Theilen von Braunschweig, in dem Ordenslande Preußen — welches dadurch im Jahre 1525 in ein erbliches Herzogthum für den deutschen Hochmeister Albrecht von Brandenburg verwandelt wurde, — wie auch in Dänemark und Schweden Eingang. — Nicht unbedeutende äußere Vortheile erwuchsen den einzelnen Fürsten aus der Einführung der Reformation in ihre Staaten. Alle Verbindung mit Rom ward dadurch aufgehoben; die Rechte, welche früher die Bischöfe ausgeübt hatten, erhielten sie jetzt selbst und wurden so freie und unumschränkte Herrscher ihrer Staaten. Auch kamen sie durch die Aufhebung

der vielen Stifter und Klöster in den unabhängigen
reicher Kirchengüter.

Der Kaiser Karl hatte, wie wir oben hörten, einen ern
Widerwillen gegen die Reformation; allein die vielen aus
tigen Kriege, in welche er seit dem Antritte seiner Regier
unabläſſig verwickelt wurde, nahmen alle seine Zeit und K
zu sehr in Anspruch, als daß er gegen die Ausbreitung
selben kräftig und durchgreifend hätte auftreten können.
wollen deshalb zuvor den Faden der Weltgeschichte seit
Tode des Kaisers Maximilian wieder aufnehmen.

7. Karl V. (1519—1556).

Seine auswärtigen Kriege.

Karl, unter den Kaisern dieses Namens der Fünfte, wu
im Jahre 1500 zu Gent in Flandern geboren und daselbst
zogen. Sein Vater war Philipp der Schöne von Oesterrei
ein Sohn Maximilian's; seine Mutter Johanna, die Tochter F
dinand's von Aragonien und Isabella's von Kastilien. — Sch
in früher Jugend fielen ihm vermöge des Erbrechtes die he
lichsten Kronen zu. Kaum siebenzehn Jahre alt erbte er v
Seiten seiner Mutter die Königreiche Spanien, Neapel und Sc
dinien, und erhielt durch die glücklichen Entdeckungen des Colu
bus, Cortez und anderer Seehelden das große goldreiche Am
rika; als Sohn Philipp's war er der Erbe der österreichisch
und burgundischen Stammländer seines Hauses. Dieser mächti
König, der bereits ein so weitläufiges Reich besaß, daß d
Sonne in demselben nicht unterging, strebte gleich nach dem Hi
tritte seines Großvaters Maximilian auch nach der glänzen
sten Krone von allen, der deutschen Kaiserkrone. Schon sei
Großvater hatte ihn auf dem Reichstage zu Augsburg be
Fürsten empfohlen, indem er ihnen vorstellte, daß seine Vor
eltern diese höchste Würde schon seit geraumer Zeit verwalte
hätten, daß sein deutsches Erbe an jene Gegenden grenze, welch

n Anfällen der Türken am meisten ausgesetzt wären, und ß seine Macht mehr als hinreichend sei, diesen gefürchteten rbfeind der Christenheit zurückzuweisen. Gleichwohl schienen ese Beweggründe seine Erwartung so wenig zu fördern, daß e vielmehr die Erfüllung derselben in ihrem Fortschritte hemm- en. Denn die Fürsten besorgten, es möchte alsdann in der roßen Ländermasse das deutsche Reich zu einer unbedeutenden rovinz herabsinken, und unter einer so umfassenden Macht möchten ihre eigenen so mühsam erworbenen Freiheiten und Rechte wieder untergehen.

Sein eifrigster Nebenbuhler bei der Bewerbung war der junge ritterliche König von Frankreich, Franz I., welcher we- der Geld noch Versprechungen sparte, um sein Haupt mit der deutschen Kaiserkrone zu schmücken. Allein auch diesen fürchte- ten die Fürsten. Zudem hielten sie es für die deutsche Nation entehrend, einen Franzosen zum Kaiser zu haben. Sie ent- schlossen sich endlich, ein Oberhaupt aus eigener Mitte zu wäh- len, und trugen die Krone dem Kurfürsten von Sachsen, Frie- drich dem Weisen, an. Dieser aber, schon hochbejahrt, lehnte die glänzende Bürde ab und lenkte die Wahl auf den jungen hoffnungsvollen Enkel Maximilian's, der aus deutschem Blute stamme, das Reich zu schützen mächtig sei, und dessen Uebermacht sich durch einen strengen Wahlvertrag — nachher Kapitula- tion genannt — für die deutschen Fürsten unschädlich machen lasse. So wurde Karl im Jahre 1519 zum deutschen Kaiser gewählt und das Jahr darauf mit ungewöhnlicher Pracht zu Aachen gekrönt.

Durch diese Wahl sah sich der französische König in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht und wurde nun des Kaisers er- bittertster Feind. Besonders war es das Uebergewicht in Ita- lien, welches die beiden mächtigsten Monarchen Europas jetzt zu erringen strebten, und welches die Ursache zu vier blutigen Kriegen wurde, die innerhalb zwanzig Jahre zwischen ihnen geführt wurden.

Erſter Krieg mit Franz I. — Dieſer begann gle
nach der Rückkehr des Kaiſers vom Reichstage zu Worms, 152
und dauerte bis zum Jahre 1525. Italien, der Hauptgege
ſtand des Krieges, war auch deſſen Schauplatz. Mit dem Ka
ſer verband ſich der Papſt Leo X., der die kleinen Fürſte
von Italien in einen Bund zuſammenbrachte, um die Franzoſe
von der Halbinſel zu vertreiben. Auch der König von En
land, Heinrich VIII., deſſen Miniſter, Kardinal Wolſey, dur
glänzende Verſprechungen von Karl gewonnen war, trat de
Bunde gegen Frankreich bei. Den vereinten Anſtrengungen
vieler Kräfte war Franz nicht gewachſen. Der Kaiſer nah
durch ſeinen Feldherrn Peſcära und durch Georg vo
Freundsberg, den tapferen Führer deutſcher Landsknecht
Mailand und Genua ein und vertrieb die Franzoſen aus Ita
lien. Und als Franz ſich zu ſeiner Wiedereroberung rüſtete
trat der Herzog Karl von Bourbon, ein Vetter des Kö
nigs von Frankreich, den dieſer beleidigt hatte, zum Kaiſer über
Der Feldzug der Franzoſen mißlang. Auf dem Rückzuge fie
auch Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel“. Jetz
machten die Kaiſerlichen auf Bourbon's Rath einen Einfall in
das ſüdliche Frankreich; dieſer jedoch mißlang. Da faßte Fran
neue Hoffnung. An der Spitze ſeines Heeres brach er ſelbſt
nach Italien auf, nahm faſt ohne Widerſtand Mailand ein
und belagerte dann das feſte Pavia.

Schlacht bei Pavia (1525).*) — Inzwiſchen waren die
Kaiſerlichen zum Entſatze herangekommen und erfochten hier den
glänzendſten Sieg. Das ganze Heer der Franzoſen und ihrer
Hülfstruppen löſete ſich in wilde Flucht auf. Mitten im Ge-
tümmel hielt der König, muthig wie immer, feſten Stand. Er
war zweimal im Geſichte und einmal an der Hand leicht ver-
wundet, ſein Pferd unter ihm getödtet worden; und dennoch
wollte er ſich den Spaniern nicht ergeben, die ihn umringten.

*) Gleichzeitig die Schlacht bei Frankenhauſen, welche dem
Bauernkriege in Deutſchland ein Ende machte.

zum Glück erkannte ein französischer Edelmann in Bourbon's Diensten seinen König und rief den edelen Lannoy, den Vicekönig von Neapel, herbei. Dieser küßte knieend des Königs Hand, empfing dessen Schwert und überreichte ihm sein eigenes, weil, sagte er, es sich nicht geziemt, daß ein so großer König ohne Waffen vor einem Unterthan steht. Franz ward gefangen nach Madrid abgeführt. Hier unterzeichnete er nach elfmonatlicher Gefangenschaft einen harten Frieden, in welchem er sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und das Herzogthum Burgund begab. Aber kaum war er wieder frei und nach Frankreich zurückgekehrt, so nahm er die Abtretung Burgunds zurück, indem er die verweigerte Einwilligung der Stände vorgab.

Zweiter Krieg mit Franz I. — Karl's Glück und Uebermacht hatte plötzlich alle seine Verbündeten zu seinen Feinden gemacht, denn Franz sollte nur gedemüthiget, keineswegs aber unterdrückt werden. Der König von England, der Papst Clemens VIII., Mailand, Venedig und Florenz, alle traten auf des Königes Seite. Der Kaiser, höchst erbittert über die Treulosigkeit seines Gegners, schalt ihn einen Eidbrüchigen und forderte ihn zum Zweikampfe heraus; allein der sonst so ritterliche Franz wollte lieber sein Heer entscheiden lassen. So kam es im Jahre 1526 zum zweiten Kriege, der bis 1529 dauerte. Das Glück blieb auf des Kaisers Seite. Bourbon stand noch mit seinem Heere in Italien. Weil er aber von dem Kaiser ohne Unterstützung gelassen wurde, und seine unbezahlten Truppen bereits zu murren anfingen; so faßte er den verzweifelten Plan, seine Truppen nach Rom zu führen und sie an dem Papste bezahlt zu machen. Der 6. Mai 1527 war der Tag des allgemeinen Sturmes. Die Römer fochten mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit, die eines besseren Schicksals würdig waren. Bourbon selbst fiel unter den Mauern mit der Fahne in der Hand, von einer feindlichen Kugel getroffen. Des Herzoges Tod aber feuerte die Stürmenden nur zu noch größerer Tapferkeit an. Endlich ward die Stadt erobert, und

nun von den Soldaten, die auf keinen Befehl eines Führ mehr achteten, die größten Gräuel verübt. Die Spanier u Italiener beschränkten sich hauptsächlich auf die Plünderung Häuser und Paläste; die Deutschen aber, welche Luther's Le angenommen hatten, beraubten Kirchen und Klöster. Der Pap welcher in die Engelsburg geflohen war, ward gezwungen, d deutschen Heere 400,000 Dukaten zu versprechen, und wur bis zu deren Bezahlung in Gefangenschaft gehalten. Sec Monate nachher gelang es ihm jedoch zu entfliehen und Hälfte der versprochenen Summe zu retten.

Dieser Vorfall in Rom erregte die größte Bestürzung u reizte Alle zum Unwillen und Zorn gegen den Kaiser. Ka aber schickte Briefe an alle christlichen Fürsten, in welchen sich sehr sorgfältig wegen jener Auftritte entschuldigte, die ga ohne sein Wissen und seinen Willen geschehen seien. Er lie allgemeine Trauer anlegen und sogar für die Befreiung de Papstes in den spanischen Kirchen öffentlich beten.

Das kaiserliche Heer, welches durch die vielen Ausschwei fungen sehr geschwächt war, zog sich nach Neapel zurück un wurde von den nachrückenden Franzosen auf das Hitzigste ver folgt. Selbst Neapel würde in des Königs Gewalt gekomme sein, wenn nicht der Doge (Oberhaupt) der Republik Genua, der berühmte Seeheld Andreas Doria, unerwartet zu Karl übergetreten wäre. Dazu brachen Krankheiten im französischen Heere aus, so daß bei dieser zerrütteten Lage der Dinge der König nichts sehnlicher wünschte, als den Frieden. Auch der Kaiser wünschte ihn; denn wichtige Angelegenheiten warteten seiner in Deutschland. So führte die beiderseitige Ermüdung den Frieden von Cambray (Kammerich) 1529 herbei, in welchem Franz, wie im Frieden von Madrid, auf Italien, namentlich auf Mailand, verzichtete und sich mit des Kaisers Schwester Eleonore vermählte. Burgund blieb dagegen, unbeschadet der kaiserlichen Ansprüche, bei Frankreich.

Karl, der noch nie in Italien gewesen war, trat jetzt mit Nachdruck und kaiserlicher Pracht dort auf und ließ sich zu Bologna vom Papste zum Kaiser, sowie zum Könige der Lombardei krönen. Es ist die letzte Kaiserkrönung, welche Italien sah.

8. Die ersten Bündnisse der lutherisch gesinnten Fürsten.

Reichstag zu Speyer (1529). — Die Protestanten. — Jetzt war für den Kaiser der erwünschte Augenblick gekommen, auch in Deutschland, das seiner so sehr bedurfte, mit Nachdruck aufzutreten. Hier hatte sich unterdessen der Strom der inneren Gährung durch alle Provinzen fortgewälzt. Mehre Fürsten hatten schon öffentlich die neue Lehre in ihre Staaten eingeführt. Der eifrigste unter ihnen war der junge Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Um den Gefahren, welche der neuen Lehre drohten, bei Zeiten zu begegnen, drang er auf ein Vertheidigungs-Bündniß. Dieses wurde im Jahre 1526 zu Torgau von mehren Fürsten uud Grafen geschlossen. Der Kaiser, damals im Kriege mit Franz I., konnte den Wunsch der Katholiken, die Religionsstreitigkeiten beizulegen, selbst nicht erfüllen. Da eröffnete sein Bruder Ferdinand, den er zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, im Jahre 1529 einen Reichstag zu Speyer. Auf diesem wurde von der Mehrzahl der Reichstände beschlossen: die Lutheraner sollten sich bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aller ferneren Neuerungen enthalten. Gegen diesen Beschluß protestirten die Anhänger der Reformation feierlich und erhielten davon den nachher in Gebrauch gekommenen Namen Protestanten.

Augsburger Confession (1530). — Im folgenden Jahre 1530*) kam endlich der Kaiser selbst, nach neunjähriger Abwesenheit, zum großen Reichstage in Augsburg. Auf dem-

*) In demselben Jahre erfand der Bürgermeister Steinmetz Jürgens zu Watenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad, und sein Haus heißt noch jetzt hiervon das Spinnrad.

selben überreichten die Protestanten ihr von Melanchthon m
schonender Nachgiebigkeit abgefaßtes Glaubensbekenntniß in a
und zwanzig Artikeln — welches daher die Augsburg
Confession genannt wird, — damit hieraus genau erseh
werden könne, in wie fern die neue Lehre von der katholisch
abweiche. Die Katholiken gaben unverweilt eine Widerlegu
derselben ein, auf welche zwar die Protestanten durch ei
„Apologie" (Vertheidigung) antworteten, aber desungeachtet
allen ihren Hoffnungen getäuscht wurden; denn der Kaiser g
ihnen am 24. September 1530 folgenden Reichstagsabschie
„Ihr Bekenntniß, das er gnädig angehört habe, sei mit gut
Gründen widerlegt. Um Frieden und Einigkeit im Reiche
erhalten, wolle er ihnen noch bis zum 15. April 1531 Bede
zeit bewilligen, zum katholischen Glauben zurückzukehren."

Schmalkaldischer Bund (1531). — Diese bestimm
Erklärung schreckte die protestantischen Fürsten. Ihre Besorgn
wurde noch vermehrt, als Karl im Anfange des Jahres 153
seinen Bruder Ferdinand, der bereits König von Ungar
und Böhmen war, ungeachtet des Widerspruches der protestan
tischen Fürsten auch zum römischen Könige wählen lie
damit er ihn, da er selten in Deutschland anwesend sein konnt
vertrete. Auch Ferdinand war gegen die neue Lehre und ih
Bekenner. Je größer aber die Gefahr für die Protestante
wurde, um so enger und fester wurde auch ihr Bündniß. Noc
in demselben Jahre versammelten sich ihre Häupter in Schmal
kalden, einer kurhessischen Stadt am Thüringer Walde, un
schlossen hier den schmalkaldischen Bund. Sie versprache
sich gegenseitig beizustehen, wenn sie ihres Glaubens wegen be
fehdet würden, und traten zugleich mit Frankreich, England
und Dänemark des Beistandes wegen in Unterhandlung. Die
ses Bündniß der deutschen Protestanten mit den auswärtigen
Mächten war die erste bittere Frucht der Glaubenstrennung
für das deutsche Vaterland. Dieselbe gewann seit dieser Zeit
immer mehr einen politischen Charakter.

Vielleicht wäre es schon jetzt zu einer blutigen Entscheidung gekommen, hätte nicht die nahe Gefahr, welche dem Reiche von Osten her drohete, den Kaiser zu einer zeitgemäßen Nachgiebigkeit bewogen. Die Türken machten unter ihrem kriegerischen Sultan, Soliman II., häufige Einfälle in Ungarn, drangen sogar im Jahre 1529 bis vor die Thore von Wien und hätten beinahe die Stadt im Sturm erobert. Die Protestanten wollten aber nicht eher Hülfe leisten, als bis man ihnen freie Religionsübung bewillige. Bei der drängenden Noth und Gefahr des Vaterlandes knüpfte der Kaiser neue Unterhandlungen mit den protestantischen Fürsten an und bewilligte ihnen zu Nürnberg 1532 einen vorläufigen Religionsfrieden. Es wurde in demselben festgesetzt, daß Keiner, bis zur Entscheidung durch eine allgemeine Kirchenversammlung, seines Glaubens wegen beeinträchtigt werden solle. Wegen solcher Nachgiebigkeit erklärten sich nun die protestantischen Fürsten nicht nur zur Hülfsleistung gegen die Türken bereit, sondern gaben auch zu Ferdinand's Königswahl ihre Zustimmung. Diese Nachricht setzte den Sultan in Staunen und Schrecken. Schleunigst trat er für jetzt den Rückzug an. Er rechnete aber fest auf die Wiederkehr der religiösen Wirren in Deutschland. An diese knüpfte er alle seine Hoffnungen, alle seine Plane für die Zukunft.

9. Die Wiedertäufer in Münster (1533—1535).

Der Glaubenszwiespalt zwischen den Katholiken und Protestanten trat jetzt auf einige Zeit in den Hintergrund, und der Eifer beider Parteien richtete sich wieder gegen die im Anfange der Reformation gestiftete Sekte der Wiedertäufer, welche alle Grundlagen nicht nur der kirchlichen, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören drohete. Schon schien diese Sekte durch die Hinrichtung Thomas Münzer's und durch die Niederlage seiner Anhänger völlig ausgerottet zu sein, als plötzlich der ganze Gräuel einer völlig ausgebildeten Umsturzpartei in dem neuen Reiche der Wiedertäufer in Münster sich

enthüllte und jetzt von hier aus ganz Deutschland noch einm bedrohete.

In Münster, der Hauptstadt des gleichnamigen westfäl schen Bisthums, herrschte unter der Bürgerschaft schon seit mel ren Jahren eine sehr feindliche Stimmung gegen die weltlich Obergewalt des Bischofes. Die damals in den meisten grö ßeren Städten rege gewordene Sehnsucht nach völliger Freihe und Unabhängigkeit regte sich auch hier und gab zu lärmen den Auftritten Veranlassung. Der Bischof verließ die Stad Die Parteiwuth wurde noch größer, als ein Prediger, Ber nard Rothmann, lutherische Grundsätze zum Vortrag brachte und für diese einen großen Anhang gewann. Und al er deshalb seiner Stelle entsetzt und des Landes verwiesen wurde, veranlaßte er mit seinem Anhange einen ähnlichen Sturm gegen den Katholicismus in Münster, wie damals Karl stadt in Wittenberg. Da kamen die Wiedertäufer, welche vor züglich in den benachbarten Niederlanden ihr Wesen trieben, nach Münster. Das betrübende Bild, welches die durch innere Parteiungen zerrissene Stadt darbot, hatte die Sehnsucht nach einem besseren Zustande der Dinge rege gemacht. Und nun predigten ihnen die Wiedertäufer ihre schwärmerischen Grund sätze von einem neu aufzurichtenden Reiche Christi, in welchem völlige Gleichheit herrsche. Das trügerische Zauberbild zog die Gemüther der aufgeregten und neuerungssüchtigen Menge an; viele ließen sich durch den abermaligen Empfang der Taufe zu Bürgern dieses neuen Reiches einweihen; auch Rothmann schloß sich an die Wiedertäufer.

Zwei der Verworfensten unter den Wiedertäufern waren Johann Bockelsohn, ein Schneider aus Leyden, gewöhnlich Johann von Leyden genannt, und Matthisen, ein Bäcker aus Harlem. — Vergebens ermahnte und drohete der Bischof, vergebens wurden Maßregeln gegen die immer weiter um sich greifende Sekte getroffen; jeder Widerstand schien die Zahl der Anhänger nur zu vermehren.

Eines Tages erhob sich in Münster plötzlich ein Lärm, als die Welt untergehen sollte. Heinrich Rulle, ein Prediger aus Harlem, rannte wie besessen durch die Stadt und schrie unaufhörlich: „Thuet Buße und lasset euch taufen, denn der Tag des Herrn ist nahe; und ziehet aus, ihr Gottlosen!“ Dasselbe Geschrei wiederholten am Nachmittage Johann von Leyden, und Bernhard Knipperdolling, ein Tuchhändler aus Münster, welcher nachmals der Catilina der unglücklichen Stadt genannt worden ist. Mit unbedecktem Haupte, die Augen gen Himmel gerichtet, zogen sie durch die Straßen. Hinter ihnen her strömten Scharen von Männern und Weibern und schrien in wilder Begeisterung durcheinander: „sie sähen die Herrlichkeit Gottes in den Wolken, und Christus mit der Siegesfahne in der Rechten, von Tausenden der Engel umgeben, herniedersteigen, um fortan in Münster, dem neuen Jerusalem, zu herrschen.“ Ueber solche Raserei vergaßen aber die Anführer ihre eigenen Maßregeln nicht, sich zu Herren der Stadt zu machen. Sie drangen auf den Markt und bemächtigten sich des Rathhauses, wo sie beträchtliche Waffenvorräthe fanden. Gleich darauf eröffneten Weiber ein neues Schauspiel, das an Gräßlichkeit alle anderen überbot. Mit fliegenden Haaren und aufgelöst'ten Kleidern rannten sie schamlos umher. Einige warfen sich auf die Erde, schrien, heulten und lachten unter schrecklichen Verzuckungen; andere klatschten in die Hände, knirschten mit den Zähnen und zerschlugen sich die Brust. Dazwischen vernahm man ein wildes Geschrei, Bußermahnungen, Gebete und Verwünschungen.

Diese und ähnliche Auftritte verbreiteten Schrecken über die übrigen Bewohner der Stadt. Mehre der rechtlichen und wohlhabenden Bürger suchten sich der beständigen Angst und dem bevorstehenden Unglücke durch Auswanderung zu entziehen; viele aber ließen sich aus Furcht taufen. In immer größeren Scharen strömten Wiedertäufer aus anderen Gegenden herbei; denn Rothmann hatte ein Einladungsschreiben erlassen, in

welchem es hieß: „Gott habe einen außerordentlich from
und heiligen Propheten (Matthiſen), der das Wort Gottes
und frei von allen menſchlichen Zuſätzen verkündige, nach M
ſter geſandt. Alle, denen ihr Heil am Herzen liege, möc
nur ihre Habe zurücklaſſen und mit Weib und Kind zu ih
kommen, um Jeruſalem und Zion zu ſehen, und Salom
Tempel und den rechten Gottesdienſt wieder aufrichten zu
fen; hier ſollten ſie, außer dem himmliſchen Schatze, zeitl
Güter vollauf haben.“ Das war das Loſungswort für
Pöbel der Umgegend, welcher ſogleich mit Weib und Kind
Haufen nach Münſter ſtrömte, um in dem neuen Zion ſich
die Schätze der rechtlichen Bürger zu theilen.

Als nun die Stadt in den Händen der Wiedertäufer w
wählten dieſe einen neuen Rath und den wüthenden Knipp
dolling zu einem der Bürgermeiſter. Furchtbar begann
abenteuerliche Reich. Kirchen und Klöſter wurden rein aus
plündert, zum Theil zerſtört, Heiligthümer mit Füßen getre
Bilder und Statuen zerſchlagen, ſchriftliche Urkunden und De
mäler zerriſſen, alle gedruckten Bücher, bis auf Luther's Bi
auf öffentlichem Markte verbrannt. Nichts ſollte übrig bleib
was an den vorigen Zuſtand erinnern könnte. Mehre Tauſe
der unglücklichen Bewohner, die ſich nicht taufen laſſen w
ten, wurden unter Wuthgeſchrei mit Prügeln aus der St
getrieben. Selbſt Kranke, ſelbſt Greiſe und ſäugende Müt
fanden bei der wilden Rotte kein Erbarmen. In den Jamm
der unglücklichen Auswanderer tönte gräßlich das Gebrü
„Thuet Buße, das Reich Chriſti iſt nahe!“

Matthiſen, der Prophet aus Harlem, hatte ſeitdem d
höchſte Anſehen in der Stadt erlangt. Er galt mehr als Bü
germeiſter und Rath; ohne ihn ward nichts mehr unternomm
Auf ſeinen Befehl wurde das Eigenthum der ausgewandert
Bürger in beſtimmte Häuſer zuſammengetragen, und ſieb
Männer, Diakonen genannt, zu deſſen Verwaltung angeordn
Einer der Anweſenden, welcher Einrede dagegen that, wur

f der Stelle, vor den Augen der ganzen Versammlung, mit gener Hand von ihm getödtet. Seitdem gehorchte ihm Jeder t schweigender Angst; selbst der Befehl, daß alles Gold und lber, alle Kostbarkeiten als Gemeingut auf das Rathhaus bracht werden sollten, wurde ohne Widerrede vollzogen. End- h rückte der Bischof mit einem Heere gegen die Stadt an und bloß sie enge ein. Da rannte der Prophet, mit einem langen peere bewaffnet, durch die Straßen der Stadt und schrie: Gott sei ihm im Traume erschienen und habe ihm versprochen, e Feinde in seine Hände zu liefern; darum wolle er mit we- igen Männern ausziehen und die Scharen der Ungläubigen rnichten." Und sogleich machte er mit dreißig entschlossenen ämpfern einen wüthenden Ausfall. Allein der neue Gideon nd bei diesem Wagnisse seinen Tod, und nur ein einziger on der verwegenen Schar entging dem Verderben.

10. Fortsetzung.

Johann von Leyden, König von Zion (1534).

Nach ihm ward sein Zögling, der Schneider Johann von eyden, der bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, Führer der unsinnigen Rotte. Damals machte Knipperdolling, ielleicht in dem Wahne, daß größere Tollheit auch zu größe- em Ansehen führe, den Vorschlag, die Spitzen der Thürme bzutragen, da geschrieben stehe, daß alles Hohe erniedrigt erden müsse. Nach eben diesem Ausspruche mußte er es sich ber auch gefallen lassen, daß ihn Johann von Leyden von em höchsten Amte der Stadt, dem des Bürgermeisters, zu dem eringsten, dem des Scharfrichters, erniedrigte. Von nun an atte Johann von Leyden Erscheinungen über Erscheinungen. Einst kam er auf den Markt und schrie: „der himmlische Vater ei ihm erschienen und habe ihm den Auftrag gegeben, den anzen Rath abzustellen, denn fortan müsse Münster, der Berg Zion, von zwölf Richtern unter dem Vorsitze Johann's von eyden, des zweiten Moses, wie die Stämme Israels regiert

werden." Einige Wochen später trat er mit dem Vorschl
auf, daß die Heiligen Gottes in Münster, nach dem Beisp
der Patriarchen und Könige des alten Bundes, mehre Fra
nehmen sollten. Er selbst ging mit dem Beispiele voran.
Propheten Beispiel fand Nachahmung und führte zur wilde
Zügellosigkeit.

Dem Schneider war es bald nicht mehr genug, nur
Moses der neuen Gemeinde zu sein, er wollte in derselben a
den Thron David's besteigen. Hierzu half ihm ein ande
Prophet, Johann Dusentschur, ein Goldschmied aus
benachbarten Stadt Warendorf. Dieser versicherte auf d
Markte vor dem ganzen Volke: „es sei ihm Gott erschienen u
habe ihm offenbart, es solle Johann von Leyden ein Kö
sein über den ganzen Erdboden, über alle Kaiser, Könige, Fü
sten und Gewaltige, er solle ausziehn mit seinem starken He
und alle Könige und Fürsten tödten und nur diejenigen v
schonen, welche Gerechtigkeit lieben." Das ganze Volk stam
über diese neue Weissagung. Johann aber sank in die Kn
und sprach: „Schon vor mehren Tagen, liebe Brüder, hat u
Gott seinen Willen kund gethan; es war ihm aber nach sein
Weisheit gefällig, ihn noch durch ein anderes Werkzeug
bestätigen. Wohlan denn, du gebeutst, Allmächtiger, und de
Knecht gehorcht!" Von dem ganzen Volke wurde nun d
Schneider als König begrüßt. Sein erstes Geschäft war,
bisherigen zwölf Richter abzusetzen. Dann ordnete er sich ein
förmlichen Hofstaat mit königlicher Pracht an. Der Scharfricht
Knipperdolling wurde sein Minister, Bernhard Krechtin
sein Geheimrath. Acht und zwanzig Trabanten bildeten sei
Leibwache. Von nun an erschien er stets in königlichem G
pränge, das Scepter in der Hand; sein scharlachrother Mant
blitzte von Gold und Juwelen. Ihm zur Seite gingen sch
geschmückte Edelknaben, die ein Schwert, eine Bibel, den Reich
apfel und die Krone trugen. Acht und zwanzig Apostel wurd
in alle Welt geschickt, seine Lehre und sein Reich und den U

ergang aller übrigen zu verkündigen. Diese alle aber wur-
en, ſtatt Bürger für das neue Reich zu gewinnen, vom
Schwerte der Gerechtigkeit erreicht.

Das Belagerungsheer machte unterdeſſen nur geringe Fort-
ſchritte; aber um ſo verderblicher wüthete der Hunger unter den
Aufrührern und die Grauſamkeit des neuen Königes, der jeden
Tag mit Mordthaten bezeichnete. Der ärmere Theil des Vol-
kes, welcher ſchon mit Wurzeln, Kräutern, Rinden und Baum-
blättern ſich behelfen mußte, umſchwärmte mit bleichen, hohl-
äugigen Geſichtern den König, wenn er in ſeiner Pracht und
Herrlichkeit durch die Straßen zog, und heulte um Brod. Em-
pört durch die Noth des Volkes und die Grauſamkeit des Kö-
niges, wagte einſt eine ſeiner Frauen die freimüthige Aeußerung
gegen ihn: „Ich kann doch nicht glauben, Johannes, daß un-
ſerem Gotte mit dem Elende gedient iſt, das du über dieſe
Stadt gebracht haſt.“ Da ſchrie Krechting laut auf über die
verwegene Aeußerung. Der König aber ſah ſie bloß mit einem
finſteren Höllenblicke an. Auf dem Markte wollte er ihr ant-
worten, und ſogleich beſchied er das Volk dahin. Er ſelbſt
erſchien mit allen ſeinen Weibern, ließ die Sünderin vortreten,
niederknieen und die übrigen um ſie einen Kreis ſchließen. Und
in dem Augenblicke blitzte des Königes Schwert, und des Wei-
bes Haupt flog vom blutenden Rumpfe. Da ſangen die übri-
gen Weiber mit heller Stimme: „Ehre ſei Gott in der Höhe!“
Jauchzend fielen Zinken und Trompeten ein. Der König griff
eines ſeiner Weiber bei der Hand und begann mit demſelben
auf offenem Markte um den blutigen Leichnam einen luſtigen
Reigentanz. Die anderen Weiber und das Hofgeſinde folgten
dem königlichen Beiſpiele. Das arme bethörte Volk ſchloß ſich
gleichfalls an den tanzenden Zug und ſprang weidlich herum
mit leerem, bellendem Magen, und aus aller Munde ertönte
der Jubelruf: „Ehre ſei Gott in der Höhe!“

Unterdeſſen war die Noth der Belagerten, welche von dem
Heere des Biſchofes und deſſen Verbündeten auf das Engſte

eingeschlossen wurden, zur gräßlichsten Höhe gestiegen, so da sogar Mütter ihre eigenen Kinder geschlachtet haben sollen, u sie sich zum schauderhaften Mahle zu bereiten. Vergebens lie der Bischof die Bürgerschaft wiederholt auffordern, sich a Gnade und Ungnade zu ergeben; die Furcht vor dem entse lichen Johannes war stärker, als die Sehnsucht nach Erlösun die doch jetzt in manchen Herzen aufzusteigen begann. Endli erbarmten sich zwei Bürger der unglücklichen Stadt und leitete in einer stürmischen Nacht vierhundert feindliche Krieger dur den Graben auf den Wall. Die schlafenden Schildwachen wur den niedergehauen, die Thore erbrochen, und ungehindert dran das Häuflein mitten in die Stadt. Da aber wurde Lärm die bewaffneten Bürger liefen zusammen, warfen die letztere der eindringenden Soldaten zurück, verschlossen und besetzte die Thore und griffen nun die schon Eingedrungenen mit dop pelter Wuth an. Fast zwei Stunden lang währte das Ge metzel in der dichten Finsterniß, erschöpft wich die bischöfliche Schar zurück und schlug sich bis zum nächsten schwach besetzten Thore durch. Vor diesem harrte der Feldherr Graf Weyrich von Dhaun, mit dem Kerne seines Heeres. Das Thor wurde gesprengt, und unter lautem Siegesgeschrei strömten die hellen Scharen der Bischöflichen in die offene Stadt. Aber der Sieg war darum noch nicht errungen. Jeden Fußtritt Raum ver kauften die halbverhungerten Wiedertäufer um Blut. Am grimmigsten war der Kampf auf dem Marktplatze. Hier stand der König mit seinen besten Leuten, und es galt, frisch zu strei ten. Die ganze Nacht hindurch währte das Gewürge; blutig stieg über demselben das Morgenroth empor, und der Kampf, bei dem sich Feind und Freund erst jetzt unterscheiden konnten, wurde regelmäßiger. Die Straßen füllten sich mit Leichen, da zwischen strömte das Blut und ertönte das Aechzen der Ster benden, das Wuthgeschrei der Sieger. Nach langem blutigen Kampfe mußten die Wiedertäufer endlich unterliegen. Wer flie hen konnte, floh und versteckte sich in Kellern, wüsten Klöstern oder innern Schlupfwinkeln. Der König verkroch sich auf den

ſten Boden eines Stadtthores. Er wurde aber von einem
ben verrathen und in Feſſeln geſchlagen. Nicht beſſer er-
g es ſeinen Miniſtern Knipperdolling und Krechting. Roth-
nn aber ſtürzte ſich, um den Biſchöflichen nicht lebendig in
Hände zu fallen, mit dem Schwerte in der Fauſt in die
teſten Haufen der Feinde und fiel, ritterlich kämpfend, ehren-
ller, als er gelebt hatte. Acht Tage lang war die Stadt der
auplatz blutiger Auftritte.

Am 28. Juni 1535, vier Tage nach der Eroberung, hielt
Fürſtbiſchof, Franz von Waldeck, ſeinen Einzug in
nſter. Statt des früheren Trotzes und aufrühreriſchen Ge-
lles herrſchte hier jetzt Todesſtille, Reue und Schrecken. Mit
fer Erſchütterung ſah er die ſchreckliche Verwüſtung und das
gemeine Elend, welches aus den magern, gelblichen, von den
sgeſtandenen Qualen verzehrten Geſichtern ſprach, und es
llte ihm nicht heimlich werden in ſeiner Reſidenz. Er ver-
ß ſie ſchon am zweiten Tage.

Jetzt erging das Todesurtheil über die drei Hauptanfüh-
r, Johann von Leyden und ſeine beiden Miniſter. Vor der
llziehung aber wurden ſie, mit ſchweren Ketten behangen, an
e Höfe der benachbarten Fürſten zur Schau herumgeführt,
ie man reißende Thiere zu zeigen pflegt. Dann wurden ſie
ter lauten Verwünſchungen des Volkes nach Münſter zurück-
bracht, wo das Urtheil am 22. Januar 1536 auf der vor
m Rathhauſe errichteten Blutbühne, wo früher des Königes
hron geſtanden hatte, vollzogen wurde. Die Henker feſſelten
n König an einen Pfahl und zwickten ihn mit glühenden
angen. Endlich durchſtieß man ihm Gurgel und Herz mit
lühendem Dolche. Auf gleich barbariſche Weiſe wurden die
iden anderen hingerichtet. Ihre Leichname aber wurden in
rei eiſernen Käfigen, der König in der Mitte, an dem höchſten
hurme der Stadt aufgehängt.

Das war der Ausgang des Aufruhres. Diese Vorgä
hatten die völlige Unterdrückung der Reformation und
dauerhafte Wiederherstellung des Katholicismus in Mün
zur Folge.

11. Karl's fernere auswärtige Kriege.

Kriegeszug gegen Tunis (1535). — Während je
gräuelvollen Stürme in Münster hatte der Kaiser Karl ei
Zug nach Afrika unternommen. Hier hatte der verwegene t
kische Seeräuber Chaireddin, genannt Barbarossa, un
dem Schutze des Sultans sich ein Reich in Algier gegrün
Derselbe eroberte auch Tunis und vertrieb den früheren He
scher dieses Staates, Mulei Hassan. Er kam mit sein
Raubschiffen sogar nach den Küsten von Italien und Spani
Viele tausend Christen waren bereits von ihm nach Afrika fo
geschleppt worden und seufzeten dort in harter Sklaverei. S
cher Schmach der Christenheit konnte der Kaiser nicht gleichgi
tig zusehen. Als Schirmherr derselben hielt er sich in seine
Gewissen verpflichtet, den Seeräubern das ehrlose Handwe
zu legen. Im Sommer des Jahres 1535 setzte er mit ein
großen Flotte, welche der genuesische Seeheld Andreas D
ria befehligte, nach Afrika über. Sein christliches Unternehm
ward herrlich gekrönt. Chaireddin's Heer wurde völlig geschlage
Tunis erobert und als Lehn der spanischen Krone dem frühere
Herrscher Mulei Hassan zurückgegeben. Dieser glänzende Si
gewährte ihm die unaussprechliche Freude, zwei und zwanzi
tausend Christen in ihre Heimath zu entlassen. Den Tag ihr
Befreiung hielt er für den schönsten seines Lebens, und m
Thränen in den Augen soll er gesagt haben: „Dieser Gewin
lohne den Feldzug allein, wenn er auch weiter nichts gewonne
hätte." Jetzt eilten die Befreiten, beschenkt vom Kaiser, in ihr
Heimath zurück und verkündeten den Ruhm ihres Erretter
durch die europäischen Länder. Noch in demselben Jahre kehrt
auch Karl als ein in der ganzen Welt bewunderter und übe

alle Helden des Alterthums hochgepriesener Monarch nach Europa zurück, wo ihn bereits neue Händel erwarteten. *)

Dritter Krieg mit Franz I. — Während Karl in Afrika so rühmlich für die gemeinschaftliche Sache der Christenheit kämpfte, pflog sein Nebenbuhler, der König Franz, die innigste Verbindung gerade mit dem größten Feinde der Christenheit, dem türkischen Sultan, und munterte ihn auf, in Ungarn und Deutschland einzufallen. Auch die Protestanten in Deutschland suchte er gegen den Kaiser aufzuwiegeln und stellte sich deshalb, als ob er ganz ihre Religionsansichten theile. Jedoch diese traueten dem falschen Ausländer nicht, der ihre Glaubensgenossen in Frankreich auf das Heftigste verfolgte; und sie konnten nur einen Monarchen verachten, welcher, der allerchristlichste genannt, mit dem türkischen Sultan gegen das Oberhaupt der Christenheit und den Beschützer der von ihm selbst verehrten römischen Kirche sich förmlich verband. Nur Mailand war der Zielpunkt seines Strebens, und kein Mittel schien ihm zu unheilig, dieses Land dem Kaiser zu entreißen. Im Jahre 1536 fing er deshalb einen neuen Krieg an. Karl, der seinen heimtückischen Gegner nicht aus den Augen gelassen hatte, flog schnell aus Afrika herbei und fiel in Frankreich ein. Schon war er bis Marseille siegreich vorgedrungen, als er nach vergeblicher zweimonatlicher Belagerung aus Mangel an Lebensmitteln und wegen Krankheiten in seinem Heere sich mit Verlust über die Alpen zurückziehen mußte. Durch Vermittelung des Papstes kam

*) In demselben Jahre (1535), in welchem Karl Tunis eroberte, wurden die Wiedertäufer aus Münster vertrieben, Lima von Pizarro gegründet, und Chili in Südamerika von Almagro entdeckt. Auch wurde der Rauchtabak in Europa bekannt, der zuerst von einem spanischen Mönche auf der Insel St. Domingo in der Provinz Tabaco gefunden worden war. Der Franzose Johann Nicot, welcher als Gesandter am portugiesischen Hofe diese Pflanze gesehen hatte, überreichte sie bei seiner Ankunft in Frankreich 1535 der Königin, wovon sie den Namen Nicotiane und Königskraut erhielt. Von den Körben, latein. canistra, in welchen der Tabak verschickt wurde, bekam dieser den Namen Canaster.

1536 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande. Der französische König, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß er doch am Ende Mailand vom Kaiser erhalten würde, überhäufte ihn deshalb von nun an mit Gunstbezeigungen aller Art. Als Karl aber desungeachtet zwei Jahre nachher Mailand seinem Sohn Philipp gab, da entbrannte der Zorn des getäuschten Königes von Neuem. Ungewarnt durch sein früheres Unglück wollte er die Waffen noch einmal entscheiden lassen und wartete hierfür nur den günstigen Augenblick ab. Dieser kam bald.

Kriegeszug gegen Algier. — Im Jahre 1541 unternahm Karl eine zweite Fahrt nach Afrika. Dieses Mal ging der Zug gegen Algier, um den verwegenen Chaireddin, der seinen Räubereien keine Grenzen setzte, in seinem Schlupfwinkel selbst aufzusuchen. Andreas Doria widerrieth zwar, in so stürmischer Jahreszeit — es war schon Herbst — die Fahrt zu wagen; allein auch die größte Gefahr schien dem Kaiser nur gering gegen das erhabene Ziel, das er zu erreichen strebte; auch gedachte er des schönen Tages bei Tunis. Ein edeles Unternehmen verbürgt aber nicht immer einen glücklichen Ausgang. Karl erreichte zwar Afrika; aber ein schwerer Sturm zerstörte den größten Theil der Flotte; ein furchtbarer Regen und die leicht berittenen Türken ließen die ermatteten Truppen nicht lagern, und er mußte froh sein, die Trümmer seines Heeres wieder einschiffen zu können.

Vierter Krieg mit Franz I. — Dieses Unglück des Kaisers, welches durch das Gerücht weit über die Wahrheit hinaus vergrößert worden war, wollte der König Franz benutzen, um Mailand an sich zu bringen. Jetzt endlich, glaubte er, sei der günstige Augenblick gekommen zur Niederwerfung seines Feindes, und erklärte ihm (1542) den Krieg. Als Vorwand gab er an, daß ein französischer Gesandter, welcher nach Constantinopel hatte reisen wollen, im Mailändischen ermordet worden war. — Aber auch dieses Mal entschied das Waffenglück gegen ihn. Karl drang siegend in Frankreich ein und stand schon in

Nähe von Paris, wo sich alles flüchtete; da bot Franz dem
ser Frieden an, der auch für diesen sehr erwünscht war,
il wichtige Angelegenheiten seine Rückkehr nach Deutschland
heischten. Dieser Friede kam im Jahre 1544 zu Crespy
Stande. Franz behielt das streitige Burgund, und Karl
ailand. In vier Kriegen war also nichts erreicht, und alles
enschenblut vergebens vergossen. Doch hatte Franz den Ruhm,
Fortschritte seines Nebenbuhlers gehemmt und einem Herr-
er, vor welchem ganz Europa gezittert hatte, das Gegenge-
cht gehalten zu haben. Er starb schon im folgenden Jahre.

12. Steigende Religionsgährung, Luther's Tod (1546).

Den protestantischen Fürsten konnte nichts erwünschter sein,
s daß der Kaiser, welcher ihren Neuerungen abhold war, in
naufhörliche Kriege bald mit den Franzosen, bald mit den
ürken verwickelt wurde. Denn nun schreckte sie nicht seine
nwesenheit; ungehindert konnten sie in ihre Staaten die Re-
rmation allgemein einführen und sich zur Vertheidigung der-
lben immer enger mit einander verbinden. Die Türkenkriege
sbesondere thaten der Reformation außerordentlichen Vorschub.
Mehr als einmal, wo das deutsche Reich in der höchsten Ge-
ahr schwebte, eine Beute der Türken zu werden, verweigerten
ie protestantischen Fürsten alle Unterstützung an Geld und
Mannschaft, wenn ihnen der Kaiser nicht zuvor völlige Re-
gionsfreiheit zusichere; und im Drange der Noth mußte dieser
hnen eine Begünstigung nach der anderen einräumen. Dadurch
uchs ihnen der Muth, und immer kühner trat ihr Bund ge-
en den Kaiser auf.

Als aber plötzlich die Nachricht nach Deutschland kam, der
Kaiser habe mit den Franzosen Frieden, mit den Türken Waf-
enstillstand geschlossen, entstand eine dumpfe Gährung unter
den Protestanten. Nun, hieß es, werde der Kaiser, im Verein
mit dem Papste und dem Könige von Frankreich, nächstens über
sie herfallen. Allein es war bloßes Mißtrauen, welches eine

solche Absicht dem plötzlichen Friedensschlusse unterlegte. Denn des Kaisers einziger Wunsch und einziges Streben ging nur dahin, den ganzen Religionsstreit auf gütlichem Wege beizulegen. Es wurde deshalb ein Reichstag nach dem anderen, ein Religionsgespräch nach dem anderen gehalten; allein statt zu dem beabsichtigten Zwecke zu führen, machten sie die Spannung nur noch größer. Die meiste Hoffnung hegte der Kaiser zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, auf welche Luther sowohl als seine Anhänger sich immer berufen hatten, und er bat deshalb den Papst, eine solche zu veranstalten. Lange zögerte der Papst, und als er sie endlich im Jahre 1545 zu Trient in Tirol eröffnete, weigerten sich die Protestanten, an derselben Theil zu nehmen und ihre Beschlüsse anzuerkennen. Sie erklärten: „ein Concilium, auf welchem der Papst, ihr Hauptgegner, den Vorsitz führe, könne in ihrer Sache nicht unparteiisch richten; dasselbe würde schon das Urtheil gegen sie gefällt haben, bevor es berufen sei.“ Und doch war kein anderes Concilium nach katholischen Grundsätzen möglich. Als daher auch dieser Versuch zur Aussöhnung der streitenden Parteien mißlang, machte der Kaiser den letzten und beschied alle Fürsten zum Reichstage nach Regensburg. Allein es erschien weder Johann Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, noch der Landgraf Philipp von Hessen, die doch die Häupter des schmalkaldischen Bundes waren, und die er noch besonders auf das Dringendste gebeten hatte, für die gute Sache persönlich zu erscheinen. Ueber solchen Ungehorsam zürnte mit Recht der Kaiser; denn nun mußte er befürchten, daß die Trennung der Religion auch zur Trennung des Reiches führen würde. Darum beschloß er, die trotzigen Fürsten mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Damit aber Keiner den Zweck dieses Krieges mißdeute, so erklärte er öffentlich: „nicht gegen die Religion und Freiheit ziehe er das Schwert, sondern um einige widerspenstige Fürsten zu züchtigen, denen die Religion nur zum Deckmantel ihrer strafwürdigen Absichten diene.“ Allein die schmalkaldischen Bundestruppen standen schon schlagfertig, ihn zu empfangen.

Luther's Tod (1546). — Kurz vor dem Ausbruche dieses Krieges rief der Tod denjenigen, welcher den ersten Anstoß zu allen diesen Unruhen gegeben hatte, vor seinen höheren Richter. Luther starb am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsorte Eisleben, wohin er eben in Geschäften gereist war. In seinen letzten Lebensjahren nagten viele und herbe Schmerzen an seinem Innern. Er mußte sehen, wie die Lehre Zwingli's immer größeren Anhang fand, selbst in Wittenberg. Das kränkte den Mann, der keinen Widerspruch leiden konnte, und trübte auch den Abend seines vielfach bewegten Lebens. Mehr jedoch als alles andere mußte ihn der Anblick des Vaterlandes erschüttern, das durch seine neuen Grundsätze wie auf einen drohenden Vulkan gestellt war. Der Tod aber überhob ihn des Anblickes des ersten großen Bürgerkrieges. Seine Leiche ward unter festlichem Gepränge von Eisleben nach Wittenberg gebracht und in der Gruft der Schloßkirche feierlich beigesetzt. Melanchthon lebte noch vierzehn Jahre länger; dann wurde ihm neben Luther die Grabstätte angewiesen. Zwei Metallplatten decken noch jetzt die Ruhestätte der beiden Reformatoren. In neuester Zeit ist auch jedem ein besonderes Denkmal in Wittenberg errichtet worden.

13. Der schmalkaldische Krieg (1546—1547).

Nur wenige Monate nach Luther's Tode brach der schmalkaldische Krieg aus. Der Kaiser war noch nicht einmal zur Gegenwehr gerüstet, als schon die Truppen der oberländischen Städte, geführt von dem kampfgeübten, vielerfahrenen Sebastian Schärtlin von Burtenbach, einem persönlichen Feinde des Kaisers, im Felde erschienen. Schärtlin's wohlberechneter Plan war, das kaiserliche Heer, welches kaum aus achttausend Mann bestand, zu vernichten, ehe der Kaiser in Deutschland Truppen werben, oder Verstärkung aus Italien und den Niederlanden an sich ziehen könne. Deswegen rückte er schnell gegen das Städtchen Füssen, auf der Grenze von Tirol, den be-

deutendsten Werbeplatz des Kaisers. Die Kaiserlichen zogen si
nach Bayern zurück, und als Schärtlin sie verfolgen wollt
erhielt er vom Augsburger Stadtrath, dessen Dienstmann
war, den Befehl, das neutrale Gebiet des Herzogs von Bayer
nicht zu betreten. So wurde der Plan des kühnen Feldherr
Regensburg selbst anzugreifen, wo sich noch immer der Kaise
mit seiner kleinen Macht befand, vereitelt. Um den italienische
Truppen den Durchgang zu versperren, besetzte er schnell di
Ehrenberger Klause, den wichtigsten Paß aus Italien
nach Deutschland. Schon machte er Anstalt, weiter über di
Alpen zu rücken, der Stadt Innspruck sich zu bemächtigen und
mithin beide Wege, welche aus Italien durch Tirol nach Deutsch-
land führen, zu versperren; als ganz Tirol zu den Waffen
griff, und ihm auch noch von den Bundeshäuptern der Befehl
ertheilt ward, Tirol sogleich zu räumen, weil der König Fer-
dinand, der Herr des Landes, den Krieg noch nicht erklärt habe.
So ward der Kaiser durch die Uneinigkeit und Planlosigkeit
seiner Gegner aus der drohenden Gefahr gerettet und konnte
seine Macht mit neuen Truppen verstärken.

Alsbald brach auch das sächsische und hessische Heer nach
Süddeutschland auf. Die beiden Bundeshäupter schickten dem
Kaiser eine förmliche Kriegserklärung zu, in welcher es unter
anderen hieß: „sie seien sich keiner Widersetzlichkeit gegen ihn
bewußt; er aber habe die Absicht, ihren Glauben und die Frei-
heit des Reiches gewaltsam zu unterdrücken.“ Da sprach der
Kaiser die Reichsacht über sie aus, nannte sie Empörer, Mein-
eidige und Hochverräther, die ihm Krone und Scepter nehmen
wollten, und trug dem Herzoge Moritz von Sachsen*) die
Vollziehung der Reichsacht auf. Dieser war selbst Protestant,
dazu Vetter des Kurfürsten und Schwiegersohn des Landgrafen

*) Sachsen bestand damals aus dem Kurfürstenthume und dem Her-
zogthume. Jenes gehörte der älteren oder Ernestinischen, dieses der
jüngeren oder Albertinischen Linie. Die kurfürstliche Residenz war
Wittenberg, die herzogliche Leipzig.

Philipp von Heſſen. Desungeachtet hielt er es um des perſönlichen Vortheiles willen mit dem Kaiſer; denn ihn gelüſtete nach dem Beſitze des benachbarten Kurfürſtenthumes. Sofort brach er mit dem Könige Ferdinand in daſſelbe ein und eroberte es innerhalb fünfzehn Tage. Jedoch nicht ſo leicht war es, daſſelbe zu behaupten. Denn kaum hatte Johann Friedrich dieſe Schreckensnachricht erhalten, als er auf der Stelle mit ſeinem Heere zur Wiedereroberung herbeieilte. Der Reſt des Bundesheeres aber, zu ſchwach und zaghaft, dem Kaiſer zu widerſtehen, bat demüthig um Frieden und ging auseinander. Wie im Triumphe zog Karl durch Oberdeutſchland. Seine Ankunft ſchreckte Alle zu dem alten Gehorſam zurück. Die früher ſo übermüthigen Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore und unterwarfen ſich. Der Kaiſer ließ überall Gnade walten.

Schlacht bei Mühlberg (1547). — Moritz war unterdeß ſelbſt in's Gedränge gekommen und hatte, ſtatt fremdes Land zu erobern, beinahe gänzlich das ſeinige verloren. Da aber rückte das ſiegreiche kaiſerliche Heer in Eilmärſchen zur Hülfe herbei und ſtand ſchon am 22. April an der Elbe, nicht weit von Meißen, wo ſich eben der Kurfürſt befand, ohne Kunde von der Annäherung des Kaiſers erhalten zu haben. Eiligſt zog er ſich mit ſeinem Heere auf das rechte Ufer und ließ die Brücke hinter ſich abbrechen. Jetzt, da der breite Strom ihn vom Feinde trennte, hielt er ſich für ſicher und zog hinunter bis Mühlberg. Ihm folgte Karl auf dem linken Ufer. Am Abend vor der Schlacht ritt der Kaiſer mit ſeinem Bruder Ferdinand und mit Moritz am Ufer hin, um die Gegend anzuſehen. Die Elbe flutete ſtark. Jenſeit ſtanden die Feinde und hatten alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Da brachte der kaiſerliche Feldherr, Herzog Alba, einen Müller herbei, der aus Rache, weil ihm die Sachſen zwei Pferde weggenommen hatten, dem Feinde einen ſeichten Ort in der Elbe, Mühlberg gegenüber, entdeckte, wo ein Reiter ohne Gefahr durch den Fluß an das andere Ufer gelangen konnte.

Am Morgen des Tages, der das Schicksal des Kurfürste entscheiden sollte, — es war der 24. April 1547 — lag ei starker Nebel über beiden Ufern. Mehre spanische Soldate warfen ihre Rüstung ab, stürzten sich in den Strom, schwam men, den Degen im Munde, nach dem jenseitigen Ufer un jagten dem Feinde mehre Kähne ab, die sie im Triumphe her überbrachten. Diese wurden mit Scharfschützen bemannt, un den Uebergang der Reiterei zu decken. Ihnen zur Seite ritte der Kaiser, Ferdinand, Moritz, Alba und die übrigen Führe durch die Furth. Der Kaiser hatte sich wie zum Siege ge schmückt. Mit der Linken tummelte er sein stolzes, andalusische Streitroß, mit der Rechten schwang er die Lanze, und die eber durchbrechende Sonne spiegelte sich an seinem vergoldeten Helm und Panzer.

Es war Sonntag, und der Kurfürst wohnte eben dem Gottesdienste bei, als man ihm plötzlich die Ankunft des Fein des verkündigte. Anfangs wollte er nicht glauben, was man ihm berichtete; als er aber nicht länger zweifeln konnte, ord nete er einen eiligen Rückzug nach Wittenberg an. Aber es war schon zu spät. Sein Heer wurde auf der lochauer Haide eingeholt und zum Treffen gezwungen. Mit wildem Krieges geschrei, Hispania! Hispania! warf sich die spanische Reiterei auf die sächsische und schlug sie in die Flucht. Bald waren auch die Scharen des Fußvolkes durchbrochen, und das ganze sächsische Heer löste sich in wilde Flucht auf. Der Kurfürst suchte auf raschem Pferde zu entkommen, wurde aber von einem Schwarm leichter Reiter eingeholt. Er vertheidigte sich ritter lich, erhielt aber einen starken Hieb in die linke Wange und mußte sich ergeben. Gefangen ward er vor den Kaiser geführt. Und als er hier mit den Worten anhob: „Allergnädigster Kai ser!“ entgegnete Karl: „Wie, bin ich nun Euer allergnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!“ Da sagte der Kurfürst: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!“ — „Wohl,“ entgeg-

der Kaiser, „Ihr sollet gehalten werden, wie Ihr es ver- habet!“ und er wurde in das kaiserliche Lager abgeführt. mußte der Kurwürde und dem Besitze der kurfürstlichen Län- entsagen und in der Gefangenschaft bleiben, so lange es dem ser gefallen würde. Für die Söhne des Abgesetzten wurden fzigtausend Gulden jährlicher Einkünfte bestimmt. Die Kur- de neben den kurfürstlichen Ländern, verlieh der Kaiser, als ungenen Preis des Beistandes, an Moritz von Sachsen, den ster des noch heute regierenden Hauses. Mit Ergebung un- warf sich Johann Friedrich seinem traurigen Schicksale, das der Kaiser jedoch auf alle Art zu mildern suchte; denn er andelte ihn fortan mehr wie einen Gast, als wie einen Ge- genen. Ueberhaupt zeigte sich der Kaiser in Sachsen, der iege der Reformation, höchst edelmüthig. Als die Kurfürstin ihren Kindern vor ihm einen Fußfall that, hob er sie freund- auf, sprach ihr Trost zu und erlaubte ihrem Gemahle, acht ge lang in Wittenberg, im Kreise der Seinigen, zuzubringen. , er selbst begab sich in die Stadt und erwiederte den Besuch r Kurfürstin. Und als er erfuhr, daß man aus Furcht vor den evangelischen Gottesdienst eingestellt habe, wurde er r unwillig und sprach: „Wer richtet uns das an? Ist in erem Namen der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande (Schwaben) h nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier n!“ Er besuchte auch die Schloßkirche zu Wittenberg, und man ihm Luther's Grab zeigte, und einige Umstehende, ter andern der Herzog Alba, ihm riethen, die Leiche des ers ausgraben und verbrennen zu lassen, erwiederte er: aßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten.“ ne solche Schonung hätte das Mißtrauen der Protestanten gen die eigentliche Gesinnung des Kaisers entfernen sollen.

Nun kam die Reihe an Philipp, den Landgrafen von Hessen. ser hatte den Einfall des kaiserlichen Heeres nicht abgewartet,

sondern durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Kurfürst von Brandenburg den Kaiser um Gnade bitten lassen. Er sel ging dann nach Halle zum Kaiser und that vor ihm fußfäll Abbitte. Diese Abbitte las sein Kanzler vor, der hinter i kniete, und der Landgraf sprach die Worte nach. Als a bei der demüthigsten Stelle sein Mund sich zu einem höhnisch Lachen verzog, hob der Kaiser, der es bemerkte hatte, drohe den Finger auf und rief in seiner niederländischen Munda „Wol! ick sall di lacken lehren!" Dann kündigte er i die Strafe an. Er mußte sein Geschütz ausliefern, eine gro Geldbuße erlegen und gleichwie der Kurfürst in Gefangensch bleiben. So vollständig besiegte Karl den schmalkaldischen Bu

14. Karl V. und Moritz von Sachsen.

Augsburger Interim (1548). — Nach Beendigu des schmalkaldischen Krieges stand die Macht des Kaisers a der höchsten Spitze. Jetzt sahen die Protestanten in ängstlich Spannung ihrem Schicksale entgegen; denn sie meinten, d zürnende Sieger werde sofort die Abstellung aller Religion neuerungen gebieten. Allein auch dieser Argwohn entspra wieder aus dem fortwährenden Mißtrauen, welches sie in d Lauterkeit der Gesinnung des Kaisers setzten, und welches sch so oft seine edelsten Absichten vereitelt hatte. Karl hatte freil einen Abscheu gegen alle Religionsneuerungen und wünsch nichts mehr, als daß die Protestanten sich mit den Katholik wieder vereinigen möchten. Allein er wußte wohl, daß die G walt der Waffen nicht das rechte Mittel sei, eine dauerhaf Vereinigung herbeizuführen. Stets hatte er deshalb den We der Güte eingeschlagen, durch Religionsgespräche und Reichstag die streitenden Parteien auszusöhnen gesucht; und auch jet obgleich schon so viele Versuche gescheitert waren, gab er di Hoffnung zu einer friedlichen Ausgleichung nicht auf. Er hie noch im Jahre 1547 einen großen Reichstag zu Augsburg un hatte die Freude, auf demselben alle Kurfürsten persönlich e

wesend zu finden. Mehre von ihnen zeigten sich sogar bereit, das Concilium von Trient anzuerkennen, wenn auch ihre Partei dort gehört würde; und der Kaiser schmeichelte sich schon mit der Hoffnung, daß das Concilium wohl am Ende zu dem erwünschten Ziele führen würde. Weil aber dasselbe sich sehr in die Länge zog, so machte er den Vorschlag, daß die Katholiken und Protestanten einige gelehrte und rechtschaffene Männer aus ihrer Mitte wählten, die zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit im Reiche eine einstweilige Glaubensrichtschnur, nachher das Interim genannt, weil es nur einstweilen, bis zur Entscheidung des allgemeinen Conciliums, gelten sollte, entwerfen möchten. Die Absicht des Kaisers war wohlwollend und edel; deshalb gaben auch alle ihre Beistimmung. Von katholischer Seite wurden Julius Pflug, der Bischof von Naumburg, und Michael Helding, der Weihbischof von Mainz; von protestantischer Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, hiermit beauftragt. In der von ihnen entworfenen Glaubensvorschrift wurden alle sieben Sakramente noch beibehalten, und den Protestanten nichts als der Kelch beim Abendmahle und die Priesterehe gestattet. Als der Aufsatz vorgelesen wurde, und Keiner dagegen etwas einwendete, stand sogleich der Kurfürst von Mainz auf und dankte im Namen der sämmtlichen Stände für die kaiserliche Fürsorge. Aber gerade der, von welchem der Kaiser die wenigste Schwierigkeit besorgt hatte, Moritz von Sachsen, erklärte: „er könne ohne vorgängige Rücksprache mit seinen Geistlichen das Interim nicht annehmen." Karl gab nach, in der festen Ueberzeugung, daß sein alter Freund und Waffengefährte das gewiß annehmen würde, was selbst seine früheren Feinde bereits angenommen hatten. Aber in der Seele des neuen Kurfürsten waren unterdeß auch neue Plane reif geworden. Er hatte ja vom Kaiser erlangt, was er wünschte, und war hierbei an der Sache seiner eigenen Glaubensgenossen sogar zum Verräther geworden. Jetzt wollte er als Haupt der protestantischen Partei eine große Rolle spielen, an der Spitze eines Heeres den arglosen Kaiser von der Höhe seines Glückes

plötzlich hinabstürzen und ihm Gesetze vorschreiben. Eine Ge
legenheit zur Durchführung seiner verrätherischen Plane gege
Kaiser und Reich ließ nicht lange auf sich warten.

Unter den Städten des schmalkaldischen Bundes war an
Ende Magdeburg noch die einzige, die sich mit dem Kaiser
nicht ausgesöhnt hatte. Mit wüthenden Schmähungen erhob sie
sich gegen das Interim und dessen Verfasser und verhöhnte
selbst den Kaiser in Bildern und Liedern. Ueber solche Ver-
wegenheit entbrannte des Kaisers Zorn. Er sprach die Reichs-
acht über sie aus und übertrug dem Kurfürsten Moritz die Voll-
streckung. Auf diese Weise bekam Moritz den erwünschten Anlaß
und zugleich die Mittel, ein mächtiges Kriegesheer aufzubringen,
das er, sobald es Zeit sein würde, gegen den Kaiser selbst zu
gebrauchen entschlossen war. Er betrieb die Belagerung höchst
nachlässig, so daß es wohl scheinen mußte, ein weit wichtigerer
Plan, als die Eroberung der Stadt, beschäftige seine Seele.
Während dieser Belagerung schloß er in Verbindung mit dem
Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem ältesten Sohne des ge-
fangenen Philipp, und mit dem Markgrafen Johann Albrecht
von Brandenburg, ein geheimes Bündniß mit Heinrich II., dem
Könige von Frankreich, der mit dem Throne auch den Haß
seines Vaters, Franz I., gegen den Kaiser geerbt hatte. Zur
Befestigung dieses Bündnisses trat er sogar die Reichstädte
Metz, Toul und Verdun an Frankreich ab, als wären sie sein
Eigenthum. Und als ihm endlich nach zehnmonatlicher Bela-
gerung Magdeburg durch Vertrag übergeben wurde, machte er
im Geheimen mit den Bürgern gemeinsame Sache gegen den
Kaiser. Auch ließ er seine Truppen nicht auseinander gehen,
indem er bald diesen, bald jenen Grund vorschützte. Man
warnte den Kaiser; allein dieser mochte keinen Verdacht schöpfen
gegen seinen alten Freund und Waffengefährten, den er mit
Wohlthaten überhäuft hatte. Wirklich wußte ihn auch Moritz
durch die ausgesuchtesten Verstellungskünste zu täuschen. Er
schrieb ihm ganz freundschaftlich, er würde erster Tage selbst zu

ihm nach Innspruck kommen; er ließ sich dort sogar eine Wohnung miethen, ja er reisete schon dahin ab, kehrte aber unter dem Vorwande einer Krankheit bald wieder zurück. Endlich, als alles zur Ausführung reif war; als der französische König Lothringen mit Krieg überzogen und bereits die Städte Metz, Toul und Verdun besetzt hatte; und als von der anderen Seite die Türken verheerend in Ungarn einfielen; da warf er die Maske ab und flog mit Sturmeseile herbei, so daß er den Kaiser, der zu Innspruck krank an der Gicht darniederlag, fast ereilt hätte.

Karl, überrascht und betroffen, entließ sogleich den Kurfürsten Johann Friedrich (mit welchem der berühmte Maler Lukas Kranach die Gefangenschaft freiwillig getheilt und durch seine Gesellschaft sehr erleichtert hatte) seiner Haft und entkam, in einer Senfte getragen, nur von wenigen Dienern begleitet, mitten in der Finsterniß einer stürmischen Nacht, die nur durch vorgetragene Fackeln dürftig erhellt ward, über steile Felsen und Klippen von Innspruck nach Villach in Kärnthen. Welch' mannigfaltige Gefühle mußten in dieser Nacht sich seiner Seele bemächtigen! Er, der mächtigste Herrscher der Erde, von dessen Waffenthaten drei Welttheile Zeugen waren, den noch jüngst Fürsten fußfällig um Gnade geflehet hatten, floh jetzt einsam und verlassen, wie ein aufgescheuchtes Wild, über unwegsame Pfade, vor einem deutschen Fürsten, den er selbst aus dem Staube gehoben hatte! Nur eine Meuterei in Moritzens Heer konnte ihn vor Gefangenschaft retten.

Passauer Vertrag (1552). — Dieser Unfall sank tief in das Gemüth des alternden Kaisers. Von nun an gab er alle Hoffnung auf, den Religionszwiespalt auf irgend einem Wege zu beschwichtigen. Darum bot er die Hand zum Frieden mit dem Abtrünnigen, vorzüglich damit er mit ungetheilter Macht wider den schlimmsten Reichsfeind, die Franzosen, ziehe. In Passau, unter der Vermittelung des römischen Königes Ferdinand, wurde am 31. Juli 1552 der Vertrag geschlossen: „die Protestanten sollten, bis auf einem Reichstage die Religions-

ſtreitigkeiten gänzlich ausgeglichen wären, völlige Religionsfre
heit und gleiche Rechte mit den Katholiken, der gefangene Lan
graf aber ſeine Freiheit erhalten." Mit ſchwerem Herzen u
terzeichnete endlich auch der Kaiſer dieſen Paſſauer Vertra
Jedoch blieb noch Manches zu beſtimmen übrig, was der nächſ
Reichstag vervollſtändigen ſollte.

Augsburger Religionsfriede (1555). — Der kran
und tiefgebeugte Kaiſer, in vier Kriegen Sieger gegen das übe
müthige Frankreich, mußte jetzt zum fünftenmale gegen Fra
zens jugendlichen Sohn, Heinrich II., die Rüſtung nehme
um ihm die widerrechtlichen Eroberungen zu entreißen und
Deutſchlands Ehre und Sicherheit zu retten. Allein trotz drei
Feldzüge, von 1552 bis 1555, gelang ihm dieſes nicht. Ei
Waffenſtillſtand zu Vaucelles endete den Krieg, und die lothri
giſchen Städte blieben im Beſitze der Franzoſen. Das war di
traurige Folge einer Verbindung deutſcher Fürſten mi einer
Nachbarn, der ſtets nach Deutſchlands Grenzländern ſeine raub
ſüchtigen Arme ausſtreckte! — Am Ende dieſes fruchtloſe
Krieges, im Jahre 1555, kam der in Paſſau verabredete Re
ligionsfriede in Augsburg zu Stande. In dieſem wurd
den Proteſtanten freie Religionsübung und die Beibehaltung de
eingezogenen geiſtlichen Güter geſtattet, jedoch mit dem geiſt
lichen Vorbehalte, „daß, wenn ein Erzbiſchof, Biſchof
Prälat oder ein anderer katholiſcher Geiſtliche künftig zum
Proteſtantismus übergehen ſollte, dieſe ihr geiſtliches Amt und
deſſen Einkünfte verlieren ſollten." Die Reformirten wurden in
dieſen Religionsfrieden nicht mit einbegriffen. Nunmehr hatten
die Anhänger der Augsburger Confeſſion für ſich einen Rechts-
boden gewonnen und bloß in den geiſtlichen Vorbehalt ſich
ungern gefügt.

Derjenige aber, welcher dieſen Religionsfrieden durch die
Gewalt der Waffen herbeigeführt hatte, der Kurfürſt Moritz,
erlebte ihn nicht. In einem Kriege gegen ſeinen früheren Bun-
desgenoſſen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, fiel er

bei Sievershausen, einem Dorfe in der Lüneburger Haide, von einer feindlichen Kugel getroffen, im Jahre 1553.

15. Karl's V. Abdankung und Tod.

Nach so vielen getäuschten Wünschen und Hoffnungen, nach so vielen schmerzhaften Erfahrungen wurde der Kaiser gleichgültig gegen die trügerischen Reize der irdischen Macht und Hoheit. Er sehnte sich nach Ruhe, welcher er während der ganzen Dauer seiner Regierung nicht genossen hatte, um endlich jetzt, am einbrechenden Abende des Lebens, fern vom Getümmel dieser Welt, in stiller Einsamkeit zum nahen Uebertritte in eine bessere Welt sich vorzubereiten. Vielleicht war schon damals, in jener schauerlichen Nacht auf den Tiroler Felsenhöhen, als so Alles, was irdische Größe zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle vor seinen Füßen lag, dieser Wunsch in ihm rege geworden. Auch zunehmende körperliche Leiden mahnten ihn an sein nahes Ende. Deshalb übergab er im Oktober 1555 zu Brüssel in einer feierlichen Versammlung seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande; Mailand und Neapel hatte er ihm schon früher abgetreten. Es war ein rührender Anblick, und Männer weinten, die nie eine Thräne vergossen hatten, als der kranke lebensmüde Kaiser mit Mühe, auf die Schulter Wilhelm's von Oranien gestützt, aus seinem Sessel sich erhob und die Thaten seines Lebens kurz auseinandersetzte: „Seit seinem siebenzehnten Jahre habe er neun Züge nach Deutschland, sechs nach Spanien, sieben nach Italien, vier nach Frankreich, zehn nach den Niederlanden, zwei nach England und eben so viel nach Afrika gemacht; elfmal sei er über die See geschifft, habe viele Kriege geführt, viele Friedens- und Freundschaftsverträge geschlossen und viele Siege erfochten. Dies Alles habe er der Religion und des Staates wegen gethan, so lange seine Kräfte hinreichten, es zu thun. Jetzt setze er aus gleichem Beweggrunde an die Stelle eines alten, von Krankheiten aufgeriebenen Mannes einen jungen, munteren und tapferen Fürsten, mit der Ermahnung an seine Unterthanen, jenem

treu und gehorsam zu bleiben, und mit der Bitte an sie, i
selbst zu vergeben, wenn er während seiner langen Regieru
etwas versehen oder nicht mit dem Eifer gethan habe, mit w
chem er es hätte thun sollen." Hierauf wandte er sich an sein
Sohn Philipp und ertheilte ihm mit der stillen Sanftmuth ein
scheidenden Vaters die lehrreichsten Ermahnungen. Philipp f
gerührt auf seine Kniee, küßte seine Hand und bat um sein
Segen. Karl segnete ihn unter einem Strome von Thrän
und stieg ganz entkräftet und von seinen nächsten Verwandt
unterstützt vom Throne, um ihn nie wieder zu besteigen.

Im Januar des folgenden Jahres 1556 trat er seine
Sohne Philipp auch die Regierung von Spanien mit allen de
von abhängenden neu entdeckten Ländern ab, und im Septem
ber überließ er die Kaiserwürde seinem Bruder Ferdinand. Nach
dem er sich so seiner Hoheit entäußert hatte, schiffte er sich i
Begleitung seiner beiden Schwestern nach Spanien ein un
bezog eine kleine einfache Wohnung neben dem Hieronymiter
kloster St. Just, welches in der Provinz Estremadura unte
einem milden, heiteren Himmel zwischen sanft aufsteigenden Hü
geln, wohlbewässerten Wiesen, schattigen Bäumen und anmu
thigen Gärten lieblich gelegen ist. Hier lebte er zwei Jahre lang
in tiefster Einsamkeit und theilte seine Zeit zwischen frommen
Andachtsübungen und einigen Erholungen, welche größtentheils
in Verfertigung künstlicher Maschinen bestanden, für welche er
von jeher Vorliebe bezeigte, und die er so geschickt verfertigte,
daß er sich bei manchen unwissenden Menschen der Umgegend
den Ruf eines Schwarzkünstlers zuzog. Seine ganze Seele be-
schäftigte sich übrigens mit dem Gedanken des Todes, den er
bei seinen gänzlich geschwächten Kräften nicht mehr fern glaubte.
Um sich noch vertrauter mit demselben zu machen, soll er sogar
sein eigenes Begräbniß gefeiert haben, gleichwie auch sein Groß-
vater Maximilian seinen Sarg vier Jahre mit sich herumge-
führt hatte. In der Klosterkirche — heißt es — wurde ein
Trauergerüst errichtet, die Kirche selbst schwarz ausgeschlagen.

Seine Diener gingen paarweise in einem Leichenzuge mit schwar-
en Fackeln in der Hand voraus. Er selbst folgte in seinem
Todtengewande. Dann legte er sich in den für ihn bereiteten
Sarg, während die Mönche am Sarge unter Begleitung einer
Trauermusik die üblichen Todtengesänge und Gebete verrichteten.
Allein dieses Vorspiel ging bald in Wirklichkeit über. Schon
im nächsten Tage nach der Ceremonie wurde er von einem
hitzigen Fieber befallen, welches bald seinem Leben ein Ende
machte. Er starb 1558, acht und fünfzig Jahre alt. Unter kei-
nem Kaiser, weder vor noch nach ihm, stand das Haus Oester-
reich auf einer so hohen Stufe der Macht und des Ansehens.

16. Stiftung des Jesuiten-Ordens.

Ignatius von Loyōla (1540).

Unter der Regierung Karl's V. bildete sich ein ganz neuer
Orden, der **Orden der Gesellschaft Jesu** oder der **Je-
suiten-Orden**, der sich zur Aufgabe stellte, durch wahre
Nachfolge Christi, durch Werke der Liebe, durch Seelsorge und
Jugenderziehung dem Volke den christlichen Charakter wieder-
zugeben, der ihm in den Wirren der Zeit entwichen war. Hat-
ten die anderen Orden zunächst die Bestimmung, in friedlichen
Kreisen ihre Thätigkeit zu entfalten; so sollte dieser hinaustre-
ten auf den Schauplatz der bewegten Welt und nicht bloß durch
Werke der Liebe der katholischen Kirche Achtung verschaffen,
sondern auch die Gegner dieser Kirche mit den Waffen der Ge-
lehrsamkeit bekämpfen. Der Stifter desselben war ein spanischer
Edelmann, **Ignatius von Loyōla**, so genannt von seinem
Stammschlosse Loyola im Biskayschen. Am Hofe Ferdinand
des Katholischen als Edelknabe herangewachsen, trat er bald
gegen die Ungläubigen in den Kampf und zeigte ritterliche
Tapferkeit. Der erfochtene Ruhm bestimmte ihn zu dem Ent-
schlusse, die kriegerische Laufbahn weiter zu verfolgen. Sie ward
aber unterbrochen durch eine schwere Wunde am Beine, die er
bei der Vertheidigung des Schlosses zu Pampelona gegen die

Franzosen, im Jahre 1521, erhielt. Während der langwier
gen Heilung, die er auf dem väterlichen Schlosse zu Loyola ab
wartete, beschäftigte er sich mit dem Lesen der Lebensgeschicht
Jesu und der Heiligen; und diese machte auf sein für alle
Hohe empfängliche Herz einen solchen Eindruck, daß er sich ent
schloß, der Welt mit ihren vergänglichen Freuden zu entsage
und sich einem geistlichen Leben zu widmen. Nach seiner Ge
nesung verließ er daher seine Familie, legte seinen ritterliche
Schmuck bei dem berühmten Bildnisse der hl. Jungfrau im Klo
ster Montserrat (in Katalonien) nieder und bereitete sich nähe
zu dem Berufe vor, den er in sich fühlte. Nach der Rückkeh
von einer Pilgerfahrt nach dem hl. Grabe widmete er sich i
Barcelona, Alkala und Paris (1524—1535) mit allem Eife
den Wissenschaften, um nicht durch frommen Wandel allein, son
dern auch durch belehrenden Unterricht dereinst ein tüchtige
Arbeiter im Weinberge des Herrn zu sein. Zu Paris verban
er sich mit mehren gleichgesinnten Freunden, und diese legte
am Feste Mariä Himmelfahrt des Jahres 1534 in der kleine
Marienkirche auf dem Montmartre zu Paris das Gelübde ab
ihr Leben der Bekehrung der Ungläubigen in Palästina z
widmen; wofern aber dieses nicht ausführbar wäre, sich den
Papste zur Verfügung zu stellen. Zugleich gelobten sie vo
dem Angesichte Gottes, ihr Leben in vollständiger Armuth un
Keuschheit dem Herrn zu widmen. Dieser fromme Verein gleich
gesinnter Freunde war der erste Keim des späteren Ordens.

Ein zwischen Venedig und der Türkei ausgebrochener Krie
verhinderte ihre Reise in das hl. Land. Ignatius begab sic
daher nach Rom und entwarf dort im Auftrage der Gesellschaf
die Grundzüge der Verfassung des neuen Ordens. Der Papst
Paul III. bestätigte denselben unter dem Namen der Gesell-
schaft Jesu (1540), weil er ganz dem Dienste und zur Nach
folge Jesu gestiftet war, bewilligte ihm große Vorrechte und er
nannte den Stifter zum Vorsteher (General) desselben. „Alles
zur größeren Ehre Gottes!" war der Wahlspruch dieses Ordens.
Wer in denselben treten wollte, mußte geloben: ehelos zu leben,

unbedingt dem Vorsteher zu gehorchen, keine irdische Schätze zu besitzen und überall in die Welt auszuziehen, die Ungläubigen und Irrgläubigen zu bekehren. Jedes Mitglied hatte die Aufgabe, Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen. Dieser Orden, der anfänglich nur aus zehn Mitgliedern bestand, zählte bei des Stifters Tode, im Jahre 1556, schon über tausend. Nach und nach verbreitete er sich über alle Länder und Reiche, zur Zeit seiner höchsten Blüthe, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, zählte er über zwei und zwanzig tausend Mitglieder, von denen mehr als die Hälfte geweihete Priester waren. Obschon in alle Welt zerstreuet, waren sie dennoch wie Glieder eines Körpers auf das Engste miteinander verbunden. Ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt fanden sie in dem General, der zu Rom seinen Sitz hatte und von dort aus den vereinten Kräften aller Zweige die zweckmäßigste Richtung gab. An ihn ergingen alle Berichte von den Untervorstehern der einzelnen Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten, so daß der General, von den Vorgängen der ganzen Brüderschaft mit der größten Genauigkeit unterrichtet, jedem Mißbrauche auf das Schleunigste begegnen konnte.

Ein Hauptgeschäft des Ordens war die Bildung der Jugend. Die Jesuiten-Schulen standen in ganz Europa in hohem Ansehen, ihre Lehrmethode galt für die zweckmäßigste und behauptete selbst noch im achtzehnten Jahrhundert ihren Ruf. Ein freier Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung der Lehrer zu den Schülern, und eine zarte Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor anderen Schulen vortheilhaft aus. Alles, was nur den Wetteifer beleben konnte, öffentliche Redeübungen, Belohnungen, Ehrentitel wurden angewendet, den Fleiß anzuspornen. Auch der Körper wurde durch gymnastische Uebungen gebildet, und der äußere Anstand durch theatralische Darstellungen verfeinert. Im Mittelpunkte aber stand immer die Religion, auf welche Alles zurückbezogen wurde.

Die Jesuitenschulen aber waren nicht bloß Erziehungsa
stalten für Knaben, sondern auch Seminarien für Jünglinge,
in den Orden treten wollten. Die talentvollsten und fähigst
von den Schülern wurden ausgewählt und schon früh mit al
Sorgfalt für den Orden herangebildet. Erst nach mehrjährig
Prüfung ward ihnen ein Wirkungskreis angewiesen, der ihr
Fähigkeiten und Kräften genau entsprechend war. Auf solc
Art kamen die Geschäfte nur in die Hände bewährter Männ
und der segensreiche Erfolg ihrer Bestrebungen erwarb ihn
die Liebe und das Zutrauen des Volkes. Fast in allen Kü
sten und Wissenschaften traten unter ihnen ausgezeichnete Mä
ner auf. Es gab kein noch so schwieriges Geschäft, dem nic
irgend ein Jesuit gewachsen war. In den Wildnissen von P
raguai in Südamerika gründeten sie sogar eine christliche Rep
blik und erhoben dieselbe durch weise Gesetze zu einer eben
schnellen als herrlichen Blüthe. Und als im Jahre 1750 d
Spanier, welche jenen Staat als zu ihrer Herrschaft gehört
betrachteten, einige Distrikte desselben an Portugal austausche
wollten, widersetzten sich die Eingebornen, welche sich glückli
fühlten unter der väterlichen Regierung ihrer geistlichen Ober
häupter, mit bewaffneter Hand. Seit der Zeit hegten Spanie
und Portugal den tiefsten Groll gegen den Orden und bote
Alles auf, das Ansehen desselben zu untergraben.

Man kann denken, daß dieser Orden, welcher der damal
um sich greifenden Reformation wesentlich Abbruch that, vor
züglich von den Anhängern derselben angefeindet wurde. Fehle
und Gebrechen einzelner Mitglieder wurden mitunter dem gan
zen Orden zur Last gelegt. Bald aber erhoben sich auch selbs
katholische Höfe gegen den großen Einfluß, welchen der Orden auf
alle Verhältnisse des Lebens ausübte, und gingen wiederholt
den Papst um Aufhebung an. Der Papst Clemens XIV.
(Ganganelli) gab endlich dem Drange der Umstände nach und
hob ihn im Jahre 1773 auf. Später jedoch, im Jahre 1814,
wurde er vom Papste Pius VII. wieder erneuert.

17. Deutschland unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Ferdinand I. (1556—1564). — Dieser, ein Bruder Karl's V., war schon hoch bejahrt, als er den kaiserlichen Thron bestieg, und regierte zu kurze Zeit, um etwas wesentliches für Deutschland thun zu können. Weniger durchgreifend, als sein Bruder, suchte er unablässig durch Milde und Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Traurige Rückerinnerungen an die früheren Stürme der Reformation, unter denen selbst der Kaiserthron gewankt hatte, mochten ihm diese zeitgemäße Duldsamkeit angerathen haben. Unter ihm wurde das tridentische Concilium, welches durch Moritzens rasches Erscheinen in Tirol auseinander gesprengt worden war, wieder eröffnet und am Ende des folgenden Jahres, 1563, geschlossen. Zweihundert drei und fünfzig anwesende Väter unterzeichneten unter Thränen der Freude die Beschlüsse der einzelnen Verhandlungen. So groß auch der Segen ist, den dieses berühmte Concilium auf alle Zeiten für die katholische Kirche hat; in Beziehung auf die Protestanten erreichte es jedoch, wie auch vorauszusehen war, den erwünschten Zweck nicht, sondern machte die Spaltung nur noch größer; denn eben die Lehren der katholischen Kirche, welche die Protestanten angefochten hatten, mußte das Concilium in ihrem ganzen Umfange bestätigen.

So war nun alle Hoffnung zur Wiedervereinigung erloschen. Eine dumpfe Gährung herrschte fortan unter beiden Parteien. Mit ängstlicher Besorgniß beobachtete die eine die andere, und so groß war das Mißtrauen, daß, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, jedes rauschende Blatt Anlaß zum Verdachte gab. Immer dunkeler und dunkeler zog sich der Himmel über Deutschland zusammen und drohete eine furchtbare Entladung.

Gerade in dieser verhängnißvollen Zeit war der Zustand der Protestanten höchst bedenklich; denn immer größer wurde unter ihnen der Zwiespalt und die Parteiung. Zunächst gab es Lutheraner und Reformirte, die sich auf das Bitterste haßten

und verfolgten. Dann zerfielen die Lutheraner selbst wieder zwei Parteien; die gemäßigtere folgte den Grundsätzen Melanchthon, während die strengere sich genau an Luther Wort hielt, als ob seine Schriftauslegung die einzig wahre u deshalb die Richtschnur des Glaubens für alle Zeiten hätte se können. Beide Parteien verfolgten sich lieblos untereinand und gaben so den Katholiken die Waffen gegen sich selbst die Hand. Darum hatte der Kaiser Ferdinand wohl Rec wenn er in seinem Testamente, in welchem er seine Söhne a das Dringendste ermahnte, fest, beständig und beharrlich zu bl ben bei der wahren, alten christlichen Religion, wie seine Vo fahren, von den Protestanten damaliger Zeit sagte: „Da gar nicht einig, noch einhellig seien, sondern vielmehr unein und getrennt, wie es recht und gut sein könne, was sie gla ben? Es könne nicht viel, sondern nur einen Glauben gebe Weil sie nun selber nicht läugnen mögen, daß sie viel Glaub haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen sein." – Eben das war auch der Grund, daß an vielen Orten Manch zu dem Glauben der alten Kirche zurückkehrten.

Der Kaiser Ferdinand I. starb im Jahre 1564. Sei Hauptstreben, die gegenseitige Erbitterung der Gemüther nic zu einem gewaltsamen Ausbruche kommen zu lassen, sonder den Frieden im Reiche zu erhalten, hatte er erreicht. Darun nahm er auch die Achtung und Liebe beider Religionsparteie mit sich in's Grab. Auf ihn folgte sein Sohn

Maximilian II. (1564—1576). — Obgleich dieser mi ganzer Seele dem katholischen Glauben ergeben war, so beob achtete er doch dieselbe Milde und dieselbe Duldsamkeit, durc welche auch sein Vater den Frieden erhalten hatte. Auch wa er weit entfernt, den immer wachsenden Zwiespalt der Prote stanten untereinander zu seinem Vortheile zu benutzen. Er er klärte, es sei seine feste Ueberzeugung, daß Gott allein di Herrschaft über die Gewissen zukomme. So nachsichtsvoll er hinsichtlich der Religionsmeinungen sich bewies, so viel Streng

zte er aber, als in diesen stürmisch bewegten Zeiten das alte Faustrecht wieder erwachte. Er ließ die Anstifter der Empörung martervoll hinrichten. Der Kaiser starb plötzlich auf dem Reichstage zu Regensburg, den die stets erneuerten Feindseligkeiten der Türken veranlaßt hatten, im Jahre 1576.

18. Deutschland unter Rudolf II. und Matthias.

Rudolf II. (1576—1612). — Mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet bestieg Rudolf, Maximilian's II. ältester Sohn, den Kaiserthron; aber er täuschte die Hoffnungen, die man von ihm gehegt hatte. Er fand nur in der stillen Pflege der Wissenschaften seine Freude; dagegen ekelten ihn die Pflichten seines Berufes an. Er beschäftigte sich lieber mit der Beobachtung der Gestirne und mit der Kunst, Gold zu machen. Keppler, Tycho de Brahe und andere berühmte Gelehrte waren seine täglichen Gesellschafter. In ruhigen, friedlichen Zeiten und unter der Leitung besserer Menschen, als diejenigen waren, welche ihn nach und nach zu beherrschen anfingen, hätte er vielleicht ein Wohlthäter Deutschlands werden können. Aber die gegenwärtigen Zeiten forderten einen Herrscher, der mit ungetheilter Kraft eine weise Mäßigung und seltene Klugheit verband, um an den unzähligen und gefahrvollen Klippen des stürmisch bewegten Zeitalters ohne Verletzung vorüberzusegeln. Unter Rudolf's Regierung wurden die kaum beruhigten Gemüther wieder aufgeregt, und es zeigte sich schon hier und dort am deutschen Himmel ein Wetterleuchten, welches die furchtbare Nähe des schweren Gewitters verkündete.

Die gegenseitige Erbitterung der beiden Parteien war so groß, daß die Protestanten selbst das Unschuldigste, sobald es von den Katholiken, zumal vom Papste ausging, als etwas Gefährliches anfeindeten und verwarfen. Dieses zeigten sie recht auffallend durch die Weigerung, den vom Papste Gregor XIII. im Jahre 1582 verbesserten Kalender anzunehmen. Bisher hatte man den Julianischen gebraucht, den Julius Cäsar

46 vor Christi Geburt eingeführt hatte, wodurch dem Jahr von 365 Tagen alle 4 Jahre ein Tag zugesetzt wurde. Da Jahr mit diesem eingeschalteten Tage wurde Schaltjahr genann Indessen war das Jahr um 11 Minuten und 15 Sekunden z groß gesetzt, und dieser Unterschied betrug im Jahre 1582 scho 10 Tage. Gregor warf demnach vom 5. Oktober ab 10 Tag hinaus und bestimmte, daß jedes hundertste Jahr ein gemeines das vierte hundertste aber wieder ein Schaltjahr sein sollte Kaiser Rudolf ließ diesen neuen gregorianischen Kalende auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 den Ständen überrei chen, mit dem Auftrage, denselben einzuführen. Die Katholiken waren damit zufrieden, die Protestanten aber weigerten sich hartnäckig. So entstand allenthalben Verwirrung in der Zeitrechnung, was die Protestanten einsahen und endlich im Jahre 1700 den verbesserten Kalender annahmen. England folgte erst 1752, und Schweden 1753. Rußland blieb beim Alten.

Aber auch bedenkliche Vorfälle und aufrührerische Bewegungen ereigneten sich schon in mehren Theilen des Reiches. In Aachen hatten sich einige Bürger bereits zur augsburgischen Confession bekannt, und der katholische Magistrat hatte sie zwar geduldet, ihnen jedoch den Zutritt zu allen Aemtern der Stadt versagt. Als aber ihre Partei durch Flüchtlinge aus den benachbarten Niederlanden, wo der spanische König Philipp II., der Sohn Karl's V., die Protestanten verfolgte, verstärkt worden war, rotteten sie sich zusammen, stürmten das Rathhaus, bemächtigten sich der Waffen und setzten sich mit Gewalt in gleiche Rechte mit den Katholiken. — In der freien Reichstadt Donauwörth, in welcher die Mehrzahl protestantisch war, wurde im Jahre 1577 ein Gesetz erlassen, vermöge dessen Niemand zum Bürger sollte angenommen werden, der nicht von protestantischen Predigern sich trauen und seine Kinder taufen lasse, und von der Zeit an herrschte die größte Gährung unter den Einwohnern. Eines Tages hielten die Katholiken eine feierliche Prozession nach dem benachbarten Orte Ochsenheim. Anfangs

ten und spotteten die Protestanten nur; bei dem Rückzuge
r besetzte ein Haufe das Thor, fiel über die Prozession her,
ug die Fahnen mit Kolben und Stangen zu Boden und
te die katholische Gemeinde mit ihren Geistlichen auseinander.
e Stadt wurde deshalb in die Acht erklärt, und die Voll-
ung derselben dem Herzoge von Bayern übertragen, welcher
h die Stadt in seiner Gewalt behielt, weil sie die Exekutions-
ten nicht erstatten konnte. — Fast eben so stürmisch waren
Auftritte in Oesterreich. Der Kaiser Maximilian II. hatte
nen protestantischen Unterthanen die freie Ausübung ihrer
ligion gestattet. Hier und da aber wurde die Erlaubniß
r mißbraucht, namentlich in Wien, wo einer ihrer Prediger,
mens Opitz, solche tollkühne Ausfälle auf die katholische Re-
ion wagte, daß man hätte meinen sollen, er habe es absicht-
darauf angelegt, den kaiserlichen Hof, durch dessen Duldung
d Begünstigung er doch predigte, durch die beleidigendsten
rwürfe herauszufordern und die katholischen Einwohner von
len auf alle Weise wider sich und die Seinigen, und diese
der jene aufzuhetzen. Rudolf nahm ihnen daher nicht nur
e bisherigen Vergünstigungen, sondern verweigerte ihnen auch
n ferneren Aufenthalt in seinem Lande und reizte sie so zur
ßten Wuth.

Diese und ähnliche Auftritte steigerten mit jedem Tage die
genseitige Erbitterung. Und alsbald traten die protestantischen
ürsten, noch besonders ermuthigt durch lockende Versprechun-
n von Seiten des Königes Heinrich II. von Frankreich, im
ahre 1608 von neuem in eine bewaffnete Verbindung, Union
nannt, an deren Spitze der reformirte Kurfürst Friedrich
on der Pfalz sich stellte. Doch nicht alle protestantische
ürsten und Städte traten dieser Union bei; denn sie haßten
as calvinische Bundeshaupt. Als die Katholiken solche kriege-
sche Maßregeln von Seiten der Protestanten sahen, schlossen
uch sie unter sich ein Bündniß, die sogenannte Liga, 1609
nd wählten den talentvollen und muthigen Herzog Maximi-

lian von Bayern zum Oberhaupte. So ſtanden die beid Parteien ſchlagfertig gegen einander, und der Augenblick nah heran, wo der vaterländiſche Boden mit dem Blute ſeiner ei nen Söhne ſollte getränkt werden.

Kaiſer Rudolf ſollte dieſen Augenblick nicht erleben. Sei unerhörte Gleichgültigkeit gegen alle Regierungsgeſchäfte u gegen alle ſich ereignenden Vorfälle, die Zerrüttung Ungarn ſo wie die Unordnung der übrigen öſterreichiſchen Länder, all dieſes hatte die Prinzen ſeines Hauſes nicht mit Unrecht weg der Zukunft beſorgt gemacht. Zur Erhaltung des Wohles ihr Hauſes übertrugen ſie deshalb die Regierung in Oeſterreich u Ungarn dem Bruder des kinderloſen Kaiſers, Matthias. D Kaiſer, welcher ſchon längſt in den Sternen wollte geſehen h ben, daß Matthias ihm nach Krone und Leben trachte, ſuch dieſen Schickſalſpruch durch die Ernennung ſeines Vetters, Fer dinand von Steiermark, zum Nachfolger in den Erbländern z entkräften. Allein Matthias vereitelte dieſe Ernennung, inde er an der Spitze eines großen Heeres, das vorzüglich aus öſter reichiſchen Proteſtanten beſtand, denen er für ihre Hülfe größer Glaubensfreiheit zugeſichert hatte, ſeinen Bruder nöthigte, ih in ſeiner angemaßten Herrſchaft zu beſtätigen.

Die mißliche Lage, in welcher damals der Kaiſer war, ſuch ten auch die Proteſtanten in Böhmen für ſich zu benutzen. Si forderten, daß er auch ihnen eben dieſelbe Religionsfreiheit zu ſichere, welche ihre Glaubensgenoſſen in Oeſterreich von ſeinem Bruder Matthias erhalten hätten. Aus Furcht, auch Böhmen zu verlieren, in welchem ſchon aufrühreriſche Bewegungen ſichtbar waren, gab ihnen der Kaiſer den ſogenannten Majeſtäts brief (1609). Hierin wurde den drei Ständen der Herren, Ritter und der königlichen Städte mit ihren Unterthanen völ lig freie Religionsübung bewilligt.

Rudolf's Argwohn und Haß gegen ſeinen Bruder Matthias wuchs mit jedem Tage. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß der Verräther, welcher ihn zur Abtretung von Ungarn und

Oesterreich gezwungen hatte, ihm einst als König von Böhmen folgen sollte. Aus Rache wollte er ihm wenigstens die Thronfolge in seinem Lieblingslande Böhmen entziehen und dieses seinem Vetter, dem Erzherzoge Leopold, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, zuwenden. Doch Matthias war darauf vorbereitet. Er eilte schnell mit einem Heere herbei, entwaffnete Leopold, der schon hingezogen war, um die angebotene Krone zu empfangen, und zwang seinen Bruder, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz abzutreten.

So verlor Rudolf, nicht ganz ohne eigene Schuld, eine Krone nach der andern, und es blieb ihm nur noch die kaiserliche. Und vielleicht wäre auch diese ihm entrissen worden, hätte nicht der Tod, als ein willkommener Freund, ihn dieser letzten Demüthigung überhoben. Er starb im Jahre 1612, nach fünf und dreißigjähriger Regierung.

Matthias (1612—1619). — Nun wurde sein vorerwähnter Bruder Matthias zum Kaiser gewählt und mit ungewöhnlicher Pracht und Festlichkeit zu Frankfurt gekrönt. Es war sichtbar, daß die Häupter der beiden Religionsparteien durch den wetteifernden Aufwand und Glanz, womit sie die Krönung verherrlichten, nur die Gunst des neuen Kaisers für sich zu gewinnen, gegen einander aber eine Ehrfurcht gebietende Stellung zu nehmen suchten. Matthias war thätiger als sein Bruder, und zeigte den besten Willen, die kirchlichen Parteien in Deutschland mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln; allein die Religionsspannung, welche alle Verhandlungen der Reichstage über Türkenhülfe, Gebrechen des Münzwesens und Reichskammergerichtes bisher vereitelt hatte, war schon so weit gediehen, daß selbst der thätigste und einsichtsvollste Kaiser ihrer nicht mehr hätte mächtig werden können. Unter Matthias Regierung kam denn endlich das Gewitter, welches schon so lange am deutschen Himmel drohend gestanden hatte, zum verheerenden Ausbruche; der dreißigjährige Krieg nahm seinen Anfang. Bevor wir aber den Vorhang zu diesem großen Trauerspiel-

aufziehen, wollen wir die gleichzeitigen Begebenheiten aus d Geſchichte der übrigen europäiſchen Völker bis dahin nachhole

19. Frankreich und die Reformation.

Die Reformation hatte unterdeſſen auch Wurzel gefaßt i dem benachbarten Frankreich, wo der Samen der neuen Leh von Calvin ausgeſtreut worden war. Anfangs verſammelte ſich die Neuerer, aus Furcht vor des Königes Strenge, nu bei Nacht. Beſonders geſchah dieſes im Bisthume Meaux un Tours. Wegen dieſer nächtlichen Zuſammenkunft erhielten ſi den Spottnamen Hugenotten, d. i. Nachtgeſpenſter, un zwar nach dem alten Könige Hugo, deſſen Geiſt der Volksſag gemäß bei Tours nächtlich herumwandelte.*) Doch bald erſchie nen ſie auch offen am Tage, und ihre Zahl vermehrte ſich, un geachtet der großen Strenge, mit welcher ſie unter dem König Franz I. und beſonders unter ſeinem Sohne und Nachfolger Heinrich II., verfolgt wurden. Heinrich ſtarb 1559 a einer im Tourniere erhaltenen Wunde; und ſeine drei Söhne Franz II., Karl IX. und Heinrich III. kamen nach ein ander zur Regierung. Franz II., der Gemahl der nachher ſ unglücklichen Maria Stuart von Schottland, ſtarb ſchon nac einem Jahre, und ihm folgte ſein Bruder

Karl IX. (1560—1574). — Weil dieſer bei ſeiner Thron beſteigung noch minderjährig war, ſo führte ſeine ränkeſüchtig Mutter, Katharina von Medici, die Regierung. Jetzt kam di Eiferſucht zwiſchen den beiden erſten Häuſern des Reiches, den Guiſen und Bourbons, die beide mit dem Königshauſe verwandt waren, zum vollen Ausbruche. Die Verſchiedenheit der Religion erhöhete die Erbitterung der Parteien; denn die Guiſen bekannten ſich zur katholiſchen, die Bourbons zur reformirten Kirche. An der Spitze der Katholiken ſtanden der Herzog Franz von Guiſe, der Marſchall von St. André und Annas

*) Andere leiten das Wort Hugenotten ab von Eidgenoſſen, noch andere von Hausgenoſſen.

von Montmorency; an der Spitze der Hugenotten der Admiral Coligny und die beiden jungen Prinzen Condé und Heinrich von Navarra. Der Streit unter diesen beiden Häusern verwickelte Frankreich in einen großen Bürgerkrieg, welcher mit der ganzen Erbitterung geführt wurde, die der Religionshaß einzuflößen pflegt. Drei bis viermal durch feierliche Friedensschlüsse unterbrochen, wüthete er bereits mehre Jahre unter unerhörten Gräueln fort. Schon waren die vornehmsten Häupter auf beiden Seiten gefallen, dennoch legte sich die Wuth der Parteien nicht; die Söhne der erschlagenen Anführer nahmen sofort die erledigten Stellen ein.

Als die Königin Mutter sah, daß die Hugenotten durch Gewalt nicht zu beschwichtigen waren, schlug sie, der Gräuel des langen Bürgerkrieges müde, den Weg der Versöhnung ein. Sie gab ihre Tochter, Margaretha von Valois, dem hugenottischen Prinzen Heinrich von Navarra zur Gemahlin. Die Vermählung und mit ihr das Aussöhnungsfest wurde am 18. August 1572 unter Freude und Jubel zu Paris gefeiert. Der Prinz von Condé und der Admiral Coligny, begleitet von einer großen Menge ihrer Glaubensgenossen, wohnten dem Feste bei und wurden mit Auszeichnung empfangen. Der König umarmte sogar den Admiral und versicherte, dieser Tag sei der glücklichste seines Lebens. Der größte Theil der Guisen aber sah dieser Vermählung und den damit verbundenen Festen mit geheimem Ingrimme zu. Den Hofleuten war vorzüglich die Achtung und Vertraulichkeit des jungen Königes gegen den alten Admiral ein Anstoß. Selbst die Königin Mutter fürchtete den wachsenden Einfluß dieses Mannes; und als einst Coligny gegen ihren Einfluß auf den längst mündig gewordenen König und dessen Regierung einige harte Worte fallen ließ, schwur sie im Stillen dem Admiral blutige Rache.

Einst, als Coligny spät am Abende aus dem Schlosse nach Hause ging, fiel aus dem Fenster eines Hauses ein Schuß, durch welchen er am Arm verwundet wurde. Diese meuchelmörderische

That erfüllte die Gemüther der Hugenotten mit dem äußerſten Schrecken; und nur die innige Theilnahme, welche der Köni äußerte, der ſelbſt zu dem Kranken eilte und zu ihm die herz lichen Worte ſprach: „Die Verwundung trifft Sie, der Schmer mich, mein Vater!“ — ferner die vielen Anſtalten, welche e zur Entdeckung des Verbrechers machte, vermochten ſie wiede zu beruhigen.

Dieſer mißlungene Verſuch auf Coligny's Leben entflammte den Zorn der Königin Mutter nur noch mehr. Jetzt beſtürmte ſie mit ihrer Partei den König, in die Ermordung Coligny's zu willigen, weil er durch Herbeirufung auswärtiger Hülfe einen neuen Bürgerkrieg erregen wolle und das Leben des Königes ſelbſt in Gefahr bringe. Nach längerem innerem Kampfe willigte Karl ein; und der entſetzliche Mordplan kam in der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. Auguſt 1572 in Paris zur Ausführung.

Die Bartholomäusnacht (1572). — Der Herzog Heinrich von Guiſe, deſſen Vater vor neun Jahren von einem hugenottiſchen Edelmanne, Poltrot, meuchelmörderiſch erſchoſſen worden war, hegte gegen Coligny den Verdacht der Anſtiftung dieſer That und erſah ſich deshalb zunächſt ihn zum Opfer ſeiner Rache aus. Er eilte mit einer Mannſchaft nach der Wohnung des Admirals. Hätte der Herzog nur einige Minuten gezögert, ſo wäre das blutige Vorhaben vielleicht nicht zur Ausführung gekommen; denn von dem Schrecken des Gewiſſens oder von feiger Angſt überwältigt, hatten im Augenblicke der ausbrechenden Gräuel der König und ſein Bruder Anjou, ſelbſt die Königin Mutter den Widerruf beſchloſſen. Aber ein durch die Nacht tönender Piſtolenſchuß verkündete, daß es zu ſpät ſei. Coligny war ſchon gefallen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!“ ward ſeine Pforte den Andringenden geöffnet, die Wächter augenblicklich erſchlagen. Dann ſtürzten die Mörder in das Zimmer des Admirals. Bei dem erſten Lärm war der kranke Greis ſchnell aufgeſtanden; man fand ihn an die

Wand gelehnt. „Biſt du Coligny?“ ſchrie Besme, ein junger Offizier, ihn an. „Ich bin es,“ ſprach der Admiral, „aber du, junger Mann, habe Ehrfurcht vor dieſen grauen Haaren!“ — Ein Stoß mit dem Degen war die Antwort, viele Hiebe und Stiche folgten nach; ein anderer Mörder ſchoß ihm eine Kugel in den Leib. Dann ſtürzten ſie den zerfleiſchten Leichnam zum Fenſter hinaus auf die Straße.

Alsbald begann auch das Morden in den Straßen. Die Glocke des Palaſtes gab den Pariſern, die durch vorher ausgeſtreute Gerüchte von Verſchwörungen der Hugenotten waren aufgereizt worden, das Zeichen zur Ermordung der anweſenden Hugenotten. Ein weißes Tuch um den linken Arm und ein weißes Kreuz vor dem Hut hatten ſie als äußere Merkzeichen erwählt, an welchen ſie ſich einander kennen könnten. Aufgeſchreckt durch den plötzlichen Lärm ſtürzten die Hugenotten aus den Häuſern und fielen ſo ihren Feinden in die Hände. Von allen Seiten ertönte das Brüllen der Mörder, das Schreien und Flehen der Verfolgten, das Winſeln der Sterbenden, dazwiſchen das Knallen der Gewehre und das Geklirre der Schwerter. Kein Geſchlecht, kein Alter, kein Stand fand Gnade. Der Marſchall Tavannes rannte in wüthender Mordgier durch die Straßen und ſchrie unaufhörlich: „Laſſet Aber, Bürger, es iſt im Auguſt ſo heilſam als im Mai!“ Von den Straßen drang man in die Häuſer und ſetzte hier das entſetzliche Gewürge fort.

Ueber dem blutigen Gemetzel ſtieg die Sonne empor und beleuchtete die Gräuel der verwichenen Nacht. Ueberall lagen die Leichen in den Straßen umher, viele auch wurden aus den Fenſtern geſtürzt und durch die Straßen nach der Seine geſchleppt. Noch zwei ſchreckliche Tage hindurch währte das Gemetzel. Dann durchzog Karl mit ſeinen Höflingen wie im Triumphe die leichenerfüllten Straßen. Auch Coligny's Leichnam fand er; der wüthende Pöbel hatte ihn auf alle Art beſchimpft und endlich bei den Beinen an einen Galgen aufgehängt. Und als einige Höflinge vom Geruche der Verweſung

ſich abwendeten, ſoll Karl noch näher hinzugetreten ſein, den Worten: „Ein todter Feind riecht immer gut!“ Auch Königin Mutter machte den entſetzlichen Umzug mit. — Aehnliches fand um dieſelbe Zeit in den Provinzen Statt, nur daß man ſich hier mehr auf die bezeichneten Opfer beſchränkte.

Das Gerücht von jenem Mordfeſte, welches man auch Pariſer Bluthochzeit nennt, weil nur wenige Tage zuvor Heinrich's von Navarra Hochzeit zu Paris gefeiert worden war, erfüllte ganz Europa mit Schauder und Entſetzen. Katholiken ſowohl als Proteſtanten verfluchten die Urheber deſſelben. Die ernteten auch nicht einmal die gehofften Früchte ihrer Frevelthat. Denn die dem Blutbade entronnenen Hugenotten, deren Kräfte die Verzweiflung ſtählte, ſammelten ſich wieder in den feſten Plätzen, die ihnen eingeräumt worden waren, und rüſteten ſich zur Gegenwehr. Die Stadt la Rochelle war ihr Hauptwaffenplatz. Vergeblich wurden ſie in derſelben von des Königes Bruder, dem nachmaligen Könige Heinrich III., acht Monate lang belagert; ſeine Macht zerſchellte an dem unerſchütterlichen Muthe der Bürger. Am Ende mußten den Hugenotten außer der Religionsfreiheit auch alle Rechte wieder bewilligt werden, welche ſie vor der Bluthochzeit gehabt hatten. Karl IX. ſtarb im fünf und zwanzigſten Jahre ſeines Alters im zweiten nach dem begangenen Verbrechen.

Heinrich III. (1574—1589). — Nicht glücklicher war die Regierung ſeines Bruders Heinrich III., des früheren Königs von Polen. Die Wuth der Parteien währte fort. Die Guiſen, welche die Katholiken zu einem Bunde, der heiligen Ligue, vereinigten, ſtrengten alle Kräfte an, um den Thron an ihr Haus zu bringen, ſobald Heinrich III. ſterben würde. Deshalb entſtand ein neuer Krieg, der mehre Jahre lang mit der größten Erbitterung geführt wurde. Paris erklärte ſich gegen den König. Um ſich zu retten, ließ dieſer die Häupter der Guiſen umbringen. Dafür wurde er von der Ligue des Thrones verluſtig erklärt und aus Paris vertrieben. Nun verband er ſich mit

den Hugenotten und belagerte Paris, wurde aber von einem jungen Dominikaner, mit Namen Jakob Clement, am 2. August 1589 ermordet. Mit ihm erloſch das Haus Valois, nachdem es den Thron zweihundert ein und ſechzig Jahre hindurch inne gehabt hatte. Die Regierung ging jetzt an eine Seitenlinie, an das Haus Bourbon, über. Das Haupt derſelben war der früher erwähnte Heinrich von Navarra, welcher als Heinrich IV. die Reihe der bourboniſchen Könige eröffnete.

20. Frankreich unter Heinrich IV. *)

Heinrich IV. (1589 — 1610) hatte bei dem Antritte ſeiner Regierung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es traten verſchiedene Mitbewerber um die Krone auf, welche den Umſtand, daß er Proteſtant war, benutzten, um ihm die Herzen des Volkes abwendig zu machen. Die vorzüglichſten unter dieſen war der alte Kardinal Bourbon, Oheim Heinrich's von Navarra, dem ein großer Theil der Nation unter dem Namen Karl X. als ſeinem Könige huldigte, und der König Philipp II. von Spanien. Auch Paris erklärte ſich gegen Heinrich IV. Fünf Jahre lang focht er mit ritterlicher Tapferkeit gegen ſeine Feinde und blieb faſt immer Sieger. Einſt fragten ihn ſeine Offiziere vor der entſcheidenden Schlacht bei Ivry an der Lure (1590), wohin denn der Rückzug gehen ſollte, wenn die Schlacht verloren ginge? — „Nur über das Schlachtfeld!“ war ſeine Antwort. Ehe ſie begann, warf er ſich auf die Knie und bat Gott, ihm ſtatt des Sieges den Tod zu geben, wenn er vorausſähe, daß er ein ſchlechter König würde. Alle Soldaten waren bis zu Thränen gerührt. Die Anrede an ſie ſchloß er mit den Worten: „Und wenn ihr eure Feldzeichen verlieret, ſo ſehet nur nach meinem weißen Federbuſche; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Wirklich focht er ritterlich an der Spitze. Als endlich der herrliche

*) Gleichzeitig regierten: in Spanien Philipp II., in England Eliſabeth, in Schottland Maria Stuart, in Deutſchland Rudolf II.

Sieg errungen war, rief er denen, welche die Flüchtlinge ve folgten zu: „Schonet der Franzoſen, macht nur die Ausländ nieder!“ Dann belagerte er, durch engliſche Hülfstruppen ve ſtärkt, Paris, konnte aber die Stadt nicht einnehmen. Un ſelbſt, als der Gegenkönig 1591 ſtarb, weigerte ſich dennoc die Partei der Guiſen hartnäckig, ihn als König anzuerkenne Heinrich ſah wohl ein, daß nur die Annahme der katholiſche Religion ihm den Thron ſichern und Frankreich beruhigen könn Er ließ ſich deshalb in ihr unterrichten und trat dann im Jahr 1593 feierlich zu derſelben über. Viele ſeiner Gegner neigte ſich jetzt auf ſeine Seite, zuletzt gelang es ihm, auch den Be fehlshaber von Paris für ſich zu gewinnen, ſo daß dieſer ſei nen Truppen die Thore öffnete. Er hielt einen feierlichen Einzug, verzieh allen Bürgern und gewann ſo immer mehr die Zuneigung des Volkes.

Nach der Einnahme von Paris ſuchte er auch die übrigen noch abtrünnigen Städte ſich zu unterwerfen. Während dieſes glücklichen Unternehmens wäre er beinahe unter dem Dolche eines Mörders gefallen. Ein neunzehnjähriger Böſewicht, Johann Chatel, der Sohn eines pariſer Tuchhändlers, glaubte ein verdienſtliches Werk zu thun, wenn er den König, deſſen Uebertritt zur katholiſchen Religion er nicht für aufrichtig hielt, ermordete. Eben war der König aus der Picardie zurückgekehrt und im Schloſſe abgetreten, um die Großen ſeines Reiches zu empfangen. Dieſen Augenblick benutzte Chatel. Unbemerkt drängte er ſich des Abends in das Zimmer unter die Menge und ſtieß mit einem ſcharfen Meſſer nach ſeiner Bruſt. Glücklicher Weiſe traf er, da ſich Heinrich gerade verneigte, um den Marſchall von Montigni zu bewillkommnen, nur den Mund, und ſtieß ihm einen Zahn aus. Augenblicklich ward der Frevler ergriffen. Er leugnete ſeine Abſicht nicht und ertrug alle Qualen eines langſamen Todes, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben.

Nachdem Heinrich mit dem Papſte wie auch mit dem Kö- von Spanien ſich endlich ausgeſöhnt hatte, konnte er im

igen Besitze des Reiches seine Aufmerksamkeit auf die innere
hlfahrt desselben richten. Er suchte in der Nation den Geist
Thätigkeit und des Gewerbefleißes anzuregen. Die über-
ligen Soldaten entließ er und nöthigte die Entlassenen, un-
gebaute Felder urbar zu machen; denn er wollte nicht, daß
ade der kräftigste Theil seines Volkes auf Kosten Anderer
müßiges Leben in den Waffen führe. Auch reinigte er die
ndstraßen von Räubern, die sich bei den inneren Unruhen
r vermehrt hatten. Insbesondere nahm er sich der unter-
ückten Landleute an. Er erließ ihnen eine große Summe
ckständiger Steuer und äußerte, nicht eher würde er zufrie-
n sein, als bis er es dahin gebracht hätte, daß jeder Bauer
s Sonntags ein Huhn im Topfe habe. Noch jetzt erinnern
h gern die französischen Bauern dieses königlichen Wortes.
ermunterte den Ackerbau, legte neue Fabriken und Manu-
kturen an und suchte den Handel durch Anlegung von Kanä-
n und Kunststraßen und durch Herabsetzung der Zölle auf alle
ögliche Weise zu heben. Gegen den übertriebenen Aufwand
ließ er strenge Gesetze. Und um seinem Lande das Geld zu
halten, welches für den Ankauf seidener Waaren damals in
emde Länder floß, ließ er viele Maulbeerbäume pflanzen, Sei-
nwürmer ziehen und brachte mehre Seidenmanufakturen in
ang. Seine eigenen Bedürfnisse schränkte er ein, um seinen
nterthanen Abgaben zu ersparen und ihnen mit einem guten
eispiele voranzugehen. Er trug einen einfachen grauen Rock
ebst einer Weste ohne alle Verzierung und lachte über die,
elche, wie er sich ausdrückte, ihre Mühlen und Wälder auf
en Rücken trugen. Ganz Frankreich empfand die Segnungen
iner Regierung; sichtbar blühete das Land empor, und inner-
alb weniger Jahre waren alle Schulden der Krone getilgt,
nd ein großer Schatz erspart.

Auch der Hugenotten, seiner früheren Glaubens- und Par-
eigenossen, denen sein Uebertritt zum katholischen Glauben
roße Besorgniß gemacht hatte, vergaß er nicht. Er gab 1598

das berühmte Edict von Nantes, durch welches die Re
mirten freie Religionsübung erhielten. Sie durften Schu
anlegen, konnten zu Staatsämtern gelangen und bekamen ei
feste Sicherheitsplätze.

Einen treuen Gehülfen bei allen seinen Staatsverbesserun
hatte Heinrich an seinem gewandten Staatsminister, dem Herz
von Sully. Der König hatte zu ihm ein unbegrenztes
trauen, welchem Sully auch nach Kräften zu entsprechen su

Kaum waren die Wunden des Staates einigermaßen
heilt, als der König den Plan seiner Vorgänger wieder aufna
die große habsburgische Macht zu zertrümmern. Zu die
Zwecke wollte er ganz Europa in eine einzige große christli
Republik von fünfzehn möglichst gleichen und unter sich v
bündeten Staaten verwandeln, in welchen alle vorkommend
Streitigkeiten, nach Urtheil und Recht, unter dem Vorsi
Frankreichs, entschieden würden. Durch die Zerstückelung u
Demüthigung Oesterreichs sollten die kleineren Staaten ihr
Zuwachs erhalten: „nur auf diesem Wege werde die alte gegens
tige Eifersucht, die Haupturſache aller Kriege, schwinden, u
fortan ein ewiger Friede, das einzige Ziel seines Streben
in Europa herrschen.“ Schon waren alle Anstalten zum Krie
gegen Oesterreich getroffen, schon wollte er, des Sieges gew
zum Heere abgehen; da vereitelte das Messer eines Bösewi
tes die Plane des Ehrgeizes und rettete Deutschland aus d
nahen Gefahr eines großen Krieges.

Es war am 14. Mai 1610, als der König bei Gelege
heit der Krönungsfeierlichkeit seiner Gemahlin, die in sein
Abwesenheit die Regierung führen sollte, mit mehren sein
Hofleute in einem offenen Staatswagen durch die jubeln
Volksmenge von Paris fuhr. In einer engen Straße muß
der königliche Wagen wegen der vielen im Wege stehenden Ka
ren anhalten. Und augenblicklich springen die Bedienten he
unter, um Platz zu machen; während deß schlüpfen meh
Personen dem Wagen vorbei. Da steigt ein Mörder rasch a

s hintere Rad, biegt ſich in den Wagen hinein und verſetzt
m Könige, der eben ſeinem Nachbar etwas in's Ohr ſagt, mit
em langen ſcharfen Meſſer zwei Stiche ſchnell nach einander
die Bruſt. „Ich bin verwundet!“ ruft Heinrich zuſammen-
hrend beim erſten Stiche; beim zweiten ſtürzen ſchon Stralen
n Blut aus dem Munde. Weinend ruft ihm einer ſeiner Be-
iter zu: „Sire, denken Sie an Gott!“ Da faltet der König
Hände, richtet ſein brechendes Auge gen Himmel und ſtirbt
it einem tiefen Seufzer.

Bei der erſten großen Beſtürzung, die ſich Aller bemächtigte,
tte der Mörder wohl entfliehen können; allein er blieb, das
utige Meſſer in der Hand, ruhig neben dem Wagen ſtehen,
s habe er eine ſchöne That vollführt. Man nahm ihn feſt,
ährend der Wagen mit der theuern Leiche langſam nach dem
chloſſe zurückfuhr. Bei dem Verhör ergab ſich, daß der Mörder
ranz Ravaillac hieß, früher Barfüßermönch geweſen, aber
egen ſeines ſchlechten Lebens und wegen wiederholter Anfälle
n Verrücktheit ausgeſtoßen war. Als Grund ſeiner That gab
an, weil er den König für einen Tyrannen und Feind der
tholiſchen Religion halte. Man ſpannte den Mörder auf die
olter, damit er ſeine Mitſchuldigen entdecke; allein er behaup-
te ſtandhaft, keine zu haben, und zeigte bei den grauſamſten
Martern die größte Gefühlloſigkeit. Dann wurde das Todes-
rtheil an ihm vollzogen. Ueber eine volle Stunde währten die
Qualen, die der Unglückliche mit beiſpielloſer Geduld, ohne einen
aut von ſich zu geben, ertrug. Zuerſt haueten ihm die Henker
e Hand ab, in der er das Meſſer gehalten hatte, und begoſſen
en Stumpf mit geſchmolzenem Blei und mit Schwefel. Dann
wickte man ihn mit glühenden Zangen und goß wieder in die
ffenen Wunden geſchmolzenes Blei und Schwefel. Um die Qua-
en zu vermehren, wurde mit jedem Riſſe eine Pauſe gemacht.
Endlich wurde er von vier Pferden auseinander geriſſen.

Ganz Frankreich fühlte den Stoß, der ſeinen vielgeliebten
Monarchen dahingeſtreckt hatte, innig mit. Ein Schrei des

Schmerzes und des Entsetzens ging durch alle Provinzen. Rückkehr der bösen Zeit, gleich nachdem er die Augen geschlo hatte, rechtfertigte den allgemeinen Schmerz.

21. England und die Reformation.

Heinrich VIII. (1509—1547).

Zu der Zeit, als Karl V. Kaiser von Deutschland, Franz I. König von Frankreich war, saß auf dem englisc Throne Heinrich VIII. Schon als achtzehnjähriger Jüngl kam er zur Regierung und versprach eine schöne Zukunft. Liebreiz seiner Sitten, gehoben durch körperliche Schönheit, Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen, sein reger G für Künste und Wissenschaften, dazu der jugendliche Eifer, welchem er sich den ernsten Geschäften der Regierung unterz machten ihn zur Bewunderung seiner Unterthanen. Als er doch an Jahren vorrückte, entwickelten sich allmälig seine Las und nach seines Ministers Wolsey Tode, der bisher alle Schri des Königes mit vieler Umsicht geleitet hatte, gab er sich ihn ohne Rückhalt hin. Von der Zeit an erblicken wir in ih einen blutdürstigen Tyrannen, und manche Züge aus sein Leben erinnern an den römischen Kaiser Nero.

Obgleich er sich anfangs als einen eifrigen Vertheidiger d katholischen Religion gezeigt und sogar eine Abhandlung geg Luther geschrieben hatte, so wurde er doch bald einer der w thendsten Verfolger des Katholicismus, und zwar aus keine anderen Grunde, als weil dieser der rücksichtslosen Befriedigu seiner sinnlichen Lüste und Leidenschaften entgegen war. liebte seine erste Gemahlin, Katharina von Aragonien, nic mehr, mit welcher er bereits zwanzig Jahre vermählt war, u wünschte sich von ihr zu trennen, um Anna Boleyn, ei ihrer Hofdamen, die ihm besser gefiel, zu heirathen. Er wand sich deshalb an den Papst und verlangte von ihm die Auflö sung seiner Ehe. Der Papst erschrak nicht wenig über ein s wegenes Vorhaben, das um so verderblichere Folgen ha

nnte, da Katharina eine nahe Verwandte des Kaisers war. r hegte jedoch die Hoffnung, daß der König sich wohl eines esseren besinnen würde, und zog deshalb absichtlich die Sache die Länge. Endlich riß dem leidenschaftlichen Heinrich die eduld; er trennte sich aus eigener Macht von seiner Frau nd heirathete die Anna. Und als jetzt der Papst über ihn n Bann aussprach, sagte er sich völlig von ihm los, über= ahm selbst die Würde eines Oberhauptes der Kirche in Eng= nd und führte den Supremat=Eid ein, durch welchen der, der in ein Amt trat, sich verpflichten mußte, ihn als berhaupt der Kirche anzuerkennen. Wo nur der geringste Wi= erstand sich zeigte, gebrauchte er schonungslose Gewalt. Unter elen anderen wurde auch der edele Kanzler Thomas Morus, nd der Bischof von Rochester, Joh. Fisher, enthauptet, weil e weder seine zweite Ehe für gültig, noch ihn als geistliches berhaupt anerkennen konnten. Mit gleicher Wuth verfolgte er atholiken und Protestanten. Er wollte, daß alle seine Unter= anen eben so schnell, als er, ihren bisherigen Glauben ab= gen und sich zu dem bekennen sollten, welchen ihnen ihr Kö= ig vorschreibe. Er machte sich eine Religion nach eigenem Gut= ünken, die sich eben so sehr von den lutherischen als katholi= hen Glaubenssätzen entfernte, und drohete Jedem, welcher sich inem oder anderem Artikel widersetzen würde, die härtesten trafen. Dann hob er die Klöster und Stifter auf und theilte h mit seinen Günstlingen in die reiche Beute. Als der Kaiser arl V. von der rücksichtslosen Verschleuderung der geistlichen üter hörte, rief er voll Verwunderung aus: „Der König von ngland hat die Henne todtgeschlagen, welche ihm die goldenen ier legte!“ Denn nun fielen die reichen Abgaben weg, welche r bisher jährlich von ihnen erhoben hatte.

Bald wurde der König auch der Anna Boleyn wieder über= rüssig, und seine Neigung ging nach der Johanna Sey= mour, einer Hofdame der Anna. Um sich mit dieser verbin= en zu können, ließ er seine Gemahlin wegen Untreue, wie er

vorgab, hinrichten. Gleich den Tag nach der Hinrichtung vo
zog der blutgierige Wollüſtling die Ehe mit der Johanna Se
mour. Dieſe ſtarb ſchon im folgenden Jahre, und Heinri
dachte gleich wieder an eine neue Heirath. Man rühmte ih
eine proteſtantiſche Prinzeſſin, Anna, die Tochter des Herzo
von Cleve, und als er ihr Portrait ſah, welches der berühm
Hans Holbein*) verfertigt hatte, ſo ließ er ſogleich um ih
Hand antragen. Aber ſchon kurz nach der Vermählung verſtie
er ſie wieder, weil er ſie häßlich fand, und ließ ſeinen Liebli
Thomas Cromwell, der zu dieſer Verbindung gerathen hatt
hinrichten. Einige Wochen nach dieſer Scheidung heirathete
eine junge ſchöne Engländerin, Katharina Howard; abe
nach kaum zweijähriger Ehe ließ er ſie enthaupten, weil ſi
ein untreues, laſterhaftes Weib war. Man hätte denken ſolle
nun endlich würde dem Könige das Heirathen wohl verleid
worden ſein. Nichts deſto weniger nahm er einige Jahre nac
her die ſechste Gemahlin, Katharina Parr. Dieſe endlich wußt
ſich zu behaupten, obgleich nicht viel fehlte, daß auch ſie da
Schickſal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hätte theilen müſſe
weil ſie einmal bei einem Glaubensgeſpräche anderer Mei
nung war, als er. Nur durch eine kluge Wendung des Ge
ſpräches entging ſie der Gefahr, als Ketzerin verurtheilt z
werden. Mit zunehmenden Jahren nahm auch ſeine üble Laun
und ſein Mißtrauen zu, und viele angeſehene Perſonen fiele
als Opfer derſelben. Noch den Tag vor ſeinem Ende verlangt
er die Hinrichtung des Herzoges von Norfolk, eines der ver
dienſtvollſten Männer des Reiches. Zum Glück ſtarb er ſelbſ
noch vor der Vollziehung des Bluturtheils 1547**), im ſech

*) Dieſer berühmte Maler und Formſchneider, von dem wir noc
viele herrliche Gemälde übrig haben, war aus Augsburg und lebte mehr
Jahre an dem Hofe Heinrich's, der ihn ſo ſehr ſchätzte, daß er einſt ſagte:
„er könne wohl aus ſieben Bauern ſieben Lords machen, aber aus ſieben
Lords keinen Holbein.“

**) In demſelben Jahre ſtarb auch Franz I., und gewann Karl V.
ſchlacht bei Mühlberg.

nd fünfzigsten Jahre seines Alters und im acht und dreißig-
n seiner Regierung.

22. England unter Eduard VI. und Maria.

Eduard VI. (1547—1553). — Als Heinrich VIII. starb,
ar sein einziger Sohn, Eduard VI., erst zehn Jahre alt.
s übernahm daher sein Oheim, der Graf Herford, unter dem
amen Protector (Schutzherr) von England, die vormundschaft-
he Regierung. Unter ihm ward die Reformation vorzüglich
rch den Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, auf
ne mildere und weisere Art verbreitet. Die Protestanten er-
oben triumphirend ihr Haupt, jedoch nicht ohne geheime Furcht,
s möchte dieser Triumph nur von kurzer Dauer sein. Denn
r junge König war äußerst schwächlich, und sein nahes Ende
rauszusehen; seine Schwester und muthmaßliche Thronerbin
ber, Maria, war als eifrige Katholikin bekannt. Diesen
mstand benutzte Northumberland, welcher nicht nur der
ächtigste Unterthan im Reiche war, sondern welchen die Hab-
cht auch zum reichsten gemacht hatte, um seine ehrsüchtigen
läne durchzusetzen und die königliche Krone an sein eigenes
aus zu bringen. Er hatte seinen Sohn Guilford Dudley
it Johanna Gray, einer Enkeltochter der jüngeren Schwester
einrich's VIII., vermählt. Als nun Eduard auf dem Sterbe-
tte lag, begab er sich zu ihm und suchte durch mancherlei
orspiegelungen das Gewissen des junges Königes so lange zu
ngstigen, bis dieser endlich seine eigene Schwester Maria von
r Thronfolge ausschloß und diese der Johanna Gray zusicherte.
obald der König gestorben war, ließ er den Palast desselben
it einer Wache umgeben, damit sein Tod so lange verborgen
liebe, bis er die nöthigen Anstalten getroffen hätte. Er hatte
reits die Angesehensten des Reiches durch Versprechungen für
inen Plan gewonnen. Johanna Gray wurde gewählt, und
hleunigst ließ er ihr die Nachricht überbringen. Sie war erst
chzehn Jahre alt und zeichnete sich eben so sehr durch ange-

nehme Sitten als große Fähigkeiten aus. Sie wußte we
von den Planen, die Northumberland für sie hegte, noch
den Kunstgriffen, mit welchen er Eduard getäuscht hatte.
der plötzlichen Eröffnung jener wichtigen Nachricht stieß
einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu
gekommen war, sagte sie zu den Anwesenden: „sie gla
durchaus nicht, zu einer Königin geeignet zu sein; habe
aber das Recht auf ihrer Seite, so hoffe sie, Gott werde
Kraft verleihen, das Scepter zu seiner Ehre und zum Be
der Nation zu führen.“ Am folgenden Tage begab sich
junge Königin nach dem Tower, dem gewöhnlichen Aufentho
der englischen Könige vor der Krönung, und hielt ihren E
zug mit großem Gepränge. Das Volk aber nahm keinen T
an der Feier; es murrte laut und weigerte sich standhaft,
Tochter des ehrgeizigen und ränkesüchtigen Northumberla
anzuerkennen. Es erklärte sich allgemein für die rechtmäß
Herrscherin Maria. Diese empfing daher auch die Huldigu
der Nation und zog nach wenigen Tagen triumphirend in
Hauptstadt ein. Nur neun Tage hatte Johanna regiert, u
diese waren Tage der Angst und der Trauer gewesen. Northu
berland büßte seine Verrätherei mit dem Tode. Auf dem Bl
gerüste bekannte er, bloß Ehrgeiz habe ihn verleitet, äuß
lich einem Gottesdienste beizutreten, den er im Innern v
damme, und sagte: seine letzte Bitte sei, daß seine Landsle
zur katholischen Religion zurückkehrten, von der er sie abwe
dig zu machen beigetragen habe. Auch Johanna Gray ne
ihrem Gemahle folgten ihm bald auf das Blutgerüst.

Maria (1553—1558). — Ohne Verzug begann n
Maria das Werk der Wiederherstellung der katholischen Kirch
denn sie glaubte, daß alle Unruhen und Empörungen im Rei
einzig ihren Grund in den von ihrem Vater eingeführten Ne
rungen hätten. Fast zweihundert Menschen mußten wegen ha
näckiger Weigerung, zur alten Kirche zurückzukehren, das Blu
gerüst besteigen. Dieses und ihre vom Volke verabscheute E

t dem stolzen Philipp II. von Spanien, und der Verlust von alais, welches die Franzosen mitten im Winter überrumpelten, ieben die Erbitterung auf's Höchste. Von steigendem Unmuthe, ſonders über den Verlust von Calais, gequält, vom Volke ge-ßt, welkte die unglückliche Königin sichtbar dahin. Sie starb ch fünfjähriger Regierung, 1558, und hinterließ den Thron rer Schwester Elisabeth, der Tochter Heinrich's VIII. und der oleyn. Auf dem Todesbette sprach sie noch tiefseufzend die orte: „wenn man ihr die Brust öffne, so werde man das ort Calais in ihrem Herzen gegraben finden."

23. England unter Elisabeth (1558—1603).

Unter der glorreichen Regierung dieser Königin schwang h England, welches früher nur einer der untergeordneten taaten Europas gewesen war, zu einem der ersten desselben mpor. Die Ruhe, die sie bereits ein halbes Jahrhundert hin-urch in ihrem Reiche erhielt, während innere Zwietracht die nachbarten Nationen zerrüttete, ließ dasselbe schnell empor-lühen; und die vielen glücklichen Kriege, die sie mit den ersten uropäischen Mächten führte, gaben der Welt einen hohen Be-riff von ihrer Macht zu Wasser und zu Lande. Sie war von er Natur mit großen Fähigkeiten begabt, die unter geschickten ehrern sorgfältig entwickelt worden waren. Zu solchen Vor-ügen des Geistes gesellten sich auch manche des Körpers und urden durch jene noch mehr gehoben. Ihr Charakter aber war in sonderbares Gemisch von Tugenden und Fehlern. Gegen as gemeine Volk war sie äußerst leutselig und herablassend nd suchte auf alle Art die Gunst desselben zu gewinnen. Leute us den niedrigsten Ständen hatten zu jeder Zeit freien Zu-itt zu ihr; weder ihre Zudringlichkeit, noch ihre rohen Sitten chienen sie zu beleidigen. Sie nahm ihre Bittschriften mit ver-nügter Miene an, dankte ihnen für ihre Versicherung von An-änglichkeit und ließ sich mit ihnen in's Gespräch ein, so daß eder mit der größten Bewunderung seine Königin verließ.

Gegen die Großen des Reiches aber trat ſie mit ſtolzer Wü
auf, um ihnen den Abſtand recht fühlbar zu machen. Von d
Gepränge, mit dem ſie öffentlich auftrat, erzählt ein Z
genoſſe, der ſie ſah, wie ſie ſich eines Sonntages aus ih
Gemächern in die Kapelle begab: „Zuerſt erſchien eine Me
Edelleute, Grafen, Barone und Ritter; dann kam der Kan
mit den Siegeln zwiſchen zwei Lords, die Schwert und Scep
trugen. Ihm folgte Eliſabeth, und wohin ſie blickte, fielen
Anweſenden auf ihre Kniee. Hinter ihr kam ein langer Z
weiß gekleideter junger Damen, und zu beiden Seiten ſta
eine Reihe Edelleute in reichen Uniformen und mit vergoldet
Streitäxten.“ Sie war überhaupt ſehr eitel und herriſch; ſel
im vorgerückten Alter hörte ſie noch gern, wenn man ſie
der Venus an Schönheit, mit der Minerva an Klugheit u
mit der Diana an Sittſamkeit verglich.

Vermählt war ſie nie. Obſchon mehre Fürſten, beſonde
der König Philipp II., ſich um ihre Hand bewarben, ſo wi
ſie doch jeden Antrag zurück. Sie wollte den Thron mit K
nem theilen und erklärte einſt im Staatsrathe: „ſie rechne
ſich zur Ehre, wenn einſt auf ihrem Grabſteine die Wo
ſtänden: „Hier ruhet die jungfräuliche Königin!“

Mit Eliſabeth's Thronbeſteigung endete der Triumph d
Katholiken. Unter der Regierung ihrer Schweſter hatte ſie ſi
zum katholiſchen Glauben bekannt; ſogleich nach dem Antri
ihrer eigenen Regierung aber verbot ſie den katholiſchen Gotte
dienſt, erklärte ſich für das Oberhaupt der Kirche und ſet
überhaupt in neun und dreißig Artikeln die Religion in En
land auf die noch jetzt herrſchende Weiſe feſt. Der Grund
dieſer Neuerung war kein anderer, als weil die katholiſche Kirc
ihr das Recht der Thronfolge abſprach, indem die Ehe zwiſch
Heinrich VIII. und Anna Boleyn, aus welcher ſie entſproſſe
vom Papſte für ungültig erklärt worden war. Die von i
geſtiftete Kirche wird die engliſche oder biſchöfliche, au
die hohe Kirche genannt und weicht in einzelnen Theilen ſowo

n der lutheriſchen als reformirten ab. Diejenigen, welche ſich
en Neuerungen nicht fügen wollten, wurden von ihren Poſten
jagt, andere mit harter Geldſtrafe oder Gefangenſchaft be-
t, in welcher die Opfer ihrer Verfolgungswuth nicht ſelten
en martervollen Tod fanden. Allmälig legte ſich der Wi-
ſtand vor der unerbittlichen Strenge der Königin, und die
iſten wechſelten, nun ſchon zum dritten Male, die Religion
h den Launen ihrer Gebieter.

24. Maria Stuart, Königin von Schottland.

Der ſchwärzeſte Punkt in Eliſabeth's Leben iſt ihr Betra-
gegen ihre unglückliche Verwandte, Maria Stuart,
nigin von Schottland. Dieſe war erſt acht Tage alt, als
Vater, Jakob V., ſtarb (1542) und ihr, als einziger Erbin,
s Reich hinterließ. Wegen innerer Unruhen führte ihre
utter ſie als fünfjähriges Kind nach Frankreich, wo ſie am
fe der Katharina von Medici erzogen wurde. Herrlich ent-
tete ſich hier unter der ſorgfältigſten Erziehung der ſchöne
im, und ſie ward bald wegen ihrer Schönheit und Herzens-
e der Gegenſtand allgemeiner Liebe und Verehrung. Kaum
zehn Jahre alt wurde ſie mit dem Dauphin, dem nachma-
en Könige Franz II., vermählt. Dies war die glücklichſte
it ihres Lebens. Dichter prieſen wetteifernd die bezaubernde
muth, den Geiſt und die Talente der jungen Königin und
en einer langen Verkettung von Glückſeligkeiten für ſie ent-
gen. Allein dieſe Täuſchung ſchwand bald. Schon nach acht-
n Monaten ſtarb ihr königlicher Gemahl; und als die junge
ittwe kurz nachher auch ihre Mutter verlor, entſchloß ſie ſich,
h Schottland zurückzukehren.

Hier, in dieſem Gebirgslande, war während der Regierung
r Königin Mutter die Gährung der Gemüther auf's Höchſte
ſtiegen. Johann Knox, ein ſchwärmeriſcher Anhänger
lvin's, hatte durch ſeine heftigen Predigten das Volk zu ſol-
Glaubenswuth entflammt, daß es die katholiſchen Kirchen

ausplünderte und die Prieſter mißhandelte. Damals ſa
war Eliſabeth geſchäftig, die Flamme des Aufruhres zu nähr
Sie wußte, daß die Wünſche und Hoffnungen aller Katholi
in England auf Maria gerichtet waren, daß dieſe, als Enk
der älteſten Schweſter Heinrich's VIII., auch als die rechtr
ßige Königin Englands erſchien. Zu der unvermeidlichen Ei
ſucht, welche Eliſabeth als herrſchſüchtige Königin und als e
Frau gegen die gefährliche Thronbewerberin und gegen
ſchönere Weib empfand, geſellte ſich noch Religionshaß.
rum beſchloß ſie, ihre königliche Verwandte zu verderben.
finſterem, argwöhniſchem Blicke beobachtete ſie jeden ih
Schritte. Sobald ſie die Nachricht bekam, Maria ſchicke
zur Rückkehr nach Schottland an, ließ ſie in aller Eile e
Flotte rüſten und alle Küſten ſorgfältig bewachen, um die ſch
tiſche Königin einzufangen.

Am 15. Auguſt 1562 ſegelte Maria mit zwei Galee
und vier Transportſchiffen von Calais ab. So lange ihr
Küſte im Geſichte blieb, ruhete ihr Blick auf dem ſchönen Lan
wo ſie von Kindheit an gelebt und als Königin geherrſcht hat
und mit ausgebreiteten Armen rief ſie: „Lebe wohl, gelieb
Frankreich, lebe wohl!“ Am folgenden Tage entſtand ein di
ter Nebel, unter deſſen Schutze ihre Galeeren dem auflauernd
engliſchen Admiral glücklich entgingen; drei Transportſchi
aber fielen in deſſen Hände. Mit ſteigender Angſt näherte
ſich der vaterländiſchen Küſte; denn wie ihr Volk gegen ſie
ſinnt ſei, wußte ſie nicht. Um ſo angenehmer wurde ſie
ihrer Landung überraſcht, indem alle Stände zuſammenſtrömt
um ihrer jungen ſchönen Herrſcherin ihre Ehrfurcht zu bezeig
Fröhlichen Gemüthes zog ſie daher unter den Glückwünſch
und dem Jubel ihrer Unterthanen in die Hauptſtadt ein.
war für ſie ein Tag der Freude und des Glückes, der einzi
vielleicht, den ſie in Schottland erleben ſollte.

Gleich bei ihrer Thronbeſteigung erhob ſich in Schottla
ein düſterer Geiſt des Mißtrauens und des Argwohnes.

formirten fürchteten, unter der katholiſchen Königin möchte ch bald wieder die katholiſche Religion ihr Haupt erheben. sbeſondere bot jener Johann Knox alles auf, um die Ge- nungen der Königin zu verdächtigen und ſie ſelbſt in den gen ihrer Unterthanen herabzuſetzen. Jede unſchuldige Freude, des Hoffeſt rügte er von der Kanzel in den heftigſten Aus- rücken. Selbſt auf ihrem Zimmer machte er ihr oft ſo bittere orwürfe, daß ſie in Thränen ausbrach. Und doch mußte ſie s heftigen Mannes ſchonen, ihn ſogar auf alle Art zu be- uftigen ſuchen, weil ſie den Einfluß kannte, den er auf das olk hatte.

Um nicht allein zu ſtehen, vermählte ſie ſich mit dem Gra- n Heinrich Darnley, den ſie wegen ſeiner Jugend und Schön- eit lieb gewonnen hatte. Dieſe Vermählung war die Vor- äuferin vieler Schickſale. Maria erfuhr bald, daß das Aeußere ieſes Mannes ſie verblendet habe; daß er im höchſten Grade igenſinnig, leidenſchaftlich und unverſöhnlich ſei, und von der Zeit an behandelte ſie ihn mit ſichtbarer Kälte. Ihr ganzes Zutrauen ſchenkte ſie ihrem Geheimſchreiber, dem Italiener Da- vid Rizzio. Hierdurch wurde Darnley ſo erbittert, daß er ihn vor den Augen der Königin ermordete. Dieſe vermeſſene That zog ihr Herz noch mehr von ihm ab. Sie nahm jetzt den Gra- fen Bothwell zu ihrem Rathgeber, auch einen nichtswürdigen, boshaften Menſchen, der durch ſeine Verſtellungskünſte die Gunſt der jungen Fürſtin ſich erſchlichen hatte. Dieſer ſuchte ſie auf alle mögliche Weiſe gegen ihren Gemahl aufzureizen und machte ihr am Ende ſogar den Vorſchlag, ſich von jenem zu ſcheiden und mit ihm ſich wieder zu verbinden. Maria aber wies die- ſen Vorſchlag mit Würde zurück, und es ſchien faſt, als hätten jene boshaften Umtriebe die Ausſöhnung mit ihrem Gemahl be- fördert. Denn als dieſer einige Zeit nachher erkrankte, reiſete ſie ſogleich zu ihm und pflegte ſeiner mit aller Sorgfalt und Liebe. Bothwell, der ſich hierdurch in ſeinen ſchönſten Hoffnun- gen getäuſcht ſah, faßte alsdann den Entſchluß, die Trennung

durch Gewalt herbeizuführen. In einer Nacht, in welcher gerade ihren kranken Gemahl verlassen hatte, um dem Vermä lungsfeste einer ihrer Kammerfrauen beizuwohnen, flog der k nigliche Palast mit schrecklichem Getöse in die Luft. Das Vo ströme erschrocken hinaus, suchte den König und fand ihn nel seinem Bedienten, der mit ihm in demselben Zimmer schli todt in einem anliegenden Garten. Allgemein gab man Both well für den Urheber dieses Verbrechens an; und weil Jede wußte, wie lange der König und die Königin in Unfrieden g lebt hatten; so erregte dies natürlich den Verdacht, Maria selb könne eine geheime Mitschuldige des Mordes sein. Allein s war unschuldig an dem Verbrechen. Bothwell selbst gab späte auf dem Sterbebette nur sich und noch einige andere als di Urheber an. Maria zeigte auch bei dem unglücklichen End ihres Gemahles die aufrichtigste Trauer.

Bothwell hatte aber seinen verwegenen Plan nur erst zu Hälfte ausgeführt; denn die Ermordung des Königes sollte nu das Mittel zu seiner eigenen Vermählung mit der Wittwe desse ben sein. Um dieses zu bewerkstelligen, leitete er eine neu Verschwörung ein und benutzte zur Ausführung derselben den Tag, an welchem sie nach einem ihrer Lustschlösser auf dem Lande ritt, um ihren kranken Sohn Jakob, den nachmaligen König von Schottland, zu besuchen. Sie war eben auf dem Rückwege, als Bothwell mit tausend Reitern erschien, sie ge fangen wegführte und so lange mit Versprechungen und Dro hungen in sie drang, bis sie einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Diese höchst unbesonnene Vermählung mit dem Mörder ihres Gemahles erhöhte den Verdacht und reizte die Schotten zum Zorne. Nur durch die Flucht konnte sich Bothwell der Wuth des Volkes entziehen; sie selbst aber wurde gefangen und nach der Hauptstadt abgeführt. Bei ihrer Ankunft strömte ihr der auf's Höchste gereizte Pöbel entgegen, überhäufte sie mit Vorwürfen und Verwünschungen und ließ vor ihren Augen ei-

nner wehen, auf welchem man den Leichnam ihres vorigen mahles, und ihren Sohn, den Prinzen, knieend erblickte, mit Umschrift: „Räche mich, o Herr!“ Dann ward sie in ein fängniß gesperrt und gezwungen, zu Gunsten ihres Sohnes kob der Krone zu entsagen und die Regierung während der nderjährigkeit des Prinzen dem Grafen Murrey zu über- gen.

Das Schicksal der jungen Königin, über die beschlossen r, daß sie ihr Gefängniß lebend nicht verlassen sollte, erregte Vielen Theilnahme. Mehre Edelleute vereinigten sich zu er Befreiung. Sie verschafften sich heimlich die Schlüssel des efängnisses und führten sie hinaus. Auf die Kunde hiervon ängten sich viele ihrer alten Freunde um sie und erboten h zu ihrem Dienste. Allein ihr in Eile zusammengerafftes ines Heer wurde geschlagen, sie selbst entfloh nach England, n bei ihrer königlichen Verwandte, Elisabeth, Schutz zu suchen. ber eben diese Verwandtschaft war ihr Verderben. Elisabeth iumphirte, als sie das seit Jahren gehetzte Wild nun freiwil- g in's Garn gehen sah; sie ließ sie ergreifen und in's Ge- ngniß werfen.

Aber auch in England fand die unglückliche Königin Freunde, esonders an ihren Glaubensgenossen, den Katholiken. Der erzog von Norfolk entwarf den Plan, sie zu befreien, nn sie zu heirathen und ihre Wiedereinsetzung in Schottland it Gewalt zu bewerkstelligen. Allein der Plan ward verrathen, nd er büßte dieses Wagniß mit dem Tode. Eben so unglück- ch scheiterten die Versuche des Franzosen Ballard und des ngländers Babington, die nicht nur Maria aus dem Ge- ngnisse entführen, sondern selbst die Königin Elisabeth er- orden wollten.

Durch diese und andere Verschwörungen wurde die Lage Maria's nur noch trostloser. Elisabeth, die von nun ab das eben ihrer königlichen Verwandte mit ihrer eigenen Sicher- eit unverträglich hielt, beschloß deren Untergang. Sie ließ

dieſelbe auf das Schloß Fortheringhai in noch engere H
bringen. Zugleich wurde ein Gericht niedergeſetzt, um zu unt
ſuchen, welchen Antheil ſie an jenem Hochverrathe gehabt ha
Maria betheuerte ihre Unſchuld und erklärte Alles für eine
ſcheuliche Verleumdung. Man konnte ihr keine eigenhändi
Briefe vorlegen, und andere Papiere, die man ihr vorzei
verwarf ſie mit Verachtung. „Was ſollte," ſprach ſie, „a
der Königin werden, wenn man ſie für das, was Andere
ſchrieben haben, verantwortlich machen wollte!" Am Ende tr
ten ſogar zwei ihrer Geheimſchreiber als Zeugen wider ſie a
Vergebens behauptete Maria, die Zeugen ſeien beſtochen; ve
gebens bat ſie die Richter, dieſelben mit ihr vor Gericht z
ſammen zu ſtellen; auf die Ausſage dieſer Böſewichte, welch
wie es ſich ſpäter erwies, wirklich waren beſtochen worde
ward über ſie das Todesurtheil ausgeſprochen und von Eliſ
beth beſtätigt.

Maria empfing die Todesbotſchaft mit einer Ruhe un
Würde, die alle Anweſenden rührte und erſchütterte. Der Ta
ſprach ſie, nach dem ſie lange ſich geſehnt habe, ſei endlich ei
getroffen; ſchon über achtzehn Jahre habe ſie im Gefängni
geſchmachtet, und kein glücklicheres und ehrenvolleres Ende eine
ſolchen Lebens könne ſie ſich denken, als ihr Blut für ihre Rel
gion zu vergießen. Dann zählte ſie die Kränkungen auf, d
ſie erlitten, die Anerbietungen, die ſie gemacht, und die argli
ſtigen Kunſtgriffe und Betrügereien ihrer Feinde, und ſchloß
die Hand auf der Bibel, mit den Worten: „Was den To
der Königin, Eurer Gebieterin, anbetrifft, ſo nehme ich Got
zum Zeugen, daß ich nie nach demſelben ſtrebte und nie i
denſelben willigte."

Hinrichtung der Maria Stuart (1587). — De
achte Februar 1587 war der Tag ihrer Hinrichtung. Die Nach
zuvor brachte ſie größtentheils im Gebete zu. Um acht Uh
Morgens trat ein Diener in ihr Gemach und zeigte ihr an,
daß die Stunde geſchlagen habe. „Ich bin bereit!" war di

Antwort, und ihr Auge ſtralte Frieden. Sie bat flehentlichſt um einen Prieſter, der ſie auf des Lebens letzten Gang begleite; allein auch dieſe Tröſtung ward ihr verſagt. Mit einer Miene voll Ruhe und Majeſtät durchſchritt ſie die Halle, die zu dem Saale führte, wo das Blutgerüſt aufgeſchlagen war. Sie hatte ihre reichſte Kleidung angelegt, wie es ſich für eine verwittwete Königin geziemte. Um den Hals trug ſie eine Kette, an der ein goldenes Kreuz befeſtigt war, am Gürtel hing ein Roſenkranz. In ihrer Hand hielt ſie ein Crucifix von Elfenbein. Auf dem Wege fand ſie ihren Haushofmeiſter Melville, dem ſeit mehren Wochen der Zutritt zu ihr verboten war. Der alte treue Diener fiel in die Kniee und weinte laut auf. Sie bot ihm liebreich die Hand. „Klage nicht," ſprach ſie, „ehrlicher Mann, freue dich vielmehr; denn du wirſt das Ende ſehen von Maria Stuart's Leiden. Die Welt, mein lieber Melville, iſt nur Eitelkeit, und ein Meer von Thränen würde nicht hinreichen, ihre Trübſale zu beweinen. Gott vergebe denen, die ſeit ſo langer Zeit nach meinem Blute dürſten, wie der Hirſch nach der Quelle." — Dann brach ſie in Thränen aus und ſprach: „Lebe wohl, guter Melville, lebe wohl!"

Als ſie die Blutbühne beſtiegen hatte, trat der Dechant von Peterborough zu ihr und ermahnte ſie im Namen der Königin Eliſabeth, die katholiſche Religion abzuſchwören. Maria bat ihn wiederholt, ſich ſelbſt und ſie nicht zu beläſtigen; er aber hörte nicht auf zu reden und mit dem ewigen Höllenfeuer zu drohen. Entſchloſſen, in der Religion, in welcher ſie geboren und erzogen war, zu ſterben, ſank ſie in die Kniee und betete mit Inbrunſt für die bedrängte Kirche, für ihren Sohn Jakob und für Eliſabeth. — Dann wurden ihr die Augen verbunden, und die Henker ergriffen ſie bei den Armen und führten ſie zum Blocke. Hier kniete ſie nieder und ſprach wiederholt mit feſter Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geiſt!" Das Schluchzen und Stöhnen der Anweſenden machte den Henker verwirrt; er zitterte und verfehlte ſeinen

Streich; erſt auf den dritten Hieb ward ihr Haupt vom Rumpf getrennt. Als der Henker es emporhielt, rief jener Dechan „Mögen alle Feinde der Königin Eliſabeth ſo enden!“ Ab keine Stimme hörte man, die Amen ſprach. Der Parteige war untergegangen in Bewunderung und Mitleid.

So endete Maria Stuart im fünf und vierzigſten Jah ihres Alters und im neunzehnten ihrer traurigen Gefangenſcha

Jetzt hatte Eliſabeth ihren Durſt nach Rache geſtillt, un ihr ganzes Streben ging nunmehr dahin, das Gehäſſige d That von ſich auf Andere zu wälzen. Sie ſtellte ſich deshal als ihr die Vollziehung des Befehles gemeldet ward, höchſt e ſtaunt, brach in Thränen und Wehklagen aus und ſchwur di bitterſte Rache ihren Miniſtern, weil dieſe ohne ihr Wiſſen un Willen ihre gute Baſe umgebracht hätten. Um die Welt noc mehr zu täuſchen, entſetzte ſie die Miniſter ihres Amtes un befahl ihnen, ſich wegen jenes Vergehens zu verantworten Dieſe, welche die wahre Abſicht ihrer Königin bei dieſer Schein anklage nicht verkannten, geſtanden in aller Demuth ihre Schuld und unterwarfen ſich ihrem Ausſpruche. Einer nach dem An dern trat wieder in Amt und Gunſt, ausgenommen Daviſon ihr Sekretär, weil er das Urtheil aus ſeinen Händen gegeben Sie grollte ihm aber, weil er ſich ſeinen Kollegen zu Maria's Verfolgung nicht hatte beigeſellen wollen. Er mußte eine große Geldſumme erlegen und ſeine übrige Lebenszeit im Kerker ſchmachten.

25. Eliſabeth's fernere Regierung.

Als Eliſabeth durch eine ſolche Gräuelthat ſich ihrer Gegnerin entledigt hatte, wandte ſie wieder ihre ganze Sorgfalt auf die Regierung ihres Staates, und der glänzendſte Erfolg krönte alle ihre Unternehmungen. Sie belebte den Handel und das Seeweſen und iſt als die Schöpferin der großen Seemacht Englands zu betrachten. Alle, welche wegen ihrer Religions-

merungen aus Frankreich und den Niederlanden vertrieben urden, fanden in England eine offene Freistätte, und auf liche Art wurde diese Insel der Zufluchtsort und der Haupt- z der Künste und Manufacturen. Die Schifffahrt der Eng- nder erstreckte sich, da sie von der Königin Aufmunterung und chutz bekam, nach und nach über alle Theile der Erde. Der ngländer Richard Chanceller entdeckte 1553 den Weg nach rchangel über das Eismeer, und der russische Czar bewilligte m Jahre 1569 einer englischen Gesellschaft das ausschließende echt zum Handel mit Rußland. Der große Seeheld Franz rake eiferte dem Portugiesen Magelhäens nach; er war der rste Engländer, der im Jahre 1580 eine Reise um die Welt nternahm. Er war es auch, der die so nützlichen Kartoffeln aus merika nach Europa brachte.*) Die Schifffahrt der Engländer

*) Im Jahre 1586 kamen sie nach England und von da nach Frankreich, wo sie 1616 als eine große Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht wurden. In Deutschland wurden sie erst 1650 und zwar zunächst in dem damaligen Voigtlande, in Niedersachsen erst um das Jahr 1740 und noch später in Ostpreußen angepflanzt. „Im Jahre 1745 erhielt Kolberg," erzählt der Bürger Nettelbeck, „aus des großen Friedrich vorsorgender Güte ein Geschenk, das damals hier zu Lande noch völlig unbekannt war. Die guten Leute nahmen die hochgepriesenen Knollen verwundert in die Hände, rochen, schmeckten und leckten daran; kopfschüttelnd bot sie ein Nachbar dem andern, man brach sie von einander und warf sie den Hunden vor, die daran herumschnupperten und sie gleichfalls verschmähten. Nun war ihnen das Urtheil gesprochen. Die Dinger — hieß es — riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Wie wäre uns damit geholfen? — Im Allgemeinen war dabei der Glaube, daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von welchen man zu seiner Zeit ähnliche Früchte herabschüttele. Es verging eine geraume Zeit, bevor die neue Frucht mehr Eingang fand. Erst volle vierzig Jahre später, im Jahre 1785, habe ich bei Stargard zu meiner angenehmen Verwunderung die ersten Kartoffeln im freien Felde ausgesetzt gefunden." — Man nannte das neue Gewächs „Erdäpfel", womit man früher die Gurken, Kürbisse, überhaupt die an oder unter der Erde wachsenden Knollen mancher Pflanze bezeichnete. Nach dem Niedersächsischen „Ertuffel" zu schließen, ist Kartoffel aus Erdapfel entstanden. Aus Kartoffeln wird auch feines Mehl, Stärke, Puder, Branntwein ꝛc. bereitet.

nach Oſtindien fing 1591 an, und ihre oſtindiſche Handel
geſellſchaft wurde im Jahre 1600 geſtiftet. Um eben dieſe Z
machten ſie auch Verſuche, Niederlaſſungen in Nordamerika a
zulegen. Walter Raleigh fing im Jahre 1584 an, eine Kolo
in dem Theile von Nordamerika zu gründen, der nach der u
vermählten Königin Eliſabeth den Namen Virginien, d.
Jungfrauenland, bekam. Eliſabeth erlebte auch den Triumph, je
unüberwindliche Flotte, mit welcher der ſpaniſche Köni
Philipp II., England zu erobern gedachte, im Jahre 1588 dur
Stürme und durch die Tapferkeit ihrer eigenen Flotte zerſtö
zu ſehen, wie wir dieſes ſpäter umſtändlicher hören werden.

Dieſelbe Königin, welche Europas Völker durch den Glan
ihrer Regierung geblendet hatte, mußte den Abend ihres Lebe
in düſterer Trauer beſchließen. Weil ſie unverheirathet blieb,
hatte ſie immer das Bedürfniß gefühlt, ſich an einzelne thei
nehmende Freunde anzuſchließen. Der letzte derſelben war de
Graf Eſſex, ein junger, ehrſüchtiger und eigenſinniger Mann
der eine Thorheit nach der anderen beging, die aber von Eli
ſabeth gewöhnlich überſehen wurden, weil er einmal ihre ganz
Zuneigung gewonnen hatte. Aber auch ſein Sturz nahete.

Im Jahre 1599 wurde Eſſex zum Vicekönige von Irland
ernannt. An der Spitze eines Heeres ſollte er die aufrühre
riſchen Unterthanen zur Ruhe bringen. Er beging hier abe
einen Fehler nach dem anderen, ſo daß er den größten Theil
ſeiner Truppen verlor und einen unrühmlichen Frieden ſchließen
mußte. Gleich hierauf eilte er nach London, um ſich gegen die
Beſchuldigungen ſeiner Feinde perſönlich zu verantworten. Eli-
ſabeth wurde aber über die eigenmächtige Verlaſſung ſeines
Poſtens ſo erbittert, daß ſie ihn verhaften ließ. Sie entließ ihn
zwar wieder der Haft, entſetzte ihn aber aller Würden und ließ
ihm nur das Amt eines Oberſtallmeiſters. Insbeſondere nahm
ſie ihm auch den Pacht der Abgaben vom rothen Weine, der
ihm jährlich bedeutende Summen eingetragen hatte. „Wenn
man ein allzumuthiges Pferd bändigen will," ſagte ſie, „ſo muß

…n es kürzer im Futter halten." Darüber gerieth der Graf …lends in Wuth. Aus Rache suchte er den Sohn der Maria …uart, den König Jakob VI. von Schottland, zu einem Ein…le in England aufzureizen. Dieser aber wollte sich mit einem …verwegenen Unternehmen nicht befassen. Als er aber auch …London das Volk zum Aufruhre aufforderte, wurde er ein…zogen, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Elisa…th kämpfte lange mit sich, ehe sie sein Todesurtheil unter…rieb. Weil er sich aber nicht vor ihr demüthigen und um …gnadigung bitten wollte, so überließ sie ihn seinem Schicksale; …r wurde 1601 hingerichtet. Erst nach seinem Tode vernahm …e, daß er mit ganz anderen Gesinnungen gestorben sei, und …e machte sich nun die bittersten Vorwürfe über seine Hinrich…ung. Vor Gram und Schwermuth welkte sie sichtbar dahin …nd starb, im März 1603, im siebenzigsten Jahre ihres Alters, …ach drei und vierzigjähriger Regierung. Mit ihr erlosch das …aus Tudor, nachdem es den Thron von England hundert …nd achtzehn Jahre in Besitz gehabt hatte; an dessen Stelle …rat nun das Haus Stuart.

Jakob VI., König von Schottland, Sohn der Maria Stuart …nd des Heinrich Darnley, gelangte zu dem englischen Throne …nd nahm im Jahre 1604 den Titel: König von Groß…britannien und Irland an, den seine Nachfolger bis auf …nsere Zeit beibehalten haben.

26. Spanien unter Philipp II. (1556—1598).

Abfall der Niederlande. — In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war unter allen europäischen Herrschern Philipp II., der Sohn Karl's V., bei weitem der mächtigste; denn er hatte mit Ausschluß von Oesterreich alle Länder seines Vaters geerbt. Mit vielen herrlichen Anlagen des Geistes wie des Herzens verband er eine rastlose Thätigkeit, aber auch einen grenzenlosen Ehrgeiz und eine Härte, die beim Widerstande leicht zur Grausamkeit wurde. Schon sein

Aeußeres war zurückſchreckend; denn er war ſtets ernſt u
finſter, nie erheiterte ein ſanftes Lächeln ſein düſteres, melanc
liſches Auge; Alles kündete den ſtrengen Gebieter an. Dar
fürchteten ſie ihn nur, liebten ihn aber nicht. Er war
ganzer Seele der katholiſchen Religion ergeben und wünſc
nichts mehr, als daß ſie die einzige aller ſeiner Unterthan
wäre; denn mit ängſtlicher Beſorgniß ſah er die Religion
neuerungen und die ſie begleitenden Gräuelauftritte in d
übrigen Staaten. Allein bei allen Mitteln, die dem mächtig
Herrſcher zu Gebote ſtanden, vermochte er nicht, die Reform
tion von allen ſeinen Staaten abzuwehren; ja, er mußte
ſogar erleben, daß ſeine ſtrengen Maßregeln gegen dieſelbe i
um eine der ſchönſten Perlen in ſeiner Krone, um die Ni
derlande, brachten.

Die Niederlande beſtanden damals, als Philipp ihre Regi
rung übernahm, aus ſiebenzehn blühenden Provinzen.*) Kun
und Natur hatten hier zuſammengewirkt, dieſe nach allen Seite
von ſchiffbaren Flüſſen und Kanälen durchſchnittenen und zu
Theil dem Meere erſt abgewonnenen Länder, zwiſchen der Maa
der Schelde und dem Rheine bis zur Ems, zum Lieblingsſit
des Handels und Gewerbes zu machen. Seit den Kreuzzüge
waren ſie nach und nach die Pforte geworden, durch welch
die Frachtſchiffe von Norden nach Süden und von Süden nac
Norden ein- und ausliefen. Unter der milden väterlichen Re
gierung der Herzoge von Burgund hatten Wohlſtand und Be
völkerung Jahrhunderte hindurch zugenommen. Der außeror

*) Unter dem Herzoge Karl dem Kühnen aus vierzehn. Dazu gehör
ten die vier Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; di
ſieben Grafſchaften Flandern, Artois, Hennegau, Namur, Holland, See
land, Zütphen; die Markgrafſchaft Antwerpen, die Herrſchaft Mecheln und
Friesland. Durch die Vermählung ſeiner Tochter Maria mit Maximilian I.
kamen dieſe Provinzen an Oeſterreich und wurden von Karl V. noch um
drei, um Utrecht, Overyſſel und Gröningen, vermehrt. Das Haus Oeſter-
reich erlangte für alle Niederlande als burgundiſchen Kreis Sitz und Stimme
auf dem Reichstage.

mliche Wohlstand aber hatte auch das Selbstgefühl der Bür- er erhöht, und die niederländischen Stände, Staaten genannt, warben sich bald mehre besondere Privilegien oder Vorrechte, ter anderen die Bewilligung von Steuern und Truppen. iese Vorrechte überwachten sie auf das Eifersüchtigste und chten sie stets zu erweitern. Auch Karl V. hatte sie ihnen stätigt. Er selbst war Niederländer von Geburt und sah rem Nationalstolze vieles nach.

Der neue Herrscher, Philipp II., ernannte seine Halbschwester, e Herzogin Margaretha von Parma, zur Oberstatthalterin. ie war eine Frau von männlichem Geiste und fast männlichen itten und paarte Gerechtigkeit mit Milde. Auch deshalb ward e von den Niederländern geliebt und geehrt, weil sie in ihrem ande geboren und erzogen war. Ihren Staatsrath bildeten ie ersten Edelleute des Landes und führten sogar die Statt- alterschaft wohl in mehren Provinzen, so Wilhelm von assau, Fürst von Oranien, und Lamoral Graf van Eg- ond. Der Graf van Hoorn wurde zum Admiral der nieder- ändischen Seemacht ernannt. Es erregte aber gleich anfangs eid, daß Philipp seiner Halbschwester den Granvella, Bischof on Arras, zur Seite setzte und eine spanische Besatzung im ande ließ. Die Mißstimmung stieg, als vierzehn neue Bis- hümer und drei Erzbisthümer gegründet wurden, die dem zum rzbischofe von Mecheln erhobenen Granvella untergeordnet urden. Die Stände klagten, weil ihnen hierbei ihr verfassungs- äßiger Einfluß entzogen sei; die katholische Geistlichkeit klagte, eil die reichen, bisher durch Eingeborene besetzten Abteien auf- hoben seien, um Bisthümer zu gründen, die man Fremden rleihe; die Calvinisten klagten, weil ihren Uebergriffen auf atholischem Boden Halt geboten wurde. Bei der allgemeinen Mißstimmung im Lande gegen den übergroßen Einfluß des Granvella, der bereits zum Kardinal ernannt war, hielt Mar- garetha selbst es für rathsam, auf seine Abberufung anzutragen. Dieser kam Granvella zuvor; er verließ freiwillig das Land.

Allein die Gährung im Lande blieb. Sie ward noch
steigert, als Philipp zur Regelung der kirchlichen Verhältn
die Einführung der Beschlüsse des Tridentiner Conciliums
langte und deshalb die erforderlichen Religionsedicte erl
Auch das galt für eine Verletzung der ständischen Rechte
führte zu neuen noch lauteren Klagen. Und alsbald schloß
mißvergnügte Adel hiergegen einen Bund, Compromiß genan
und entwarf eine besondere Bittschrift um Aufhebung der
ligionsedicte. Diese Bittschrift sollte der Oberstatthalterin
Brüssel, wo sie ihren Wohnsitz hatte, öffentlich überreicht werd

Es war am 5. April 1566, als drei- bis vierhundert
sammengetretene Adelige, an deren Spitze Heinrich von Bre
rode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland,
Ludwig, Graf von Nassau, Bruder des Prinzen von Oran
standen, zu Brüssel in einem feierlichen Prozessionszuge, imm
vier und vier, unter großem Zulaufe des erstaunten Volk
nach dem Palaste der Oberstatthalterin zogen, um ihr je
Bittschrift zu überreichen. Margaretha war nicht wenig bestü
beim Anblicke einer so zahlreichen Menge. Einer ihrer Rät
aber, Graf Barlaimont, flüsterte ihr zu: sie solle sich doch
diesem Bettelgesindel (Gueux) nicht fürchten. Das war au
den Abgeordneten zu Ohren gekommen. Sie machten sich a
Barlaimont's Schimpfworte einen Ehrennamen, nannten ih
ganze Partei „Geusen" (Bettler) und trugen auf der Br
eine Denkmünze mit dem Bilde des Königes und der Au
schrift: „Treu bis zum Bettelsacke!"

Die Oberstatthalterin versprach den Abgeordneten, sie wol
sich für sie beim Könige verwenden und erließ einstweilen
Betreff der Inquisition eine mildernde Bestimmung. Das hielte
die Calvinisten für einen vollkommenen Sieg ihrer Partei. Un
alsbald rottete sich an den meisten Orten der Pöbel zusamme
zerschlug mit unerhörter Frechheit alle an Wegen stehende Cru
cifixe und Heiligenbilder, plünderte und zerstörte die katholische
Kirchen, mordete die Priester, verjagte Mönche und Nonne

In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen und Kapellen, besonders den herrlichen Dom zu Antwerpen mit seinen reichen Kunstdenkmälern. Durch solche Gräuelthaten zogen sich die Calvinisten den gerechten Zorn des Königes und den Haß ihrer katholischen Mitbürger zu. Sofort fanden sich die katholischen Mitglieder des Bundes bewogen, von einer Verbindung zurückzutreten, die sie nunmehr als eine Verschwörung gegen ihre Religion ansahen. Obgleich es der Oberstatthalterin endlich gelungen war, diesen plötzlichen Ausbruch der Religionswuth zu beschwichtigen, so hielt Philipp es doch für unmöglich, daß sie in so unruhiger Zeit das landesherrliche Ansehen länger behaupte; denn auch hier verwuchsen die religiösen und politischen Fragen zu einem unzertrennbaren Ganzen. Er beschloß, Rache zu nehmen an der empörungssüchtigen Nation und schickte 1567 einen in den Waffen ergrauten Feldherrn Alba mit Heeresmacht dahin. Schon vor der Ankunft des gefürchteten Mannes verließen Tausende von Fabrikanten und Kaufleuten das flüchtige Vaterland. Das ganze Meer war mit flüchtigen Schiffen bedeckt. Deutschland, England und Frankreich empfingen die Flüchtlinge und freueten sich ihres befruchtenden Gewerbefleißes. Die Niederlande aber schaueten traurig den Ziehenden nach.

Jetzt erschien Herzog Alba, der furchtbare Gewaltträger des Königes. Schrecken ging vor ihm her. Margaretha, welche vergebens den König beschworen hatte, in Person zu erscheinen und Gnade walten zu lassen, legte vor Unmuth ihre Würde nieder, und Alba allein war jetzt der Beherrscher der Niederlande. Sofort setzte er einen Rath nieder, welchen die Spanier den „Empörungsrath", die Niederländer aber den „Blutrath" nannten; er selbst führte den Vorsitz. Den Urhebern des Compromisses, so wie Allen, die sich an der Religion oder der landesherrlichen Gewalt vergangen hatten, ward die Strafe des Verrathes zuerkannt und mit unerbittlicher Strenge an ihnen vollzogen. Täglich fanden Hinrichtungen Statt. Auch die Grafen Egmond und Hoorn, die vorzüglich das Zutrauen und die

574731

Liebe des Volkes besaßen, wurden als verdächtige Anstifter
früheren Unruhen eingezogen, vor's Gericht gestellt und
Juni 1568 öffentlich auf dem Marktplatze zu Brüssel enthaup
Vor des Herzogs Macht schwand aller Widerstand; neue n
schärfere Befehle bestätigten die früheren. Die spanischen S
daten lebten hier auf Unkosten der Einwohner. Der Herz
verlangte die Ausschreibung neuer Steuern; und als die Stän
diese verweigerten, that er es selbst aus eigener Machtvollko
menheit, als Stellvertreter des Königes. Durch dieses willkü
liche Verfahren sahen sich die Stände in ihrem kostbarsten Rec
verletzt, und eine dumpfe Gährung ging durch das ganze Lan
Die Kaufleute schlossen ihre Läden, der Handel stockte, die Märk
standen leer, und in den volkreichsten Städten herrschte eine düste
schwüle Stille, wie sie einem schweren Ungewitter vorangeht.

Und dieses Ungewitter war auch schon im vollen Anzug
Die geflüchteten Niederländer, gegen welche der Herzog die Ac
ausgesprochen hatte, vereinigten sich zur Rettung des bedrän
ten Vaterlandes. Der Prinz Wilhelm von Oranien, der dur
die Flucht nach Deutschland der Hinrichtung glücklich entronn
war, warb dort Truppen und fiel mit seinem Bruder, Ludw
von Nassau, in die Niederlande. Jedoch mehre Jahre hinte
einander scheiterte der Brüder gemeinsames Unternehmen a
der Gewandtheit und Tapferkeit der spanischen Soldaten un
ihres Anführers. Glücklicher waren die sogenannten Wasser
geusen, d. i. niederländischen Freibeuter, welche auf den
Meere umherschwärmten und Schifffahrt und Handel der Spa
nier durch Kapereien störten. Es gelang ihnen sogar, sich de
Hafens von Briel, an der Mündung der Maas, zu bemächti
gen. Dadurch wuchs diesen der Muth; sie eroberten eine Stad
nach der anderen und wählten den Prinzen von Oranien zu
ihrem Anführer. Dieser stellte überall, wohin er kam, den
reformirten Gottesdienst wieder her.

Als Philipp sah, daß Alba's Tyrannei und Erpressungen
nicht zu dem gewünschten Ziele führten, rief er ihn endlich,

nach sechsjähriger Statthalterschaft zurück. Unter seinen Nachfolgern in der Statthalterschaft wurde mit abwechselndem Glücke fortgekämpft. Deutsche, französische und englische Kriegsvölker fochten sich in den Streit. Entschlossen, sich ganz von der spanischen Herrschaft loszumachen, traten die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland im Jahre 1579 zu Utrecht in eine Verbindung, die utrechter Union genannt, aus welcher nachher die Republik der vereinigten Niederlande entstanden ist. Aber erst im Jahre 1581, als der König den Anführer dieser nördlichen Provinzen, Wilhelm von Oranien, ächtete und einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte, kündeten sie der spanischen Regierung allen Gehorsam auf. Zwar fiel Wilhelm durch einen Meuchelmörder, aber sein Sohn Moritz trat an seine Stelle.

Die spanische Armada. — Unterdessen war auch die vorher erwähnte Königin von England, Elisabeth, jetzt offen auf die Seite der Niederländer getreten. Nicht genug, daß sie früher des Königes Antrag um ihre Hand zurückgewiesen hatte, schickte sie jetzt den Empörern ein Heer zu Hülfe, dessen Führer sogar den Titel und die Macht eines Statthalters der vereinigten Provinzen annahm, während ihre Schiffe die spanischen Besitzungen in Amerika furchtbar ausplünderten und verheerten. Da aber erhob sich der König mit seiner ganzen Macht. Ein großer Schlag, hoffte er, solle England und Holland zugleich zu seinen Füßen werfen. Darum ließ er eine ungeheuere Flotte von hundert fünf und dreißig großen Kriegsschiffen rüsten, mit achttausend Matrosen und neunzehntausend Mann Landungstruppen an Bord. Zum Bau dieser Kriegsflotte war in Flandern der Wald von Waes gefällt worden. Auf den Werften von Antwerpen, Nieuwenport, Grevelingen und Dünkirchen wimmelte es von Handwerkern. Alle Flüsse, alle Kanäle waren mit flachen Böten bedeckt, die bei der beabsichtigten Landung als Transportschiffe dienen sollten. Von allen Seiten hatten Freiwillige herbei zur Theilnahme an einem Unternehmen,

das nur Glück versprach; und als der Herzog von Parma Hee
schau hielt, zählte er dreißigtausend Mann Fußvolk und ach
zehnhundert Reiter, die sich in den Niederlanden mit der sp
nischen Macht zum Einfalle nach England vereinigen sollten. D
König selbst nannte seine Flotte die unüberwindliche A
mäda und gab dem Herzoge von Medina Sidonia den Oberbefe

Ganz England erschrak bei der Nachricht der Rüstung. Nu
die Königin verlor den Muth nicht. Sie suchte in der Natio
eine allgemeine Begeisterung für die Vertheidigung des Vate
landes und des Glaubens anzuregen. Sie brachte eine Flot
von hundert sieben und neunzig Schiffen zusammen, die
zum Theil den Kaufleuten erst abmiethen mußte. Die Schi
waren freilich nur klein und unansehnlich, aber desto gewandt
im Kampfe gegen die unbehülflichen Riesenschiffe der Spanie

Endlich, im Sommer 1588, erschien die furchtbare Armāda
Noch nie hatte das Meer eine stolzere Flotte getragen. Tri
umphirend segelte sie durch den Kanal längs Englands Küste
hin. Aber Sturm und Ungewitter kämpften für Elisabeth. Di
Flotte zerstob vor den empörten Meereswellen, und was dies
nicht verschlangen, fiel den Engländern in die Hände, die unte
Anführung ihrer großen Seehelden Drake, Howard und Effing
ham die äußersten spanischen Schiffe anfielen und abschnitten
Die englischen und französischen Küsten waren mit Trümmern
gescheiterter Schiffe bedeckt; kaum die Hälfte der großen Armāda
kam von dieser unseligen Fahrt nach Spanien zurück.

Philipp vernahm die Kunde seines Unglücks, ohne eine
Miene zu verändern, oder im geringsten innere Bewegung zu
verrathen. Mit würdevoller Hoheit sprach er zu seinem Groß-
admiral, als dieser tiefgebeugt vor ihm erschien: „Ich habe
Euch ausgesandt, gegen meine Feinde, nicht aber gegen Wind
und Wetter zu kämpfen, — der Name des Herrn sei gebene-
deit!“ — Dieser Ausgang brach Spaniens Uebermacht zur See.
Der Krieg ward zwar fortgesetzt, doch nutzlos für Spanien. J-

ser dieſes von ſeiner früheren Höhe ſank, um ſo mehr ſtiegen
ngland und die Niederlande. Philipp erlebte das Ende die-
unglücklichen Krieges nicht. Er welkte, vor Gram gebeugt,
tbar dahin und ſtarb 1598, im zwei und vierzigſten Jahre
ner Regierung. Er hinterließ bei allen Schätzen Mexicos und
rus eine Schuldenlaſt von hundertfünfzig Millionen Duka-
n. Seine Leiche ward in dem prachtvollen Kloſter Eskorial
geſetzt, das er mit dem ungeheuren Koſtenaufwande von fünf
illionen Dukaten hatte bauen laſſen.

Auch nach ſeinem Tode dauerte der Kampf gegen die Nie-
rlande fort, ohne jedoch zu dem beabſichtigten Zwecke zu füh-
n. Im Jahre 1609 ſah ſich Spanien ſogar gezwungen, einen
affenſtillſtand auf zwölf Jahre zu ſchließen. Während dieſer
uhe ſtieg die Republik jener ſieben nördlichen Provinzen durch
andel und Schifffahrt zu einer ſchnellen Blüthe empor und
at in die Reihe der ſelbſtändigen europäiſchen Staaten. Zwar
neuerte ſich, nach Ablauf jenes Waffenſtillſtandes, im Jahre
621, der Kampf wieder und verwickelte die junge Republik
ch in den dreißigjährigen Krieg; aber am Ende deſſelben
rde ihre Freiheit durch den weſtfäliſchen Frieden 1648 auch
n Spanien anerkannt und beſtätigt. So hatte ſich der an-
ängliche Religionskrieg zu einem politiſchen Freiheitskampfe ge-
altet, welcher mit der Losreißung der nördlichen Staaten von
r katholiſchen Kirche und von der ſpaniſchen Herrſchaft endete.
ie ſüdlichen Provinzen waren unter ſpaniſcher, nachmals öſter-
eichiſcher Herrſchaft, katholiſch geblieben.

Verbindung Portugals mit Spanien. — Phi-
ipp II., der alle ſeine Verſuche, England zu demüthigen, und
ie Niederlande wieder zu unterwerfen, an der verzweifelten Ge-
genwehr dieſer Völker hatte ſcheitern ſehen müſſen, empfand
och den Troſt, ſeiner Krone eine neue Perle, das reiche Por-
tugal, zu gewinnen. Hier war das Königshaus ausgeſtorben,
und unter drei Kronbewerbern gewann Philipp durch Alba's
Siege den Thron. Sechzig Jahre hindurch, von 1580 bis

1640, blieb es eine Provinz Spaniens und theilte alles Un
mit diesem Reiche, das gerade von dieser Zeit an durch
glückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eigenen
derben entgegeneilte. Spaniens alte Feinde, die Engländer
Niederländer, warfen sich nun auch über die herrlichen
sitzungen der wehrlosen Portugiesen her und eroberten ei
großen Theil derselben. Erst im Jahre 1640, unter der
gierung Philipp's IV., eines Enkels Philipp's II., warfen
Portugiesen das verhaßte spanische Joch ab und wählten d
Herzog Johann von Braganza zu ihrem Könige. M
ihm bekam das Haus Braganza den Thron.

Dom Karlos. — Auch in seinem häuslichen Leben wa
Philipp II. nicht glücklich gewesen. Er hatte nacheinander vi
Frauen. Von der ersten, Maria von Portugal, war ihm e
Sohn, Dom Karlos, geboren worden. Dieser war ein se
schwächlicher und kränklicher Prinz, dem eben deshalb alle Na
sicht vergönnt wurde. Zum Lernen hatte er weder Lust no
Antrieb. So entwickelte sich schon früh in dem äußerst reizb
ren Knaben ein Hang zur Tücke und feiger Grausamkeit.
gefiel sich unter anderm darin, Kaninchen, die ihm zum Spie
gegeben wurden, den Hals umzudrehen und sein Auge an ihre
Todeszuckungen zu weiden. Mit den zunehmenden Jahren ver
mehrte sich auch die Wildheit seiner ungebändigten Natur un
steigerte sich oft bis zum Wahnsinne. Keiner war dann vor de
Ausbrüchen seiner Wuth sicher. Selbst gegen seinen Vater brüte
er hochverrätherische Plane. Es war deshalb nöthig, die strengst
Ueberwachung eintreten zu lassen, und er wurde gefänglich ein
gezogen. Allein Ruhe fand der Ruhelose auch in den stille
Mauern seines Gewahrsames nicht; vielmehr erschöpfte er sein
letzten Kräfte durch fortgesetztes Toben. Er starb hier scho
nach sechs Monaten 1568, erst 23 Jahre alt.

Die nächsten Thronfolger Philipp's II. — Die
Regierung der kraftlosen Nachfolger Philipp's ist nur durch Un
glück ausgezeichnet; die uralte Herrlichkeit Spaniens schwand

mer mehr. Der erste, Philipp III., fügte dem Lande einen ersetzlichen Schaden zu, indem er die Moriskos oder die Nachkommen der Mauren im Jahre 1610 aus demselben vertrieb und so gegen eine Million der gewerbsamsten Unterthanen verlor. Das größte Unglück aber erlitt hierauf Spanien unter Philipp IV. Unter seiner schwachen Regierung ging nicht nur Portugal, sondern auch die meisten überseeischen Besitzungen verloren, und von den vielen Schlägen erholte sich das Land nie wieder.

Der dreißigjährige Krieg (1618—1648).

27. Erste Periode: Der böhmische Krieg.

Dieser Krieg, der so unsägliches Elend über Deutschland brachte, und in welchen fast alle Staaten Europas verflochten wurden, nahm unter der Regierung des Kaisers Matthias seinen Anfang in Böhmen, demselben Lande, in welchem schon hundert Jahre vor der Reformation die ersten Religionsunruhen unter Hus ausgebrochen waren. Die Veranlassung war folgende:

Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofes von Prag, und des Abtes von Braunau hatten in dem Städtchen Klostergrab und zu Braunau gegen den Willen ihrer Gutsherren zwei Kirchen erbauet und ihr Recht dazu auf den vom Kaiser Rudolf II. ertheilten Majestätsbrief gestützt. Mit Genehmigung des Hofes aber wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Bürger in's Gefängniß geworfen; denn jener Majestätsbrief, hieß es, bewillige nur den Herren, Rittern und königlichen Städten, nicht aber den Unterthanen katholischer Gutsbesitzer, protestantische Kirchen auf katholischem Boden zu erbauen. Die Protestanten wandten sich deshalb mit ihrer Beschwerde an den Kaiser, wurden aber abschläglich beschieden und zur Ruhe verwiesen. Den Bescheid erhielten sie nicht unmittelbar vom Kaiser selbst, sondern

von seinen Statthaltern in Prag, die eben ihnen schon längst äußerst verhaßt waren. Es verlautete auch, jenes harte kaiserliche Schreiben sei nicht in Wien, sondern in Prag von den Statthaltern selbst entworfen und dem Kaiser nur zur Unterschrift zugeschickt worden. Insbesondere war der junge ehrgeizige Graf von Thurn beschäftigt, die Gemüther seiner Glaubensgenossen immer mehr aufzuregen. Um ihn sammelten sich alle aufgebrachten Protestanten zur gewaltsamen Selbsthülfe.

Es war am 23. Mai 1618, als eine Haufe bewaffneter Protestanten tobend und lärmend das Prager Schloß hinaufstürmte und in den Saal drang, wo die vier Statthalter, Adam von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Martinitz und Slawata, versammelt saßen. Diese wurden mit drohenden Worten angefahren, und jeder besonders gefragt: ob er Theil habe an diesem schweren und nachtheiligen Schreiben des Kaisers, oder es auch nur gebilligt habe. Die beiden ersten antworteten mit Mäßigung; Martinitz und Slawata aber, ihre Hauptgegner, mit Trotz und Verachtung. Das bestimmte ihr Schicksal. Beide wurden ergriffen, an's Fenster geschleppt und nebst ihrem Geheimschreiber Fabricius Platter hinausgestürzt. Durch diese Gewaltthat wurde das Schauspiel eines dreißigjährigen Krieges eröffnet. Denn obgleich die Hinabgestürzten, trotz der Höhe von 30 Ellen, keinen Schaden genommen hatten, weil sie auf weichen Schutt gefallen waren; so ließ sich doch voraussehen, daß der Kaiser die Mißhandlung seiner Statthalter nicht ungestraft lassen würde. Die Böhmen trafen deshalb auch zu ihrer Sicherheit die nöthigen Vorkehrungen. Sie wählten aus ihrer Mitte dreißig Männer zur Verwaltung des Landes, vertrieben ihre Todfeinde, die Jesuiten, und stellten den Grafen von Thurn an die Spitze ihrer Bewaffnung. Nur wenige Städte in Böhmen blieben dem Kaiser treu; selbst die Protestanten in der Lausitz, in Schlesien, Mähren, Oesterreich und Ungarn machten bald mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache. Auch die Union schickte ein Hülfsheer unter der Anführung

es Grafen von Mansfeld, der seine Kriegsschule in den Niederlanden gemacht hatte. Hoch loderte überall die Flamme des Aufruhres.

Matthias gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Er war bereits alt und kränklich und sehnte sich nach Ruhe. Darum schlug er, wenngleich unter heftigem Widerspruche seines Vetters und Thronfolgers Ferdinand, den Weg der Versöhnung ein und suchte mit den Aufrührern zu unterhandeln. Doch diese trauten den Versicherungen des Kaisers nicht; auch glaubten sie, bereits bedeutende Vortheile in Händen zu haben. Es zerschlugen sich deshalb die Unterhandlungen, und ein Krieg brach aus, der, wie damals gewiß Niemand ahnte, erst nach dreißig Jahren endigen sollte. Kurz nach dem Ausbruche der ersten Feindseligkeiten starb der Kaiser Matthias (20. März 1619); nun folgte sein Vetter Ferdinand.

28. Kaiser Ferdinand II. (1619—1637).

Unter verzweiflungsvolleren Umständen trat wohl nie ein Herrscher sein schweres Amt an, als er. Ganz Böhmen war in Aufruhr; auch in Oesterreich, Mähren und Ungarn war Alles, was der protestantischen Religion zugethan war, wider ihn in Gährung. Ferdinand suchte mit den Empörern zu unterhandeln; doch diese würdigten, im Vertrauen auf ihre Macht, seine Abgeordneten nicht einmal einer Antwort. Vielmehr drang Thurn mit einem großen Heere in Mähren ein, zog dort die Protestanten an sich und wandte sich dann nach Oesterreich. Auch hier empfingen ihn die Protestanten als ihren Retter mit Jubel. Mehre nach Siebenbürgen ausgewanderte Protestanten vereinigten sich um den Großfürsten dieses Landes, Bethlen Gabor, einen Feind des österreichischen Hauses, um mit den Böhmen gemeinsame Sache zu machen. Selbst die Türken droheten mit einem Einfalle.

Im Anfange des Juni 1619 stand Thurn mit seinem Heere vor den Thoren Wiens. Die Hauptstadt schien verloren; denn

sie hatte keinen Feind vermuthet und war deshalb auf kei
Belagerung vorbereitet. Sie schloß zwar ihre Thore, aber au
diese Maßregel war vergeblich; denn die zahlreiche Menge d
Protestanten in Wien hatte beschlossen, dem Thurn die Thö
zu öffnen. Bei dem Andrange so ungeheurer Gefahr blieb d
König allein unerschüttert. Mit altrömischer Standhaftigk
sprach er zu denen, die ihm riethen, entweder mit Thurn
unterhandeln, oder nach dem immer treuen Tirol zu flüchte
„Nicht diese Feinde, die Gottes Gewalt bald erreichen wir
nein, der Wahltag zu Frankfurt ist mein Augenmerk; mitt
durch die Feinde will ich dahin ziehen und auf mein Hau
das sie schon verloren und preisgegeben achten, die Kaiserkro
setzen." Solchen Muth verlieh ihm sein festes Vertrauen a
den Beistand Gottes. Er ward, wie durch ein Wunder, a
der drohenden Gefahr errettet.

Es war am 11. Juni 1619, als plötzlich sechzehn vo
nehme österreichische Protestanten mit Ungestüm in die öde, h
und wieder schon von böhmischen Kugeln durchlöcherte Bur
drangen, um von dem Könige die Genehmigung des erniedri
gendsten Antrages, seine Einwilligung nämlich zu einem mi
den Böhmen zu errichtenden Bündnisse, zu ertrotzen. Eine
von ihnen, der freche Thonradl, faßte sogar den König an de
Knöpfen seines Wamses und rief höhnisch: „Nun, Ferdinandel
willst Du denn nicht unterschreiben?" In diesem verhängniß
vollen Augenblicke aber ertönten, zum Todesschrecken der Em
pörer, vor der Burg Trompeten und Heerpauken. Es war da
Küraſſierregiment Dampierre, das älteste der Armee, wel
ches der königliche Feldherr Bucquoy in aller Eile von Krems
aus auf der Donau nach Wien geschickt hatte. Wie vom Donner
getroffen stäubten die Empörer auseinander, verbargen sich in
Keller oder flüchteten sich in Thurn's Lager. Wenige Tage
darauf mußte auch dieser nach Böhmen zurückkehren; denn dort
hatte Bucquoy den Grafen Mansfeld geschlagen und war in
vollem Anzuge gegen Prag.

Nachdem so die drohende Gefahr abgewandt war, zog der König Ferdinand zur Kaiserwahl nach Frankfurt und wurde hier auch zum Kaiser gekrönt. Die aufgebrachten Böhmen aber, die seine Wahl nicht hatten hintertreiben können, erklärten ihn der Krone ihres Landes für verlustig und trugen sie dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der Union und des deutschen Calvinismus an, obschon dieser noch so eben selbst seine Wahlstimme dem neuen Kaiser gegeben hatte. Friedrich hatte die Krone eben so sehnlich gewünscht, als die Böhmen sie ihm wegen seiner ausgebreiteten wichtigen Verbindungen gern übergaben; denn er war ein Neffe des großen Helden Moritz von Oranien und Schwiegersohn Jakob's I. von England. Aber gerade in dem Augenblicke, wo man ihm die Krone anbot, trug er Bedenken, das gefährliche Geschenk anzunehmen. Jedoch seine Gemahlin trieb ihn dazu. „Kannst Du Dich vermessen," sprach sie stolz, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und Dir bangt vor einer Krone, die man Dir freiwillig entgegenbringt! Ich will lieber Brod essen an Deiner königlichen Tafel, als an Deinem kurfürstlichen Tische schwelgen." — Er nahm das gefährliche Geschenk an, und die Krönung wurde zu Prag mit beispielloser Pracht vollzogen (4. November 1619). Das Glück schien ihm auf den Thron zu folgen; denn auch Schlesien, Mähren und die Lausitz huldigten ihm.

Schlacht auf dem weißen Berge (1620). — Aber nur von kurzer Dauer war seine Herrlichkeit; denn Friedrich war nicht der Mann, der sich in einer so mißlichen Lage zu behaupten wußte. Er verschwendete seine Zeit und die Einkünfte des Landes in Ergötzlichkeiten, ohne die Gefahr zu ahnen, die über ihn einbrach. Des Kaisers Lage hingegen wurde mit jedem Tage günstiger. Für ihn erklärte sich die Liga, auch Spanien bot Unterstützung und schickte ein Heer aus den Niederlanden, welches die Pfalz besetzte. Selbst der protestantische Kurfürst Johann Georg von Sachsen trat, aus Haß gegen den Calvinismus, auf seine Seite und versprach

ihm die Unterwerfung Schlesiens und der Lausitz. Vor al
aber nahm der zuvor genannte edele Herzog Maximilian v
Bayern, der einsichtsvollste deutsche Fürst seiner Zeit, sich d
Kaisers an. Das kaiserlich-bayersche Heer eilte mit Blitz
schnelle von Ulm nach Böhmen und stand vor Prag, ehe Fr
drich an Gegenwehr dachte. Am 8. November 1620 entsch
eine blutige Schlacht auf dem weißen Berge im An
sichte Prags das Schicksal Böhmens. Der tapfere bayers
Feldherr Tilly gewann innerhalb weniger Stunden den vo
ständigsten Sieg über die Böhmen.

Während der Schlacht saß der neue böhmische König
einem üppigen Gelage in der Stadt und ließ sich gar ni
einfallen, daß es bereits zu einer Schlacht gekommen, und d
diese verloren sei. Als der Donner der Kanonen schon na
Prag hinüberscholl, als Boten auf Boten ihm die mit jede
Augenblicke wachsende Gefahr verkündigten; da erst stand
auf und sah von dem Walle der Stadt her die grauenvol
Flucht und Niederlage der Seinigen. Dieses Unglück schl
plötzlich seinen Muth ganz darnieder. Er ließ, als wäre dur
eine Schlacht Alles verloren, das Heer, das Reich, die Kro
und, zum größten Unglücke seiner Freunde, auch alle seine g
heimen Papiere im Stich und floh in hastiger Eile über Schl
sien nach Holland. Nur einen Winter hatte seine Herrlichke
gewährt, weshalb man ihn auch spöttisch den Winterköni
nannte.

Gleich am Tage nach der Schlacht öffnete das bestürz
Prag dem Sieger die Thore. Ganz Böhmen unterwarf sic
dem Kaiser und erwartete in ängstlicher Spannung sein Schic
sal. Anfangs schien es, als wolle er großmüthig alles Ver
gangene vergessen; denn drei Monate lang verfügte er nich
das Geringste zur Bestrafung der Empörer; dann aber bra
plötzlich das Gewitter aus. In einer Stunde wurden acht un
vierzig der Haupturheber des Aufstandes eingezogen, und sieb
und zwanzig derselben zum Tode verurtheilt. Das Vermöge

r Hingerichteten, Geflüchteten und für Verbrecher Erklärten
ß in den kaiserlichen Schatz. Nun fing Ferdinand die Gegen-
formation an. Er vernichtete den Majestätsbrief, verwies die
rotestanten aus dem Lande und rief die Jesuiten zurück.
Man sagt, daß zu dieser Zeit gegen dreißig tausend Familien
r Vaterland verlassen haben. Durch diese Auswanderung
ard dem Wohlstande des Landes eine tiefe Wunde geschlagen.
Dann erging auch das Urtheil über Friedrich, den Kurfürsten
on der Pfalz. Er ward als Hochverräther seines Landes und
einer Kurwürde für verlustig erklärt.

Durch die einzige Schlacht auf dem weißen Berge schien der ganze Krieg beendigt. Das aufrührerische Böhmen war unterworfen, entwaffnet und muthlos; die protestantische Union löste sich freiwillig auf; Mähren, Schlesien und die Lausitz beugten sich erschrocken vor dem gewaltigen Sieger. Auch Bethlen Gabor, der sich 1620 durch seinen großen Anhang zum Könige von Ungarn hatte ausrufen lassen, legte die Krone nieder und schloß mit dem Kaiser Frieden. Die Liga blieb unter Tilly gerüstet stehen, um jede Aufwallung der Gemüther im Keime zu ersticken. Wer hätte unter solchen Umständen denken können, daß der Krieg noch sieben und zwanzig Jahre dauern würde!

29. Zweite Periode: Der pfälzische Krieg.

Der geächtete Kurfürst, welcher seinen Schwiegervater vergebens um Hülfe angefleht hatte, fand einen tapferen Vertheidiger an dem kühnen Grafen von Mansfeld, der allein, zur Beschämung der ganzen Union, der Macht des Kaisers trotzte. Von den Holländern mit Geld zur Fortsetzung des Krieges gegen das ihnen verhaßte habsburgische Kaiserhaus unterstützt, brachte er sein Heer bald wieder auf 20,000 Mann und ließ dem General Tilly keinen Augenblick Ruhe. Verwüstung bezeichnete überall den Zug der wilden mansfeldschen Scharen; denn sie lebten fast nur vom Raube. Durch das Beispiel dieses kühnen Abenteurers ermuthigt, trat bald auch der Mark-

graf Georg Friedrich von Baden-Durlach als Streit
für das pfälziſche Haus auf und ließ ſeine ebenfalls mit fre
dem Gelde zuſammengebrachten Truppen zu den mansfeldſch
ſtoßen. Aber ſchon kurz nach der Verbindung entſtand Uneini
keit unter beiden Anführern, und ſie trennten ſich. Dieſe Tre
nung ward ihr Verderben. Der Markgraf wurde im Mai 162
bei Wimpfen von Tilly völlig geſchlagen, und ſein Hee
geſprengt. Durch dieſen Schlag entmuthigt trat der Markgr
wieder von dem Schauplatze des Krieges ab. Er entließ ſei
noch übrigen Truppen und zog ſich in die Stille des Privat
lebens zurück. Nur Mansfeld verlor den Muth nicht. Er b
kam bald einen anderen Waffengenoſſen an dem jungen Chri
ſtian von Braunſchweig, dem Bruder des regierende
Herzoges. Beide trieben das Kriegeshandwerk bald hier bal
dort mit ſo kühner Verwegenheit fort, daß ſelbſt Paris vo
ihnen zitterte, als ſie den Hugenotten Hülfe verſprachen. Furcht
bar hauſeten überall die wilden Raubſcharen, beſonders in Weſt
falen, wo Kirchen und Stifte geplündert und an wehrloſe
katholiſchen Prieſtern unnennbare Grauſamkeit verübt wurde
Auf ſeinen Verwüſtungszügen drang Chriſtian bis an de
Main und hatte bereits die ganze Gegend um Frankfurt ver
heert, als ihn Tilly bei Höchſt ereilte und dermaßen ſchlug
daß er kaum mit der Hälfte ſeiner Truppen entkam. Mit dieſe
ſtieß der Geſchlagene zu Mansfeld, und Beide fielen nun wiede
verheerend über Elſaß her.

Friedrich ſah endlich ein, daß er von den Waffen jene
Raubſcharen nichts zu hoffen habe. Er wandte ſich deshalb
an die Gnade des Kaiſers und erklärte ſich bereit, fußfällige
Abbitte zu thun, wenn er ihm nur ſein Land und ſeine Würde
laſſen wolle. Zugleich entließ er jetzt, in der Hoffnung, den
Kaiſer zu verſöhnen, den Grafen Mansfeld und den Herzog
Chriſtian, die ſich ohnehin durch ihre Raubzüge allgemein ver
haßt gemacht hatten, öffentlich des Dienſtes. Allein ſeine Hoff
nung täuſchte ihn. Der Kaiſer ſchenkte die pfälziſche Kurwürde

ist der Ober- und Unterpfalz diesseit des Rheines seinem
gendfreunde Maximilian von Bayern (1623). Dem Kur-
rsten von Sachsen gab er für die in den Lausitzen und in
chlesien ihm geleistete Hülfe die beiden Lausitze, anfangs un-
rpfändlich, dann aber, 1635, für immer.

Die beiden entlassenen Anführer Mansfeld und Christian
ngen jetzt selbst dem Kaiser ihre Dienste an. Jedoch dieser
ies sie als nichtswürdige Menschen, welche, ohne festen Sinn
nd ohne Grundsätze, niedrig genug wären, für diejenigen
chten zu wollen, wider welche sie bisher aus Gewissenspflicht
chten zu müssen vorgaben, mit Verachtung von sich und zeigte
zugleich, daß er sie als Feinde nicht fürchte. Sie zogen nun
f Kosten der Länder, durch welche sie mit ihrem Raubgesin-
l den Weg nahmen, über Lothringen nach den Niederlanden,
ohin man sie zur Theilnahme am Kriege gegen Spanien ge-
fen hatte. Allein auch hier ward man ihrer bald überdrüssig
nd entließ sie. Jetzt warfen sie sich wieder auf Westfalen
nd Niedersachsen und hauseten fürchterlich in diesen Ländern.
ndlich, im August 1623, erreichte sie Tilly's Schwert. Der
rößte Theil des Raubgesindels wurde am 6. und 7. August
i Stadtlohn, nicht weit von Münster, aufgerieben; die
eiden Anführer aber retteten sich durch schmähliche Flucht nach
m benachbarten Holland.

30. Dritte Periode: Der niedersächsisch-dänische Krieg.

So waren nun alle für Friedrich geworbenen Truppen
heils aufgerieben, theils zerstreut. Alle Bollwerke des Prote-
antismus im Süden waren bereits gefallen. Nun schien es,
ls wenn die Liga und der Kaiser ihre siegreichen Waffen gegen
en Protestantismus im Norden kehren würden; denn Tilly
tand mit einem schlagfertigen Heere in Hessen. Die protestan-
tischen Fürsten Niedersachsens fingen nunmehr an, sich zu rüsten,
nd da ihr Verlangen, man solle Tilly zurückrufen, nichts

fruchtete, so wählten sie den König Christian IV. vo
Dänemark, der wegen Holstein zu ihnen gehörte, zu ihre
Kriegsobersten. Diesem war es sehr erwünscht, jetzt, unter de
Vorwande, seinem Schwager Friedrich V. zu helfen, dänisch
Einfluß in Norddeutschland geltend machen zu können. Au
England, auch Holland boten reiche Unterstützung an Geld u
Mannschaft dar. Und sofort eilten auch wieder jene beid
furchtbaren Abenteurer, Mansfeld und Christian von Brau
schweig, aus Holland herbei und übernahmen die Anführu
eines Theiles des Bundesheeres. So befand man sich de
am Ende des Jahres 1625 wieder an die Stelle zurückgese
in der man sich bei dem Anfange des Krieges in Böhmen b
fand; nur war jetzt das nördliche Deutschland der Schaupl
eines Krieges, von dem man in Deutschland, ja von dem m
bis dahin in ganz Europa kaum ein ähnliches Beispiel hat

Wallenstein. — Es schien fast, als wäre das Glück a
Ferdinand's Thron gefesselt; denn bei der neuen Gefahr zeig
sich ihm auch wieder neue Hülfe. Es trat jetzt einer sein
Offiziere vor ihn, mit dem überraschenden Anerbieten, ihm ei
Heer zu verschaffen, ohne daß es ihm das Geringste kosten soll
Dieser Mann hieß Albrecht von Wallenstein (eigentli
Waldstein). Er war aus einem freiherrlichen Geschlechte v
lutherischen Eltern zu Prag geboren, später aber zur kathol
schen Religion zurückgekehrt. Er genoß in seiner Jugend ein
vielseitigen Bildung. Bald nach seinem Abgange von der Un
versität Altdorf in Bayern durchreisete er Holland, Englan
Frankreich und Italien. Zu Padua zog ihn besonders der do
ertheilte Unterricht in der Astrologie oder Sterndeuterei a
denn es herrschte damals der Aberglaube, man könne aus de
Stand der Sterne die künftigen Schicksale der Menschen e
kennen. Hier war es, wo ihm der Sterndeuter Seni die Ver
sicherung gab, in den Sternen gelesen zu haben, Wallenstei
sei zu hohen Ehren bestimmt. Seit der Zeit war Seni sei
trautester Freund, und Ehrgeiz seine heftigste, ja fast einzig

Leidenschaft. Die Bürgschaft in seiner eigenen Brust, zu etwas Außerordentlichem bestimmt zu sein, schienen ihm von nun an auch die Sterne, welche er in nächtlicher Stille beobachtete, zu bestätigen.

Mit hohen Entwürfen in der Seele kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm beim kaiserlichen Heere Dienste. Er vermählte sich mit einer sehr reichen Wittwe, deren früher Tod ihn zum Erben eines fürstlichen Vermögens machte. Seit dieser Zeit machte er den glänzendsten Aufwand, jedoch nicht aus Hang zur Schwelgerei, sondern um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er lud die Offiziere fleißig zu sich an die Tafel, unterstützte sie mit Geld und belohnte die seinem Befehle untergebenen Soldaten reichlich. In allen Schlachten that er sich durch Klugheit, Muth und Tapferkeit hervor und erwarb sich die Liebe und das Zutrauen des gemeinen Mannes sowohl als der Offiziere. So wurde er bei Hofe von einer sehr rühmlichen Seite bekannt. Ferdinand II. ernannte sogleich nach seinem Regierungsantritte ihn zum Obersten. Als solcher focht er an der Spitze eines auf eigene Kosten geworbenen Küraſſierregiments in der Schlacht auf dem weißen Berge und trug wesentlich zum Siege bei. Zum Ersatze des Schadens an seinen Gütern, die beim Ausbruche der böhmischen Unruhen größtentheils zu Grunde gegangen waren, schenkte ihm der Kaiser die Herrschaft Friedland in Böhmen mit dem Titel eines Grafen; im Jahre 1623 wurde er sogar zum Fürsten von Friedland und endlich zum Herzoge ernannt. Mit ungeduldigem Ehrgeize hatte er bisher den Feldherrnstab in Tilly's Händen gesehen; er war deshalb hocherfreut, als des Kaisers Geldnoth ihm jetzt Gelegenheit gab, sich durch eine ehrenvolle Rolle auszuzeichnen.

Das war der merkwürdige Mann, der dem Kaiser den überraschenden Vorschlag machte, ihm unentgeltlich ein Heer von fünfzigtausend Mann zu werben und für dessen Unterhalt zu sorgen, falls er ihm den unumschränkten Oberbefehl über dasselbe geben wolle. Ein Antrag dieser Art kam anfangs dem

Kaiser abenteuerlich und bedenklich vor; allein eben so bald ka die Ueberlegung nach, welche große und mannigfache Vortheil er von einem ihm ergebenen und für seine persönlichen Absic ten streitenden Heere würde ziehen können, da er bisher gan abhängig von dem Heere der ligistischen Fürsten und zumal ihre Anführers, des Kurfürsten Maximilian von Bayern, gewese war. Er nahm deshalb den Antrag mit Vergnügen an.

Jetzt ließ der Friedländer — so nannte man ihn ge wöhnlich — die Werbetrommel rühren, und von allen Seite strömten kriegeslustige Männer, gelockt durch den Ruf seine Namens und die Aussicht auf Beute, unter seine Fahne. Zun Erstaunen Aller war in kurzer Zeit ein Heer von fünf un zwanzig tausend Mann gesammelt. Mit diesem rückte er noc im Herbste 1625 durch Schwaben und Franken, und bevor e die Elbe erreichte, hatte er es schon bis zu dreißigtausend Mann vermehrt. Er bemächtigte sich des Laufes der Elbe bei Dessau wollte sich aber nicht, so sehr es der Kaiser auch wünschte, mi Tilly vereinigen; denn die Lorbeeren des Krieges mochte e mit Keinem theilen. An der Dessauer Brücke warf sich ihm der Graf Mansfeld entgegen; dieser wurde aber (1626) mi großem Verluste aus dem Felde geschlagen. In athemloser Eil floh der geschlagene Graf über Schlesien nach Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor, der unterdessen mit dem Kaiser schon wie der gebrochen hatte, zu vereinigen und dann den Krieg in das Herz von Oesterreich zu spielen. Allein Gabor empfing ihn kalt, weil er ihm die erwarteten Summen nicht mitgebracht hatte, und söhnte sich wieder mit dem Kaiser aus. So blieb dem Mansfeld, der durch den ihm folgenden Wallenstein vom Rückzuge abgeschnitten war, nichts anders übrig, als sein Ge schütz und Heergeräth zu verkaufen, seine Krieger zu entlassen und mit wenigen Getreuen nach Venedig zu flüchten. Von dort wollte er nach England schiffen, wo er Unterstützung an Geld erwarten durfte. Aber unterwegs, bei Zara in Bosnien, ereilte [illegible]od. Als er die Annäherung desselben fühlte,

wollte er wenigstens als Krieger in voller Waffenrüstung ster-
ben. Darum gürtete er sein Schwert um und erwartete, auf
zwei Kampfgenossen gelehnt, mit dem Waffenrocke angethan,
stehend den Tod, welcher ihn in seinem sechs und vierzigsten
Jahre abrief. Kurz vor ihm war auch Christian von Braun-
schweig, erst sieben und zwanzig Jahre alt, gestorben.

Unterdessen hatte Tilly mit seinem gewohnten Waffenglücke
den Dänenkönig flüchtig vor sich hergetrieben und ihn endlich
bei Lutter am Barenberge, einem Städtchen im Braun-
schweigschen, eingeholt. Hier kam es im August 1626 zu einer
blutigen Schlacht, die mit der völligen Niederlage des Königes
endete. Er verlor sechzig Fahnen und alles Geschütz. Kurz
nachher rückte Tilly nach der holländischen Grenze, um hier die
übrigen Bundesgenossen der Dänen zu züchtigen. Den flüch-
tigen König mußte er jetzt dem schlauen Friedländer lassen, der
unterdessen von Ungarns Grenzen zum neuen Kampfe herbei-
geeilt war. Dieser überschwemmte mit seinen Scharen ganz
Holstein, Schleswig und Jütland, und Christian mußte auf seine
Inseln flüchten, wohin die Wehklagen seiner ausgeplünderten
Unterthanen zu ihm herüberhallten. Noch trauriger erging es
den beiden Herzogen von Mecklenburg, die als Bundesgenossen
Christan's verjagt, und deren Länder schrecklich verwüstet wur-
den. Der Kaiser belehnte im Jahre 1629 Wallenstein für die
ihm geleisteten Dienste mit dem Herzogthume Mecklenburg; zu-
gleich schenkte er ihm das Fürstenthum Sagan in Schlesien
und ernannte ihn zum Reichsfürsten. Der Kaiser verband mit
dieser Belehnung noch den Plan, eine Seemacht auf der Ostsee
zu gründen, und ernannte deshalb Wallenstein auch zu seinem
Oberfeldherrn zu Wasser und zu Lande.

Wallenstein, dessen Heer bereits zu hunddertausend Mann
angewachsen war, suchte sich jetzt der Küsten der Ostsee zu be-
mächtigen und belagerte Stralsund, welches sich geweigert
hatte, eine kaiserliche Besatzung einzunehmen. Allein hier schei-
terte zum ersten Male sein Glück. Von den Dänen und Schweden

unterstützt hielt die Festung eine heftige Belagerung und wie derholte Stürme glücklich aus. Wallenstein mußte mit empfindlichem Verluste die Belagerung aufheben, obschon er noch kurz zuvor drohend ausgerufen hatte: „Stralsund muß herunter, und wenn es in eisernen Ketten am Himmel hinge!" Der Schwedenkönig Gustav Adolf wußte durch freundliches Benehmen gegen die Belagerten sich der Stadt zu versichern und legte in sie eine schwedische Besatzung, zum größten Aerger der Dänen, welchen die gehoffte Beute entgangen war.

Dem Könige von Dänemark wurde, auf Wallenstein's Rath, zu Lübeck im Mai 1629 ein sehr großmüthiger Friede gewährt. Er erhielt, ohne Kriegskosten zu zahlen, alle seine verlorenen Provinzen zurück und entsagte dafür aller Theilnahme an den protestantischen Angelegenheiten in Deutschland. Wohl mochte der schlaue Friedländer hierbei in Anschlag bringen, wie vortheilhaft es ihm für den sicheren Besitz seines neuen Herzogthums sein könne, wenn er einen Fürsten in der Nähe durch Großmuth sich verbinde.

Das Restitutionsedict (1629). — So stand der Kaiser abermals als Sieger da; kein Feind war mehr vorhanden. Tilly's und Wallenstein's Heere blieben gerüstet, um jede aufrührerische Bewegung im Keime zu ersticken. Nun schien der günstigste Zeitpunkt gekommen zu sein, die Protestanten zur Wiedererstattung der seit dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter anzuhalten. Die katholischen Stände baten den Kaiser, er möge die unaufhörlichen Beschwerden durch ein entscheidendes Urtheil beendigen. Demnach erschien am 6. März 1629 das kaiserliche Restitutionsedict (Wiedererstattungsbefehl). Diesem gemäß sollten alle seit dem Passauer Vertrage (1552) von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter den früheren rechtmäßigen Besitzern oder der katholischen Kirche zurückgegeben werden. Die Aufregung der Protestanten war um so größer, je bedeutender die zu restituirenden Güter waren. Es gehörten dazu zwei Erzbisthümer, zwölf Bisthümer und viele Stifte und Klöster. Vergebens machten die Fürsten Gegen-

vorstellungen; Aufschub auf ein Jahr war Alles, was sie vom Kaiser erhalten konnten. Aber innerhalb dieser Frist hatte sich die Lage der Dinge sehr geändert.

Wallenstein's Abdankung. (1630). — Im Jahre 1630 berief der Kaiser einen **Kurfürstentag** nach Regensburg, hauptsächlich um die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu bewirken. Aber die Wahlangelegenheit trat bald in den Hintergrund, da ein gewaltiger Sturm gegen den mächtigen Emporkömmling Wallenstein und sein Heer von allen Seiten losbrach. Alle Stände, die katholischen sowohl als die protestantischen, erhoben laute Klagen über den wegen seiner raschen Erhebung und seiner unumschränkten Gewalt allgemein verhaßten Wallenstein und über die Zuchtlosigkeit seines Heeres. Alle verlangten mit Ungestüm die Entlassung Wallenstein's und seiner verwegenen Raubscharen, besonders Maximilian von Bayern, der sich zurückgesetzt fand, seit Wallenstein anführte. Frankreich hetzte auch hier die Fürsten; denn die Schwächung der kaiserlichen Macht stellte ja eine Bereicherung Frankreichs mit deutschen Provinzen in lachende Aussicht. Mit schwerem Herzen mußte sich endlich der betroffene Kaiser dem allgemeinen Wunsche der Fürsten fügen und in Wallenstein's Abdankung willigen.

Wallenstein stand damals mit seinem Heere in Schwaben, um die Fürsten zu Regensburg zu beobachten und nöthigenfalls dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Da kamen die Gesandten und brachten ihm sein Urtheil. Wider Erwarten blieb er ruhig und versprach, Gehorsam zu leisten. Er wußte schon von Allem und hatte es, wie er vorgab, in den Sternen gelesen. Wegen seiner Entlassung schien er den Kaiser mehr zu bedauern, als zu hassen. Er schrieb selbst an ihn, dankte ihm für sein bisheriges Zutrauen und bat, ihm seine Gnade nicht gänzlich zu entziehen. Die Gesandten entließ er fürstlich beschenkt. Auch seinem Heere gab er bei der Entlassung große Geschenke, gleichsam als Handgeld für die Zukunft, wenn er desselben wieder bedürfen würde. Dann zog er sich, getröstet durch die Sterne,

die ihm ein glänzendes Glück verhießen, mit ungeheuern Schä
auf seine mährischen Güter zurück, wo er rachebrütend die
abwarten wollte, die ihn zu noch höheren Ehren rufen wü
Seine Söldner kehrten theils räuberisch in ihre Heimath zurü
theils stießen sie zu dem kaiserlich ligistischen Heere, dessen alleir
ger Oberanführer jetzt wieder Tilly war. So endete der drit
große Act des dreißigjährigen Trauerspiels.

31. Vierte Periode: Der schwedisch-deutsche Krieg.

Gustav Adolf in Deutschland (1630—1632).

Um dieselbe Zeit, als der Kaiser zur Milderung der N
des Landes viele Truppen entließ, war bereits ein anderer, al
weit mächtigerer König, als der von Dänemark, mit Heer
macht gegen ihn in vollem Anzuge — Gustav Adolf, Kön
von Schweden. Dieser war ein eben so kluger Staatsma
als großer Feldherr. Schon lange hatte er seine Aufmerksa
keit auf die deutschen Verhältnisse gerichtet und durch Stra
sunds Besetzung bereits festen Fuß auf deutschem Boden gefa
Die Spannung, in welche der Kaiser mit den Kurfürsten ge
then war, schien ihm der günstigste Augenblick zu sein, seine
längst gehegten Plan in's Werk zu setzen. Dazu kam d
Wunsch, seine Verwandten, die vertriebenen Herzoge von Me
lenburg, wieder einzusetzen und zugleich den Protestanten i
Deutschland, seinen Glaubensgenossen, Hülfe zu bringen.

Dennoch würde der Schwede den Krieg gegen den Kaise
wenigstens jetzt noch nicht, haben unternehmen können, hätt
sich nicht ein mächtiger Staat für ihn in's Mittel gelegt, näm
lich Frankreich. Schon längst war dieses höchst eifersüchti
auf das Haus Oesterreich, welches seit Karl V. zu einer Grö
herangewachsen war, die das Gleichgewicht Europas gänzli
aufzuheben drohete. Um die Macht dieses Hauses zu schwäche
schien jenem kein Mittel zu schlecht. Deshalb hatten die fra
zösischen Könige, obschon sie die Protestanten in ihrem eigene
nde auf das Blutigste verfolgten, dieselben in Deutschla

unaufhörlich gegen den Kaiser aufgewiegelt und unterstützt; ja sie hatten sich sogar mit dem Erbfeinde der Christenheit, dem türkischen Sultan, gegen den Kaiser verbündet, wie wir dieses früher sahen.

Eben jetzt herrschte in Frankreich Ludwig XIII., ein schwacher unthätiger Mann, der aber einen Minister hatte, welcher mit außerordentlicher Klugheit die Angelegenheiten dieses Reiches leitete und die Verhältnisse der europäischen Staaten mit einer Klarheit durchschaute, wie noch kein Staatsmann vor ihm. Das war der Kardinal Richelieu. Das einzige Ziel, welches er mit der ganzen Kraft seines außerordentlichen Geistes zu erreichen strebte, war die Schwächung Deutschlands und Oesterreichs; um die Rechtlichkeit der Mittel hierzu war er unbekümmert. Anfangs jedoch scheuete er sich, als Kardinal und Minister eines katholischen Königes, die Sache der Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser öffentlich zu unterstützen. Deshalb richtete er sein Augenmerk auf den muthigsten und kräftigsten der damaligen protestantischen Fürsten, auf Gustav Adolf, und vermittelte für diesen einen Waffenstillstand mit Polen, damit er jetzt an der Spitze der Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser auftrete und dessen Macht beuge. Die innere Zerrissenheit Deutschlands selbst schien den Erfolg der fremden Einmischung nicht zweifelhaft zu lassen.

Sobald Gustav Adolf die Angelegenheiten seines eigenen Reiches geordnet hatte, schiffte er, ohne einmal dem Kaiser den Krieg angekündigt zu haben, mit einem ausgesuchten, im langwierigen polnischen Kriege wohlgeübten Heere von fünfzehntausend Mann sich ein und landete am Vorabende der hundertjährigen Gedächtnißfeier der Augsburger Confession, am 24. Juni 1630, an der pommerschen Küste. Er hatte in seinem Heere mehre ausgezeichnete Feldherren, als Horn, Banér, Baudissin, Teufel; auch der alte Unruhestifter, Matthias von Thurn, war in seinem Gefolge. Sobald er den deutschen Boden betrat, kniete er im Angesichte seines Gefolges andächtig

nieder, um dem Allmächtigen für die Erhaltung des Heer und der Flotte zu danken und seinen Segen für das jetz Unternehmen zu erflehen.

Man hätte denken sollen, die protestantischen Fürsten wü den alle ihn als ihren Retter mit offenen Armen empfang haben; statt dessen aber erschraken die meisten vor seiner A kunft und wollten sich mit dem fremden eroberungssüchtig Machthaber, der ungerufen mit Kriegsgewalt in's Reich z nicht verbinden, sei es aus Muthlosigkeit und Furcht vor d Kaisers Macht, oder aus Argwohn und Eifersucht gegen d fremde Bundeshaupt. Aber auch ohne Beistand vertrieb er d wenigen Kaiserlichen aus Mecklenburg und Pommern. N das feste Stettin hielt ihn in seinem Siegeszuge auf; der Bogislav, der alte Herzog von Pommern, mochte nicht m dem Kaiser brechen und dessen Feinden die Stadt übergebe Als ihm aber heftig zugesetzt wurde, nahm er endlich das Bün niß an und räumte den Schweden Stettin zu einem festen Wa fenplatze ein. Noch mißtrauischer zeigte sich der Kurfürst Geor Wilhelm von Brandenburg, der sich geradezu weigerte, eine fremden Fürsten seine Festungen Küstrin und Spandau zu übe geben, welche dieser zur Deckung seines Rückzuges von dem Ku fürsten gefordert hatte. Gustav gerieth hierüber in den heftigste Zorn. Er schalt diese Weigerung einen Verrath am Evangelium die der Kurfürst am jüngsten Tage vor Gott nicht würde veran worten können, und drohete, nach Stockholm zurückzukehren, wen diejenigen ihm nicht beistehen würden, zu deren Vertheidigung e herübergekommen sei. Auch Sachsen wollte aus Furcht weder a Schweden noch Oesterreich sich anschließen. Vertrauensvoll un kräftig dagegen boten der Landgraf Wilhelm V. von Hessen un der Herzog von Sachsen-Weimar dem Schwedenkönige ihre Hülf an, während fast alle übrigen protestantischen Fürsten und Städt zu Leipzig, unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Sachsen, ei Bündniß (Convention) zur Sicherung ihrer Selbständigkeit so wohl gegen Schweden als gegen den Kaiser schlossen.

Unterdessen rückte Gustav, die Kaiserlichen vor sich hertreibend, immer weiter voran. Ihm kam es sehr zu statten, daß gerade bei seinem Auftreten in Deutschland der Kaiser auf Verlangen der Reichsfürsten einen Theil seines Heeres, besonders den mächtigen Wallenstein mit seinen zahlreichen Scharen, entlassen hatte; denn dadurch hatte er nicht nur einen mächtigen Feind weniger gegen sich, sondern erhielt auch Gelegenheit, viele brodlos gewordene Krieger in Sold zu nehmen.

32. Zerstörung Magdeburgs am 20. Mai 1631.

Schon längst war Magdeburg durch ihre unerschütterliche Beharrlichkeit eine Hauptstütze der Protestanten und die größte Feindin des Kaisers. Kaum hatte sie jetzt von der Landung des Schwedenkönigs gehört, als sie ihm sogleich mit dem Anerbieten entgegenkam, ihm ihre Thore zu öffnen und sich seinem Schutze ganz zu vertrauen. Allein Tilly war ihm zuvorgekommen und hielt, von Pappenheim unterstützt, die widerspenstige Stadt auf das Engste eingeschlossen. Sie hatte nur eine geringe Besatzung, befehligt von dem schwedischen Obersten von Falkenberg, welchen Gustav dahin gesandt hatte, um die Einwohner zur Beharrlichkeit aufzumuntern und die Vertheidigungsanstalten zu leiten, bis er selbst zum Entsatze herbeikomme. Vergebens ließ Tilly die aufrührerische Bürgerschaft im Namen des Kaisers wieder und wieder auffordern, die Waffen niederzulegen und dafür Gnade und Vergessenheit alles Geschehenen zu gewärtigen; vergebens ließ er sie wieder und wieder aufmerksam machen auf das unabwendbare Unglück, welches sie selbst durch hartnäckiges Beharren bei ihrer Widerspenstigkeit über ihre Stadt herabrufen würde. Alle Worte des Friedens und der Versöhnung wurden trotzig zurückgewiesen; denn jeden Augenblick erwartete sie den ihr zugesicherten Beistand des Schwedenkönigs. Da gelang es am Morgen des 20. Mai 1631 einem von Pappenheim befehligten Heerhaufen durch einen glücklichen Handstreich, den Wall der Festung

zu übersteigen und ein Thor zu öffnen. Ein schweres Un
witter entlud sich jetzt über die unglückliche Stadt. Falkenb
warf sich mit Gewalt den Eindringenden entgegen, aber e
Kugel streckte ihn zu Boden. Des Anführers Tod verbrei
Furcht und Entsetzen unter die Bürger. Bestürzt verließen
die Mauern, um ihre Wohnungen zu vertheidigen, und es
gann jetzt ein mörderischer Kampf in den Straßen, in d
Häusern. Die Bürger schossen aus den Fenstern, schleudert
die Dachziegel auf den eindringenden Feind und vermehrten
durch ihre hartnäckige Vertheidigung die Wuth der Sieg
Diese sprengten die Thüren ein, drangen in wilder Mordg
in das Innere und schonten weder des Säuglinges noch d
Greises. Zugleich brach an mehren Stellen Feuer aus u
flog auf den Flügeln eines gleichzeitig sich erhebenden Stur
windes schnell nach allen Richtungen hin. Bald stand die gan
Stadt in heller Lohe. In dieser Verwirrung überließ sich d
wüthende Soldat ungezügelt jedwedem Gelüste der Rache. Auß
denen, die in den Häusern verbrannten, sollen über zwanz
tausend Leichen theils begraben, theils in die Elbe geworf
worden sein.

So lag denn, innerhalb zwölf Stunden, eine der blühend
sten Städte Deutschlands in Schutt und Asche, mit Ausnahm
eines Klosters, des Domes und etwa anderthalb hundert Hü
ten an der Elbe. Erst am dritten Tage, als die Straßen vo
Schutt und Leichen etwas gereiniget waren, hielt Tilly selb
seinen Einzug in die rauchenden blutbespritzten Trümmer un
sah, nicht ohne Entsetzen, die gräuliche Verwüstung. Zeitge
nossen, und zwar Protestanten sowohl als Katholiken, erzäh
len einstimmig, der greise Krieger sei beim Anblicke derselbe
sogar in Thränen ausgebrochen. Auch war der Untergan
Magdeburgs für den Sieger selbst, der auf einen festen Waf
fenplatz und Stützpunkt an der Elbe gerechnet hatte und stat
dessen eine öde Brandstätte vorfand, in der That ein harte
Verlust. An demselben Tage fand man in der Domkirche noc

er tausend Menschen, größtentheils Weiber und Kinder, die in dieselbe geflüchtet und dort zwei Tage und Nächte ohne Nahrung zugebracht hatten. Gerührt schenkte er den Unglücklichen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brod unter die halboerhungerten austheilen. Er selbst begab sich dann in die Kirche, um Gott für den Sieg der gerechten Sache zu danken. Überhaupt ließ er jetzt überall Gnade walten und gab den strengsten Befehl, daß keinem Einwohner mehr ein Leid zugefügt werden solle. Der Eroberer Magdeburgs, der feurige Pappenheim, der in dem Untergange einer dem uralten Glauben der Väter abtrünnig gewordenen Stadt den gerechten Zorn des Himmels erblickte, schrieb, heißt es, mit inniger Selbstzufriedenheit nach Wien: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung sei kein ähnlicher Sieg erfochten worden!“ Aber noch in demselben Jahre ward das Schicksal der Stadt schrecklich an dem Sieger gerächt.

33. Gustav Adolf gegen Tilly.

Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631.

Tilly wandte sich nach Sachsen, um den Kurfürsten wegen des Leipziger Bündnisses zu züchtigen. Er bemächtigte sich der Städte Halle, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Weißenfels und legte ihnen unerschwingliche Steuern auf. Nun bereuete der Kurfürst, das Bündniß mit den Schweden nicht angenommen zu haben. Die Angst trieb ihn, dieses jetzt selbst anzutragen. Er schickte in aller Eile Gesandte zum Könige und ließ ihn flehentlichst um Freundschaft und Hülfe bitten. Dieser empfing die Gesandten mit scheinbarer Kälte. Er ließ sie lange bitten und stellte endlich die harten Bedingungen: der Kurfürst solle ihm Wittenberg einräumen, einen dreimonatlichen Sold für seine Truppen zahlen, ihm seinen ältesten Sohn als Geißel schicken und alle seine schlechten Rathgeber zur Bestrafung ausliefern. Der geängstigte Kurfürst war zu Allem bereit. „Nicht nur Wittenberg,“ schrie er, „sondern ganz Sachsen soll er zum

Unterpfande haben; nicht nur einen Prinzen, sondern mei
ganze Familie, ja mich selbst will ich ihm als Geißel geb
und alle Verräther, die er mir anzeigt, sollen bestraft werde
Den König rührte die Angst und Verlegenheit des schwach
Mannes. Er stand großmüthig ab von seinen harten For
rungen. Ein einmonatlicher Sold für seine Truppen wa
alles, was er annahm. Das Bündniß wurde ungesäumt a
geschlossen, und das sächsische Heer mit dem schwedischen ve
einigt.

Schlacht bei Breitenfeld (1631). — Tilly hatte sic
eben der Stadt Leipzig bemächtigt, als das sächsische und schw
dische Bundesheer gegen ihn anzog. Bei dem Dorfe Breiten
feld, nicht weit von Leipzig, stießen sie am 17. September 163
aufeinander. Mit einem furchtbaren Kanonendonner eröffnet
sich die Schlacht. Dann warf sich Tilly mit stürmender Gewal
auf die Sachsen, die auf dem linken Flügel standen. Scho
beim ersten Angriff löseten sich ihre Glieder, bald war di
Flucht allgemein. Der Kurfürst selbst floh in solcher Eile, da
er seinen Hut im Stich ließ und unaufhörlich forteilte bis nac
Eulenburg, wo er anhielt, um sich mit einem Trunk Bier zu
laben. Wie ein Fels dagegen stand der König mit seinen
Schweden auf dem anderen Flügel, wo er sieben Angriffe de
pappenheimschen Reiterei abschlug. Eben so fruchtlos blieben
die Versuche Tilly's, als er nach der Rückkehr von der Ver
folgung der Sachsen sich gegen die Schweden wandte. Diese
griffen bald selbst an. Der schwedische General Horn durch
brach siegreich die Linien der Feinde, während der König eine
Anhöhe erstürmte, auf welcher der größte Theil des feindlichen
Geschützes aufgestellt war; dieses ließ er sogleich in die Feinde
spielen. Da wurde die Verwirrung, die Flucht unter ihnen
allgemein. Siebentausend blieben todt auf dem Schlachtfelde;
fast wäre Tilly selbst auf der Flucht umgekommen. Ein schwe
discher Rittmeister, der ihm bereits mehre Wunden beigebracht
hatte, war schon so nahe hinter ihm, daß er ihn mit dem

olben seines Carabiners in den Nacken schlug; da sprengte ch zur rechten Zeit der Herzog Rudolf von Lauenburg her- i und schoß den Rittmeister nieder. Tilly flüchtete sich nach alberstadt, wohin ihm Pappenheim mit vierzehnhundert Rei- n folgte.

Durch diese entscheidende Schlacht veränderte sich sogleich die nze Lage der Dinge. Dem Kaiser waren mit einem Schlage le Vortheile des zwölfjährigen Krieges entrissen. Das Zu- auen der Protestanten zu Gustav Adolf ward erhöht. Er ar der gefeierte Held des Tages, ihm schlossen sie sich an, nz Deutschland schien ihm offen zu stehen. Neue Wünsche, ue Hoffnungen stiegen in seiner Seele auf.

Der Schwedenkönig entwarf jetzt einen neuen Feldzugsplan. er Kurfürst von Sachsen sollte mit seinem Heere durch die usitz in Böhmen eindringen und die kaiserlichen Erbländer edrohen, er selbst wollte durch Thüringen und Franken an den hein und nach Bayern, dem Mittelpunkte der Liga, ziehen. ie im Triumphe durchzog der König diese Länder, überall ubelte ihm die protestantische Bevölkerung entgegen. Bei den ürsten selbst aber erregte seine Erscheinung fortwährende Be- orgniß. Sie sahen ihn schalten und walten wie in einem er- oberten Lande. Ueberall ließ er sich als Landesherr huldi- gen, in Würzburg sogar eine schwedische Landesregierung ein- richten. Das Mißtrauen gegen ihn wurde noch bedeutend er- höht durch den Umstand, daß er die vollständig wieder erober- ten pfälzischen Länder nicht an den früheren Besitzer Frie- drich V., der in seinem Gefolge war, herausgab, sondern für sich behielt. — Er schritt auf seiner Siegesbahn ungehindert weiter. Erst am Lechflusse, bei Rain, wagte es Tilly, der unter- dessen neue Streitkräfte an sich gezogen hatte, ihm den Ueber- gang zu verwehren. Vergebens! das ligistische Heer wurde vom jenseitigen Ufer vertrieben, Tilly selbst, der sich zu weit vorgewagt hatte, über dem rechten Knie so schwer verwundet, daß er nach fünfzehn Tagen in dem benachbarten Ingolstadt

verschied. Er starb (im April 1632) in seinem drei und sie
benzigsten Jahre mit dem Ruhme eines edelen und biedere
Kriegeshelden, der in sechs und dreißig Schlachten Sieger un
stets strenger gegen sich selbst als gegen andere gewesen war
Seine Truppen, denen er stets ein wahrer Vater war, nannte
ihn gern den deutschen Josua.

Nachdem Gustav einen wiederholten Sturm gegen das fes
Ingolstadt, in welches der Kurfürst von Bayern geflüchtet war
unternommen hatte, brach er, ohne es erobert zu haben, gege
München auf. Die Hauptstadt zitterte, und nur ihre freiwillig
Unterwerfung konnte den Zorn des Siegers entwaffnen. Am
7. Mai hielt er seinen Einzug in Begleitung des geächteten
Pfalzgrafen Friedrich. Beinahe ganz Bayern war in seinen
Händen und wurde furchtbar gebrandschatzt. Im deutschen Reiche
schaltete nunmehr ein fremder König mit mehr Gewalt, als je
der Kaiser selbst, und das Ende der Dinge war nicht abzu
sehen, da kein kaiserliches Heer vorhanden war, um den Fort
schritten des noch jüngst verhöhnten Schneekönigs Einhalt
zu thun. Auch die Sachsen hatten unter ihrem Feldherrn Arn
heim so glückliche Fortschritte gemacht, daß ihr Kurfürst schon
am 1. November 1631 in Prag als Sieger feierlich einzog.
Bei dem Andrange so ungeheurer Noth sollte Wallenstein
abermals der Retter werden.

35. Gustav Adolf gegen Wallenstein.

Schlacht bei Lützen am 16. November 1632. Gustav Adolf's Tod.

Während jener Vorgänge lebte der entlassene Kriegesheld
auf seinen Gütern in Böhmen und Mähren und sah von fern
dem Kriegesspiele zu, voll Schadenfreude über dessen Wechsel;
denn sein Herz kochte vor Rache. Obgleich er selbst von den
geringfügigsten Vorfällen des Krieges die genaueste Kunde ein
zog und auch mit dem Kaiser in brieflichem Verkehr blieb; so
nahm er doch den Schein an, als sei ihm das wilde Getreibe

nmehr völlig gleichgültig, als lebe er in seiner jetzigen Lage chst zufrieden und glücklich. An seinem Hofe herrschte kaiser- he Pracht. Er ließ sich täglich von sechzig Edelknaben in elblauem Sammet mit Gold, und von zwanzig Kammerherren, n denen einige sogar des Kaisers Dienste verlassen hatten, dienen. Eine Leibwache von fünfzig Mann, mit Hellebarden waffnet, stand in seinem Schloßhofe. Dreihundert auserlesene ferde fraßen in seinen Ställen aus marmornen Krippen. Er ab die glänzendsten Feste und sah es gern, wenn Alle um n herum sich der ausgelassensten Fröhlichkeit überließen, wäh- nd er selbst stets ernst und finster blieb. Er sprach wenig nd beobachtete mit argwöhnischem Blicke jeden Anwesenden. r war groß und stark gebaut, kleine aber feurige Augen blick- n unter seiner hohen Stirn stolz hervor. Gewöhnlich trug er nen Reitkoller von Elenshaut, eine rothe Leibbinde und einen arlachenen Mantel; auf dem Kopfe einen hoch aufgestutzten ut mit einer herabwallenden rothen Straußfeder, an den üßen große Stulpstiefel. Mit einem geheimen Grausen blick- ie Wachen auf, wenn der finstere Mann in nächtlicher Stille insam über den Schloßhof daherwandelte, um seine Sterne zu befragen.

In der bedrängten Lage, in welcher sich jetzt der Kaiser fand, schickte er Gesandte an ihn, die seinen gekränkten Stolz versöhnen und ihn bewegen sollten, ein neues Heer zu werben. Wallenstein verbarg seinen Triumph und empfing die kaiser- lichen Gesandten mit anscheinender Kälte. „Ich bin nicht ge- sonnen," war seine Antwort, „mir eine unangenehme Arbeit aufzubürden: ich lebe als Privatmann ganz zufrieden und wünsche, meine Tage in Ruhe zu beschließen." Als aber die Gesandten mit den dringendsten Bitten und rührendsten Vorstel- lungen unablässig in ihn drangen, versprach er endlich, inner- halb dreier Monate ein Heer zu werben. Kaum war es be- kannt, daß der Friedländer wieder rüste, so strömten von allen Seiten die Tapferen herbei, unter seinen Fahnen Ruhm und

Beute zu erwerben, und innerhalb der bestimmten Frist sta
wie durch einen Zauberschlag, ein mächtiges Heer gerüst
„Das Heer ist da, nun schicket einen Führer!“ schrieb er n
Wien. Und noch einmal mußte der Kaiser, der wohl einse
daß das Heer nur unter demjenigen dienen würde, der es
worben hatte, den stolzen Mann dringendst bitten, den Ob
befehl selbst zu führen. Wallenstein nahm diesen sehnlichst
wünschten Antrag an, aber unter Bedingungen, wie sie n
nie ein Unterthan seinem Landesherrn stellte. Er forderte u
umschränkten Oberbefehl; weder der Kaiser noch der König v
Ungarn sollten je beim Heere erscheinen dürfen; als Unte
pfand seiner künftigen Belohnung sollte ihm der Kaiser
österreichisches Erbland so wie die Oberherrschaft über a
Länder verheißen, die er erobern würde. Der hart bedräng
Kaiser bewilligte Alles.

Jetzt brach Wallenstein auf und rückte zuerst gegen b
Sachsen in Böhmen. Ueberall trieb er sie flüchtig vor sich h
eroberte Prag und jagte den Kurfürsten in sein Land zurü
Unterdessen hatte Gustav Adolf in Bayern eine Stadt nach d
anderen erobert, so daß der geängstigte Kurfürst Maximilia
Boten über Boten zum Wallenstein schickte, mit der dringend
sten Bitte, doch schleunigst zu seiner Rettung herüberzukomme
Wallenstein aber sah mit Wohlgefallen dem Bedrängnisse de
ihm verhaßten Fürsten zu und blieb ruhig in Böhmen stehen
denn er hatte noch nicht vergessen, daß gerade dieser es ge
wesen war, der auf dem Reichstage zu Regensburg vorzüglic
auf seine Absetzung gedrungen hatte. Erst nach langem Flehen
und unter dem Versprechen unbedingter Unterwerfung unte
seine Befehle sagte er ihm Hülfe zu und beschied ihn zu sic
in sein Lager bei Eger. Dann endlich brach er nach Bayern
auf und zog gegen Nürnberg, vor welchem Gustav bereits ein
verschanztes Lager bezogen hatte. Wallenstein verschanzte sich
ebenfalls, den Schweden gegenüber, auf den Höhen der Stadt.
Elf Wochen lang standen hier die beiden größten Feldherren

ner Zeit sich einander gegenüber. Gustav wagte es nicht, das ste Lager Wallenstein's anzugreifen, und Wallenstein sah voraus, daß Mangel an Lebensmitteln den Gegner sicherer verichten würde, als eine Schlacht. Wirklich erreichte die Noth en äußersten Grad, und Gustav schritt zum Angriffe. Dieser ber wurde blutig zurückgewiesen. Gustav blieb noch vierzehn Tage kampfgerüstet stehen, allein Wallenstein wich nicht und ankte nicht. Da endlich sah sich der Schwede gezwungen, den chrecklichen Ort des Hungers zu verlassen. Während er südwärts zog, zog Wallenstein nordwärts, nach Sachsen, um den Kurfürsten zu einem besonderen Frieden mit dem Kaiser zu wingen und dann den geschwächten König im Rücken anzugreifen nd zu vernichten. In dieser Noth schickte der Kurfürst Eilboten an den König und ließ um die schleunigste Hülfe bitten. Augenblicklich brach auch Gustav, alle seine errungenen Vortheile in Bayern aufgebend, zur Hülfe seines Bundesgenossen nach Sachsen auf. In Erfurt umarmte er zum letzten Male seine geliebte Frau, die ihm von Schweden aus gefolgt war; ie sah ihn erst im Sarge wieder! — Auf seinem Zuge durch Sachsen ward Gustav von den zuströmenden Menschen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Sie drängten sich um ihn, warfen sich vor ihm als Retter auf die Kniee, suchten den Saum seines Kleides oder die Scheide seines Schwertes zu berühren, so, daß der König, unwillig über die fast abgöttische Verehrung des Volkes, in die prophetischen Worte ausbrach: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gotte mache! Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels werde mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, um diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug zu offenbaren.“ Dann bezog er ein verschanztes Lager zu Naumburg an der Saale.

Wallenstein glaubte, der König würde wohl wegen der vorgerückten Jahreszeit — es war schon November — keinen Angriff mehr unternehmen, und schickte den Grafen von Pappenheim

mit einem beträchtlichen Theile des Heeres zur Eroberung d
Moritzburg bei Halle; von da sollte er nach dem Rhein gehe
Aber kaum hatte Gustav dieses gehört, als er schnell seine Tru
pen zusammenzog und über Weißenfels nach Lützen, eine
Städtchen unweit Leipzig, eilte. Hier lagerte er sich am Abend
des 15. November 1632 dem Wallensteinschen Heere gegenüb

Schlacht bei Lützen (1632). — Als der neue Tag an
bricht, der eine blutige Entscheidung herbeiführen soll, bedec
ein dichter Nebel die ganze Gegend. In Dunkel gehüllt ordne
die beiderseitigen Feldherren ihre Scharen. Der König sin
betend in die Kniee, mit ihm sein ganzes Heer und stimm
unter Begleitung der Feldmusik ein Lied zur Ehre Gottes a
Dann besteigt er sein Pferd, reitet durch die einzelnen Gliede
und feuert mit kräftigem Zuspruche ihren Muth an. Auc
Wallenstein fliegt auf seinem Streitrosse die Reihen auf un
nieder, Belohnung dem Tapferen, Verderben dem Feigen ver
kündend. Gegen 11 Uhr dringt endlich die Sonne durch, un
die beiden Heere stehen schlagfertig einander im Gesichte. D
gibt der König das Zeichen zum Angriffe. Und mit dem lau
ten Kriegesgeschrei: „Gott mit uns!" stürmen die Schweden
gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraß
daher; aber ein mörderisches Feuer streckt die Anstürmende
reihenweise zu Boden. Mit verzweifelter Tapferkeit streiten di
beiderseitigen Heere, und der Sieg schwankt hin und her. Zwei
mal dringen die Schweden siegreich über den Graben, erobern
die Kanonen und richten sie gegen die Feinde; aben eben so
oft werden sie blutig über den Graben zurückgeworfen. Endlich
dringt ihr rechter Flügel, vom Könige selbst geführt, siegreich
durch und treibt die Feinde flüchtig vor sich her; da erhält
dieser die Nachricht, sein linker Flügel wanke und weiche bereits
in Unordnung zurück. Und augenblicklich fliegt Gustav mit
Blitzesschnelle, so daß nur wenige Reiter ihm folgen können,
dorthin. Sein kurzes Gesicht führt ihn zu nahe an den Feind;
ein kaiserlicher Scharfschütze schlägt auf ihn an und zerschmettert

ihm den linken Arm. Ueberwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe will er sich vom Herzoge Franz von Lauenburg, der zunächst hinter ihm reitet, aus dem Getümmel bringen lassen. In demselben Augenblicke erhält er einen zweiten Schuß in den Rücken und sinkt mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!“ vom Pferde. Und über den Gefallenen hin setzen Freund und Feind. Wiehernd rennt des Königes Roß, seines Reiters beraubt und mit Blut übergossen, durch die Reihen der Schweden umher und bringt ihnen zuerst die traurige Kunde, daß ihr angebeteter Führer dahin sei. Da gibt Muth neue Kraft. Wie grimmige Löwen dringen sie unter Anführung des tapferen Herzogs Bernhard von Weimar von Neuem in den Feind, stürzen Alles vor sich nieder, erobern des Feindes Geschütz und richten es gegen ihn selbst. Schon ist der Sieg für die Schweden entschieden; siehe, da erscheint plötzlich Pappenheim mit acht frischen Reiterregimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und die Schlacht beginnt von Neuem. Voll blutiger Begierde, dem Schwedenkönige selbst im Kampfe zu begegnen, stürzt er sich in das dichteste Schlachtgewühl. Schon hat er den einen Heerhaufen in die Flucht geschlagen, schon will er auf den zweiten los und den Sieg vollenden; da trifft eine Kugel und wieder eine Kugel des Tapferen Brust, und mit Gewalt müssen ihn die Seinigen aus dem Handgemenge reißen. Jetzt erfährt er, daß auch der König gefallen ist, und sein Auge erheitert sich. „Meldet dem Herzoge von Friedland,“ spricht er mit sterbender Stimme, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.“ Mit ihm schwindet auch der Muth seiner Reiter, bestürzt weichen sie zurück, und nur der dicht einfallende Abendnebel rettet sie vom gänzlichen Untergange. Unterdessen sind auch die pappenheimschen Fußtruppen von Halle her auf dem Kampfplatze angelangt und leisten noch lange den hartnäckigsten Widerstand. Erst die einbrechende Nacht macht dem mörderischen Kampfe ein Ende.“

Der Sieg bei Lützen wurde für einen Verlust der Sieger und für einen Gewinn der Ueberwundenen gehalten; denn der Tod des Königes war ein unersetzlicher Verlust für die Schweden. Erst am folgenden Tage fanden sie seinen Leichnam, kaum kenntlich vor Blut und Wunden, zertreten von den Hufen der Pferde und aller Kleider beraubt, unfern eines großen Steines, der seitdem der Schwedenstein genannt wird und jetzt neben einem neuen mit einer Inschrift versehenen Denksteine mit Pappeln umpflanzt ist. Er wurde erst nach Weißenfels und von da weiter, von der trostlosen Königin begleitet, nach Stockholm in die Gruft seiner Väter gebracht. Seine goldene Kette und das blutige Koller, welches ihm von den Kroaten ausgezogen worden war, schickte Wallenstein dem Kaiser nach Wien, und beim Anblicke der Ueberreste soll dieser mit Thränen im Auge geäußert haben: „Gern hätte ich dir, großer Held, längeres Leben und fröhliche Rückkehr in dein Vaterland gegönnt, wenn nur Friede in Deutschland geworden wäre!" Wie ein leuchtendes Meteor war Gustav Adolf erschienen und verschwunden.

Obgleich Wallenstein nicht der Besiegte sein wollte, so leistete er doch auf Sachsen Verzicht und trat unverfolgt den Rückzug nach Böhmen an. Zu Prag hielt er strenges Gericht. Elf hochgestellte Offiziere wurden nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes als Ausreißer vor dem Rathhause öffentlich enthauptet, sieben andere zum Galgen geführt, die Namen von fünfzig Offizieren, die sich nicht muthig genug gezeigt hatten, an den Galgen geschlagen, und die Fahne des Regiments, welches zuerst die Flucht ergriffen hatte, vom Nachrichter öffentlich verbrannt.

35. Wallenstein's Ermordung (1634.)

Nach dem Tode Gustav's, welchem dreizehn Tage später auch der unglückliche Pfalzgraf Friedrich in's Grab folgte, übernahm der schwedische Kanzler Oxenstjerna, ein Mann von vieler Einsicht und wohl vertraut mit den Planen seines Königes, die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland und handelte, da die Thronerbin Christina erst sieben Jahre

war, unter Genehmigung der Reichstände mit uneingeschränkter
llmacht. Dem Herzoge Bernhard von Weimar übertrug er
n Oberbefehl des Heeres und brachte im Jahre 1633 zu
eilbronn mit den protestantischen Fürsten Deutschlands ein
ues Bündniß zu Stande, welches fast nur auf Schwedens
rtheil berechnet war. Allein es fehlte Gustav's Geist, der
ein dem Ganzen Kraft und Einheit hätte geben können. Klein-
Eifersucht hemmte seitdem alle größere Unternehmungen.
Kurfürst von Sachsen hielt es seiner unwürdig, von einem
en Kanzler Befehle anzunehmen. Die schwedischen Feld-
rren Banér, Torstenson, Horn und Thurn wollten nicht unter
n Oberbefehle des Herzogs von Weimar stehen. Jeder han-
te mit seinem Heere für sich, ohne den anderen zu unter-
ützen, oder Befehle von ihm anzunehmen. Bei diesem Zwie-
alte wäre es für Wallenstein vielleicht ein Leichtes gewesen,
einzeln anzugreifen und zu vernichten; allein er hielt sich
g in Böhmen, beobachtete und unterhandelte. Neue Plane
Ehrgeizes schienen sich seiner Seele bemächtigt zu haben.
nkreich hatte ihm die Krone von Böhmen angeboten, wenn
vom Kaiser abfalle; und daß ihm ein Königreich zu errin-
en bestimmt sei, schien er schon längst in den Sternen gelesen
haben. Während die Schweden unter Gustav Horn und
ernhard von Weimar Herren von Deutschland waren und
ie Länder auf das Schrecklichste verheerten, zog er nach Schlesien
nd knüpfte von hier aus Friedensverträge mit den Schweden
n. Allein Oxenstjerna trauete diesen nicht. Es kam zwar zu
nem Waffenstillstande mit dem sächsischen Anführer Arnheim
Schlesien; aber schon bald kündigte Wallenstein diesen wie-
auf, trieb die Schweden und Sachsen mit Gewalt aus
lesien und nahm den alten Grafen Thurn, den Urheber
böhmischen Aufstandes und hiermit des ganzen Krieges, ge-
ngen. Diese Siegesbotschaft erregte große Freude in Wien;
esto ungehaltener aber war man bei der darauf folgenden
achricht, Wallenstein habe den gefangenen Grafen sofort völ-
frei entlassen und sei wieder nach Böhmen zurückgekehrt.

Unterdessen ward Bayern von den feindlichen Schare hart bedrängt, und auf des Kurfürsten dringende Bitte forder der Kaiser seinen Feldherrn wieder und wieder auf, dem Lan zu Hülfe zu eilen. Allein Wallenstein schien sich sogar d Noth des Kurfürsten zu freuen, dem er fortwährend grollt und zögerte lange. Und als er nicht mehr ausweichen konnt rückte er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, kehr von da aber sogleich nach Böhmen zurück und bezog das Wi terlager. Ueberhaupt schonte er in den zwei letzten Jahre seines Oberbefehles beständig den Feind, leistete mit ungeheure Mitteln nur Geringes und drückte und ängstigte nur des Ka sers Länder mit des Kaisers Heer. Das Benehmen dieses g heimnißvollen Mannes wurde immer zweideutiger, der Verdac gegen ihn immer dringender und lauter. Seine Gegner, d voll Mißtrauen allen seinen Schritten nachspürten und darüb nach Hofe berichteten, trugen fort und fort auf seine Absetzun an. Und wirklich war Wallenstein, in der Ueberzeugung, d weder der Kaiser ihn durch Uebertragung eines Erblandes f seine Verdienste belohnen, noch seine zahlreichen Feinde ihn a Reichsfürsten neben sich dulden würden, mit Frankreich in U terhandlungen getreten, um die Krone Böhmens zu gewinnen. Z Pilsen, wo er sein Quartier aufgeschlagen hatte, versammelt er seine vertrautesten Obersten und Generale um sich, klagt über nachlässige Behandlung von Seiten des kaiserlichen Hofe und erklärte sich bereit, den Oberbefehl niederzulegen. Hier über entstand eine stürmische Bewegung. Das ganze Corp der hohen Offiziere verlangte von ihm, er solle sie nicht ver lassen. Er versprach das, wenn sie sich auch gegen ihn ver bindlich machen wollten, ihn nicht zu verlassen und ließ sic schriftliche Zeugnisse ihrer Treue zu ihm ausstellen. Als de Kaiser von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, unterzeichnet er am 24. Januar 1634 einen Erlaß, wodurch er Wallenstein den Oberbefehl entzog und diesen dem Grafen Gallas übertrug Allein bevor derselbe zur Ausführung kam, hatte Wallenstein bereits sein Loos ereilt. Dieser war nämlich auf die Kun

von jenem kaiserlichen Erlaß, als bereits die meisten Truppen und ihre Führer, insbesondere durch Piccolomini, welchen Wallenstein für seinen treuesten Freund gehalten hatte, für die Sache des Kaisers heimlich gewonnen waren, mit drei ihm treu gebliebenen Regimentern nach Eger geeilt, um hinter den Mauern dieser Veste Schutz zu suchen. Hier aber, wo er auf den Zuzug der Schweden und Sachsen rechnete, fiel Wallenstein, nunmehr ein wirklicher Verräther an Kaiser und Reich, als Opfer seines Ehrgeizes auf Veranstaltung des seinem Kaiser treu ergebenen Obersten Buttler, eines katholischen Irländers, am 25. Februar 1634.

Wallenstein war am 24. Februar mit seinen Vertrauten Illo, Tertzky und Kinsky in Eger eingezogen und hatte seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters genommen. Buttler, welcher ihm dahin gefolgt war, gewann die Schotten Gordon und Lèszli, von denen der erste, als Befehlshaber der Citadelle, der Verabredung gemäß die Hauptanhänger Wallenstein's mit zum Abendessen einlud. Während der Tafel flog plötzlich die Thür des Speisesaales auf, und der Buttler'sche Offizier Giraldin trat ein mit sechs Dragonern, die mit Hellebarden bewaffnet waren, und rief: „Holla! wer ist gut kaiserlich?“ — „Hoch lebe Ferdinand!“ riefen Gordon, Buttler und Lèszli und traten zur Seite. Nun fielen die Mörder über die anderen Gäste her und haueten sie nieder. Draußen aber im Vorhofe standen noch vier und zwanzig andere Dragoner Giraldin's, die unterdessen die Bedienten niedergemacht hatten, während die aufgezogene Zugbrücke hinderte, daß einer in die Citadelle hinein oder hinaus konnte.

Darauf wurde die Zugbrücke niedergelassen, und Buttler, Giraldin und Deveroux begaben sich in aller Stille mit einem Haufen herzhafter Dragoner nach des Herzoges Wohnung selbst. Es war Abends um elf Uhr. Buttler blieb an der Hausthür, Giraldin besetzte die Hinterthür. Der Hauptmann Deveroux aber stürmte mit seinen Dragonern, jeder eine Hellebarde in

der Faust, die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener, der sie aufhalten wollte, wurde im Vorzimmer niedergehauen, ein anderer entsprang mit dem Schrei: „Rebellen! Rebellen!“ Auf diesen Lärm erwachte Wallenstein und fuhr aus dem Bette auf. Aber in demselben Augenblicke wurde die Thür seines Schlafgemaches gesprengt, und Deveroux stürzte mit seinen Dragonern herein. Der Herzog stand am Fenster, wehrlos, unangekleidet, so wie er vom Lager aufgestanden war. „Bist Du der Schelm,“ brüllte ihn Deveroux an, „der das kaiserliche Heer zum Feinde überführen und seiner Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ Wallenstein sprach kein Wort, sondern warf einen ernsten, kalten Blick auf den Bösewicht. „Du mußt sterben!“ schrie Deveroux noch einmal. Da bewegte Wallenstein bloß die Lippen, hob die Arme gen Himmel; und in demselben Augenblicke erhielt er mit einer Hellebarde den Todesstoß in die Brust. Der Leichnam wurde in einen Teppich gewickelt und nach der Citadelle gefahren, wo er zu den Leichen der übrigen Ermordeten gelegt wurde.

So endete Wallenstein, erst ein und fünfzig Jahre alt ein Mann, der bei manchen Fehlern, unter denen der Ehrgeiz nicht der geringste war, zu den außerordentlichsten Menschen aller Zeiten gehört. Die Verschworenen und ihre Helfer theilten sich in seine beträchtliche Baarschaft. Bis zum zweiten Tage blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt, um des Herzoges Anhänger von jedem Versuche der Rache abzuschrecken. Aber keiner erhob sich für ihn; denn nur Sold und Beute hatte die Meisten an seine Fahnen gefesselt. Der Kaiser nahm später die ohne seinen Befehl vollführte That auf sich.

36. Fünfte Periode: Schwedisch-französisch-deutscher Krieg.

Schlacht bei Nördlingen am 17. September 1634.

Nach Wallenstein's Tode wurde der Sohn des Kaisers, der König Ferdinand von Ungarn, zum Oberfeldherrn er-

annt, und ihm der im Kriege erfahrene Graf Gallas beigestellt. Ferdinand war bei dem Heere sehr beliebt und rechtfertigte auch bald das Vertrauen, welches der Kaiser in ihn gesetzt hatte. Mit seinem durch spanische Truppen verstärkten Heere wandte er sich nach Bayern, um die Schweden aus demselben zu vertreiben. Seine erste glänzende Waffenthat war die Eroberung von Regensburg. Dann besetzte er die Oberpfalz und zog vor Nördlingen an der Eger, um auch diese Stadt zu erobern. Gegen den Rath des erfahrenen Horn drang der junge vor Kampflust glühende Herzog von Weimar auf eine Schlacht, um rasche Entscheidung herbeizuführen. Sie ward am 17. September 1634 geliefert und endete mit der völligen Niederlage der Schweden. Zwölftausend blieben auf dem Platze, viertausend wurden gefangen, unter ihnen Horn nebst drei anderen schwedischen Generalen; dazu fiel alles Geschütz und alles Gepäck den Siegern in die Hände. Erst bei Frankfurt am Main konnte der Herzog von Weimar die kläglichen Trümmer seines Heeres sammeln.

Dieser glänzende Sieg bei Nördlingen war für die Katholiken, was vor drei Jahren gerade in demselben Monate und an demselben Tage der Sieg bei Breitenfeld für die Protestanten gewesen war. Noch trostloser wurde die Lage der Schweden, als jetzt der schon längst schwankende Kurfürst von Sachsen von ihnen abfiel und im Mai des Jahres 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden schloß. Die meisten protestantischen Fürsten traten nach und nach bei; nur einige hielten, meist um äußerer Vortheile willen, noch fest zu den Schweden. Jetzt, wo die schwedische Macht fast vernichtet, wo alle feindlichen Parteien fast bis zur Ohnmacht erschöpft waren, sah Alles mit Sehnsucht dem Ende des Krieges entgegen, der beinahe ganz Deutschland zu einer Wüste gemacht hatte. Wer hätte denken sollen, daß unter solchen Umständen der Krieg noch vierzehn Jahre fortwüthen würde! Frankreich war es, das die Flamme von Neuem in unserem Vaterlande anfachte.

Schon lange hatte der staatskluge französische Mini
Richelieu die Noth Oesterreichs und Deutschlands mit tück
scher Freude betrachtet; denn sein ganzes Streben ging dah
die Uebermacht derselben zu schwächen und sein Frankreich m
deutschen Provinzen zu vergrößern. Darum hatte er durc
Geld und Versprechungen die Uneinigkeit unter den Deutsch
sorgfältig zu unterhalten gesucht, damit sie sich einander schwäc
ten und so seine Eroberungsplane selbst befördern hälfen. Z
nächst war es auf das schöne Elsaß und die Rheinfestung Ph
lippsburg abgesehen. Bisher hatte er die Schweden nur schwa
unterstützt und die Unterstützung am Ende ganz eingezogen, al
diese selbst ihm schon zu mächtig wurden. Bei dem neue
Glückswechsel aber erneuerte er sogleich wieder das Bündni
mit denselben, versprach reichliche Unterstützung an Geld un
Mannschaft und brachte es zugleich bei dem Könige von Pole
dahin, daß der mit den Schweden abgelaufene Waffenstillstan
verlängert wurde, damit ihre ganze Kraft sich einzig gegen de
Kaiser richten könne. Endlich fand auch Frankreich selbst ein
längst gesuchte Gelegenheit, öffentlich gegen Kaiser und Reic
aufzutreten. Der Kurfürst von Trier hatte mit den Schwede
den Vertrag abgeschlossen, sich der Theilnahme am Kriege z
enthalten, und darauf eine französische Besatzung in seine Stad
genommen. Hierdurch beleidigt ließ der König von Spanien
Philipp III., seine Truppen von Luxemburg gegen Trier auf
brechen. Die Stadt ward erobert, die französische Besatzung
niedergehauen, und der Kurfürst gefangen fortgeführt. Sogleich
erklärte der Minister Richelieu an Spanien den Krieg, welcher
in den Niederlanden und in Spanien eröffnet ward. Gegen
Oesterreich aber, den Bundesgenossen Spaniens, zog ein fran-
zösisches Heer ohne vorhergegangene Kriegeserklärung.

Während der Herzog Bernhard von Weimar, von Frank-
reich unterstützt, am Rheine focht, rückten die Schweden aus
Pommern — so weit waren sie zurückgetrieben — und erfochten
unter Anführung Banér's und Wrangel's einen glänzen-

m Sieg über das vereinigte österreichische und sächsische Heer
ei Wittstock, am 24. September 1636. In Folge dieses
ieges wurde ganz Thüringen und Hessen von den Kaiserlichen
efreit, und das Vertrauen der Protestanten zu den schwedischen
affen von Neuem belebt. Das unglückliche Sachsen mußte
tzt für sein Bündniß mit dem Kaiser tief die Rache der Sieger
ühlen. Der Kaiser erlebte das Ende dieses Krieges nicht. Er
arb zu Wien am 15. Februar 1637, und sein Sohn, Ferdi-
and III., ward Erbe wie des Thrones so des Krieges.

37. Ferdinand III. (1637—1657).

Die letzten Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges.

Ferdinand III. war neun und zwanzig Jahre alt, als er
en Thron bestieg, und regierte zwanzig Jahre. Während der
rsten Hälfte seiner Regierung hatte er noch immerfort mit
en Gräueln eines Krieges aus Kriegen zu kämpfen. Wie
rüher der böhmisch-pfälzische den dänischen und dieser den
chwedischen Krieg erzeugte, so hatte jetzt Gustav Adolf's Ver-
chwinden und das Nördlinger Siegesglück auch noch einen
anzösischen herbeigeführt. Wegen Religionsfreiheit war der
rieg angefangen; im Fortgange desselben aber trat die Reli-
ion immer mehr in den Hintergrund, und selbstsüchtige Zwecke
inzelner Fürsten an ihre Stelle. Darum verliert auch im Fort-
gange der Zeit dieser Krieg immer mehr von dem Interesse,
welches er früher darbot. Frankreich trachtete nur nach deut-
schen Besitzungen am Rhein; Schweden wollte sein Gebiet an
der Ostsee erweitern. Bei den deutschen Fürsten trat sichtbar
das Streben nach völliger Unabhängigkeit hervor; darum unter-
stützten sie die Ausländer. Unser unglückliches Vaterland glich
so einer großen Beute, in welche sich inländische Fürsten mit
ausländischen zu theilen strebten.

Der Herzog Bernhard focht gegen die Kaiserlichen im
Elsaß, in der Absicht, sich selbst zum Herrn dieses Landes zu

machen. Er war in seinem Unternehmen sehr glücklich, schlu die Kaiserlichen bei Rheinfelden und Breisach und belagert diese Festung. Ein österreichisches Heer, das zum Entsatz heranzog, wurde geschlagen, die Stadt selbst am 3. Dezembe 1638*) erobert. Seit dieser Eroberung schwand aber da gute Vernehmen zwischen Richelieu und Bernhard. Jener hat gehofft, der Herzog würde ihm die wichtige Festung Breisach welche der Schlüssel Frankreichs zu Deutschland war, über geben; allein dieser wies alle frembe Anträge und Versprechun gen von sich; denn er hatte vor, sie zu seinem eroberten Elsa zu schlagen. Allein der Tod vereitelte die Plane seiner Ehr sucht. Er starb plötzlich am 18. Juli 1639 zu Neuburg am Rhein, in einem Alter von sechs und dreißig Jahren, vielleicht von den Franzosen vergiftet. Diese nahmen sogleich des verstorbenen Herzoges Heer in ihren Sold und ließen Elsaß für sich besetzen, so daß es jetzt klar genug am Tage lag, was Frankreichs eigentlicher Zweck bei der Unterstützung Bernhard's gewesen war.

Nach so vielen Drangsalen dieses endlosen Krieges wurde die Sehnsucht nach Frieden in Deutschland immer lauter. Der Kaiser berief deshalb im Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg, zunächst, um die deutschen Fürsten zu bewegen, sich von den Ausländern loszusagen und mit gemeinsamen Kräften die übermüthigen Franzosen und Schweden aus dem Reiche zu jagen. Kaum hatte der General Banér diese Absicht des Kaisers erfahren, als er plötzlich, mitten im Winter, mit seinem durch französische Truppen verstärkten Heere nach Regensburg eilte, um den Kaiser nebst allen dort versammelten Fürsten zu überrumpeln. Allein dieser kecke Versuch mißlang. Eben war Thauwetter eingetreten, und die Donau so angeschwollen, daß Banér nicht über das Wasser konnte. Er mußte sich begnügen, die Stadt aus der Ferne zu beschießen. Von Picco-

*) In diesem Jahre erfand Corn. Drebbel in Alkmar den Thermometer oder Wärmemesser.

lomini verfolgt, zog er sich nach Halberstadt zurück, wo er in Folge seines zügellosen Lebens starb (im Mai 1641).

Schlacht bei Breitenfeld (1642). — Nach Banér's Tode kam Torstenson mit Geld und frischen Truppen aus Schweden herüber. Von zartester Kindheit an war er als Edelknabe um Gustav Adolf gewesen, unter welchem er auch das furchtbare Kriegshandwerk erlernt hatte. Obschon er im besten Mannesalter sehr an der Gicht litt, so machte er dennoch die beschwerlichsten Winterfeldzüge mit reißender Schnelligkeit und ertheilte vom Tragsessel oder aus der Sänfte seine Befehle. Von Lüneburg aus zog er durch Brandenburg nach Schlesien, eroberte Großglogau und schlug am 31. Mai 1642 bei Schweidnitz die Kaiserlichen unter dem Herzoge Franz von Sachsen-Lauenburg, der einst General der Schweden war. Dann drangen die Schweden in Mähren ein, eroberten Olmütz und streiften nun keck, das feste Brünn zur Seite lassend, bis tief in Oesterreich; ja sechs Reiter wagten sich bis an die Wiener Donaubrücke; sie wurden aber gefangen und in die Stadt gebracht, wo sie durch ihre sonderbare Tracht, Haltung und Sprache der zusammengelaufenen Menge ein seltsames Schauspiel gewährten. Bei der sichtbaren Gefahr der Kaiserstadt eilte schnell das kaiserliche Heer unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und Piccolomini herbei und drängte die Schweden nach Sachsen zurück. Bei Breitenfeld aber, in der Nähe von Leipzig, auf Gustav Adolf's Siegesfeld über Tilly, gewann Torstenson am 2. November 1642 einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen, rückte in Folge dessen neuerdings nach Mähren und forderte auch den Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rágoczy, auf, ihm die Hand zu bieten und die Pforte zum Bruche zu mahnen. Torstenson's Riesenplan war, gerade auf Wien loszugehen und dem Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt den Frieden vorzuschreiben. Aber dieser Plan ward ihm bald vereitelt.

Die Schweden hatten nämlich einen neuen Feind erhalten an den Dänen, die das Waffenglück ihrer Grenznachbaren schon

längſt mit neidiſchen Augen angeſehen und ſich jetzt mit dem Kaiſer verbündet hatten. Gleich einem Spaziergange machte Torſtenſon den Zug aus Mähren nach Holſtein und Jütland bis an die Oſtſeeküſten und überſchwemmte das ganze Land mit ſeinen Scharen. Dann wandte er ſich zurück gegen den kaiſerlichen Feldherrn Gallas, der ihm gefolgt war, und trieb ihn von der Oſtſee wieder über die Elbe in's böhmiſche Gebirge hinein. Bei Jankow aber, in der Nähe von Tabor, trat ihm ein neues kaiſerliches Heer unter den Generalen Hatzfeld und Götz entgegen. Dort kam es am 6. März 1645 zu einer blutigen Schlacht, die ganz zum Nachtheile der Kaiſerlichen ausfiel. Götz nebſt mehren Befehlshabern wurde erſchlagen, Hatzfeld aber mit einer bedeutenden Heerſäule und allem Geſchütz und Gepäck gefangen. Die Trümmer des Heeres warfen ſich in wilder Flucht nach Prag, das der Kaiſer ſogleich verließ, über Regensburg nach Wien eilend. Der erſte Schrecken übertraf jenen von Tilly's Niederlage bei Leipzig. Prag ward nur gerettet, weil Torſtenſon's ſtolzer Sinn auf Wien ſelbſt gerichtet war. Acht Tage nach der Schlacht ſtand er ſchon an der Donau und bedrohete die Hauptſtadt. Die kaiſerliche Familie, der Staats-Schatz, das Archiv, wurden nach Grätz gebracht. Der Kaiſer aber beſchloß, gleich ſeinem Vater, in Wien das Aeußerſte zu erwarten, und traf die nöthigen Vertheidigungsanſtalten. Torſtenſon hatte darauf gerechnet, der Fürſt von Siebenbürgen werde ſich jetzt mit ihm verbinden; aber dieſer wollte, Torſtenſon ſollte ihm vor allem Ungarn erobern; bis ihm dies nicht genügend verbürgt ſei, werde er ſich nicht von der Stelle bewegen. Der Schwede ward endlich ungeduldig, brach unverſehens von Wien auf und beſchloß, zuerſt den in ſeinem Rücken gelaſſenen Waffenplatz Brünn zu nehmen und dann nach der Donau zurückzukehren. Die Feſtung vertheidigte ſich aber auf das Hartnäckigſte, ſo daß Torſtenſon nach mehren vergeblichen Stürmen mit ungeheurem Verluſte die Belagerung aufheben mußte. Mißmuthig zog er ſich nach Böhmen zurück und legte den Oberbefehl nieder, welchen jetzt Wrangel

übernahm. Dieser vereinigte sich bald mit den Franzosen, welche schon 1645 unter Condé und Turenne die Bayern besiegt hatten, zu einem Einfalle in Bayern.

Unterdessen wurde die Lage des Kaisers immer bedenklicher. Ein Verbündeter nach dem anderen trat vom Kampfplatze ab, zunächst Brandenburg, welches im Jahre 1641 mit den Schweden einen Waffenstillstand schloß. Im Jahre 1645 wurde das hartbedrängte Dänemark zu einem Frieden mit Schweden gezwungen, und nur wenige Wochen später ging auch der Kurfürst von Sachsen, dessen Land ganz verwüstet und verarmt war, einen Waffenstillstand ein. Durch die Noth gedrungen legte selbst der älteste Verbündete des Kaisers, der Kurfürst von Bayern, die Waffen nieder; und der Kaiser stand jetzt allein einem überlegenen Feinde gegenüber. Und doch zagte er nicht. Er selbst stellte sich, da sein Feldherr Gallas eben gestorben war, an die Spitze des Heeres und hemmte die Fortschritte der Schweden. Bald ließ auch der Kurfürst von Bayern seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen, auch der Fürst von Siebenbürgen wurde wieder für den Kaiser gewonnen; und Wrangel mußte sich aus Böhmen nach den Rheingegenden zurückziehen. Dort vereinigte er sich mit dem berühmten französischen General Turenne, und beide zogen unter schrecklichen Verwüstungen durch das unglückliche Bayern, während der schwedische General Königsmark die Kleinseite von Prag durch Verrath und Ueberraschung am 25. Juli 1648 eroberte. Schon war das ganze schwedische Heer im Anzuge, um den noch übrigen Theil der Stadt zu erstürmen; da endlich, nach so vieljährigen, so namenlosen Leiden und Drangsalen, erscholl plötzlich wie eine Stimme vom Himmel der Ruf — Friede! In Prag hatte der unselige Krieg begonnen, in Prag erlosch auch die verheerende Flamme.

38. Der westfälische Friede (1648).

Schon im Jahre 1641 waren die beiden westfälischen Städte Münster und Osnabrück zu den Orten ausersehen,

wo die Gesandten der kriegführenden Mächte den längst ersehnten Frieden unterhandeln sollten; aber erst im Jahre 1642 nahmen die eigentlichen Unterhandlungen ihren Anfang, und zwar mit den Katholiken zu Münster, mit den Protestanten zu Osnabrück. Der päpstliche Nuntius und der Botschafter von Venedig, als Vermittler beider, hatten ihren Sitz in Münster. Der kaiserliche Gesandte, Graf von Trautmannsdorf, leitete vorzüglich die Geschäfte. Bei den einzelnen Unterhandlungen stellten sich unermeßliche Schwierigkeiten ein, indem jeder Theil nur gewinnen, keiner verlieren wollte, und mehr als einmal droheten die Unterhandlungen sich wieder zu zerschlagen. Insbesondere machten die Ausländer, die Franzosen zu Münster und die Schweden zu Osnabrück, übermäßige Forderungen, wie dieses vorauszusehen war. Während die Gesandten unterhandelten und durch gegenseitige Ueberlistungen und Täuschungen aller Art die Verhältnisse auf das Aeußerste verwickelten, fochten die Heere fort, und die Siege und Niederlagen förderten oder hemmten die Unterhandlungeu der Gesandten. Die Unterhandlungen wurden absichtlich in die Länge gezogen, weil die kriegführenden Mächte von einem Tage zum andern hofften, daß das Glück der Waffen sich zu ihrem Vortheile wenden würde, so daß alsdann ihre Gesandten mit größeren Forderungen auftreten könnten. Erst im Jahre 1649 kam durch die Thätigkeit des biederen Grafen von Trautmannsdorf, der überall mit Kraft und Offenheit zu Werke ging, der Friede glücklich zu Stande. Die Hauptpunkte desselben sind folgende:

Die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche, und der Niederlande von Spanien wurden förmlich anerkannt. — Frankreich und Schweden empfingen dafür, daß sie unser großes, schönes Vaterland verwüsten geholfen, eine Belohnung durch deutschen Länderbesitz.

Frankreich erhielt namentlich das schöne Elsaß, soweit es österreichisch war, den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg; auch mußten mehre deutsche Festungen am Rhein

chleift werden, so daß Frankreich nun ein offenes Thor nach utschland bekam. Zudem erhielt es die Bestätigung seiner igen Landeshoheit über die lothringischen Bisthümer Metz, l und Verdun.

Schweden bekam Vorpommern, die Insel Rügen nebst Festung Stettin, die mecklenburgische Stadt Wismar und säkularisirten oder weltlich gemachten Bisthümer Bremen Verden, also alle wichtigeren Punkte an der Ost- und dsee, als Reichslehen und wurde somit Reichsstand. Als iegskosten wurden demselben noch fünf Millionen Thaler zuchert. Bis diese Summe von dem erschöpften Deutschland gebracht war, hielten die Schweden mehre deutsche Festunn besetzt.

Brandenburg erhielt für seine Verluste in Pommern Bisthümer Minden, Halberstadt, Camin und Magdeburg weltliche Fürstenthümer nebst dem östlichen Theile von Hinmmern, welchen Schweden übrig gelassen hatte.

Hessen-Kassel hatte zwar im Laufe des Krieges nichts ren, gleichwohl erhielt es für seine treue Anhänglichkeit an weden die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg, st 600,000 Thalern, welche Münster, Paderborn, Mainz, n und Fulda aufbringen mußten.

Mecklenburg bekam wegen des abgetretenen Wismar die eltliche Fürstenthümer verwandelten Bisthümer Schwerin Ratzeburg.

Bayern behielt die Oberpfalz nebst der Kurwürde; den gen Theil der Pfalz aber, die Unter- oder Rheinpfalz, er der Sohn des geächteten Friedrich V. zurück nebst der errichteten achten Kurfürstenstelle.

Den sämmtlichen deutschen Fürsten wurde die längst geübte ndeshoheit nun auch gesetzmäßig zugesprochen, wohin auch s Recht gehörte, Bündnisse unter sich und mit auswärtigen chten zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich.

In Hinsicht der Religionsangelegenheiten wurden den L
therischen und Reformirten gleiche Rechte mit den Katholik
eingeräumt, und zugleich festgesetzt, daß sie alle Kirchen u
Kirchengüter behalten sollten, die sie seit dem Jahre 1624 i
saßen. Dieses Jahr bekam deshalb den Namen Norma
oder Bestimmungsjahr. Somit war das frühere Restitution
edict hiermit stillschweigend von selbst aufgehoben. Das Reich
kammergericht sollte zu gleichen Theilen von Katholiken u
Protestanten besetzt werden.

Der Friede mit Schweden zu Osnabrück wurde am 8. Augu
mit Frankreich zu Münster am 17. September geschlossen, be
Friedensschlüsse aber erst am 24. Oktober 1648 bekannt gemac
Das Schmählichste für uns Deutsche war, daß die Ausländ
Schweden und Franzosen, auch noch die Gewährleistung unse
Reichsverfassung und der Friedensbedingungen übernahmen u
dadurch Gelegenheit behielten, sich auch ferner in die deutsch
Angelegenheiten einzumischen.

So endete dieser Krieg, der unglücklichste, den Deutschla
je geführt hat. Nach dreißig Jahren voll Schlachten, Bran
Mord und Seuchen bot unser sonst so blühendes Vaterla
einen erschütternden Anblick dar. Tausende von Flecken, Dö
fern und Städten lagen wieder in Schutt und Asche, und h
mathslos irrten die unglücklichen Bewohner umher. In Bö
men und Mähren allein waren außer vielen Städten und Flec
über tausend Dörfer also verschwunden, daß man die Stä
vieler gar nicht mehr zu bezeichnen weiß. Ganze Gegend
einst Sitze des regsten und fröhlichsten Lebens, waren in e
schaurige menschenleere Wüste verwandelt. Felder lagen un
gebaut, Handel und Gewerbe stockten, Bildungsanstalten
wilderten, oder hörten ganz auf, da sie aller Pflege entbehr
die einzig auf die Ausrüstung der Heere verwandt wurde.
gegen vermehrten sich in den wüst gewordenen Gegenden
wilden Thiere und drangen sogar bis in die Städte. Fast
lfte der Einwohner Deutschlands war untergegangen; p

rtige Krankheiten, Hungersnoth und Verzweiflung wütheten nter denen, welche dem Rachefchwerte der Feinde entronnen aren. Dazu hatte die ungeheure Noth und der ſtete Anblick es allgemeinen Jammers die Herzen der Menſchen gar ſehr erwildert. Nirgends war Sicherheit, überall wimmelte es von äubern und Mordgeſindel. Es gab nunmehr ganze Haufen ienſtlos gewordener Krieger, welche nicht wieder das Schwert it dem Pfluge vertauſchen mochten. Und was ließ ſich von er während des Krieges in Druck und Elend, in beſtändiger ngſt und Noth wild aufgewachſenen Jugend erwarten, die des riedens ſchöne Segnungen nicht kannte.

Von ſo vielen Gräueln konnte ſich unſer unglückliches Va- rland nur allmälig erholen; und bloß dem Biederſinne des utſchen Volkes und ſeiner Fürſten iſt es zuzuſchreiben, daß ſich ſchneller erholte, als man hätte erwarten ſollen.

9. England unter Jakob I. und Karl I. — Hinrichtung Karl's I. — England eine Republik unter Olivier Cromwell.

Jakob I. (1603—1625). — Während Deutſchland der Schauplatz ſo blutiger Kriege war, hatten ſich auch, in Folge er Reformation, alle Schrecken des Bürgerkrieges und der ge- zloſen Willkür über England gelagert, und es wurden Gräuel erübt, vor denen das menſchliche Herz zurückbebt. Hier waren reits die Katholiken die unterdrückte Partei. Als aber der ottiſche König Jakob VI., der Sohn der Maria Stuart, als akob I. auch den Thron von England beſtieg*); da gaben e ſich der frohen Hoffnung hin, er würde ihnen, zum Lohne lles deſſen, was ſie für das Haus Stuart und insbeſondere r ſeine unglückliche Mutter gethan und gelitten hatten, freie usübung ihrer Religion geſtatten. Und in der That zeigte ſich er König, obgleich er ſich zur neuen Kirche bekannte, den Bit- en der Katholiken nicht abgeneigt. Allein ſelbſt die kleinſten

*) Siehe Seite 95.

Vergünstigungen, die er ihnen gestattete, erregten schon Eifersucht und den Unwillen der Reformirten. Bald war der Gegenstand des Hasses beider Parteien: der Katholik weil er ihnen weniger gewährte, als sie gehofft hatten, u selbst das Wenige ihnen in der Folge wieder entzog; der R formirten, weil sie ihn, wenn auch nicht für einen gehein Anhänger der Katholiken, doch für deren Begünstiger hielt Wohin aber ein irregeleiteter Religionseifer führen kann, ze ein gräßlicher Vorfall unter Jakob's Regierung, die sogenan Pulver-Verschwörung.

Die Pulver-Verschwörung (1605). — Robe Catesby, aus einer reichen katholischen Familie Englands, u zur reformirten Kirche übergetreten, hatte aber einige Ja später diese wieder verlassen und war zur katholischen zurü gekehrt. Seit dem Augenblicke glühete er vor Eifer, sich u seine Glaubensbrüder von dem eisernen Joche zu befreien, un welchem sie seufzeten. Mit elf wüthenden Glaubensgenoss verband er sich zu dem gräßlichen Plane, das Parlaments bäude während der Versammlung durch Pulver in die Luft sprengen und so den König, die Lords und die Gemeinen, d Urheber und Vollstrecker der harten Strafgesetze gegen die en lischen Katholiken, unter den Trümmern des Gebäudes zu b graben, in welchem jene Gesetze ersonnen und erlassen word waren. Zu dem Ende wurde der gewölbte Keller unter de Parlamentsgebäude gemiethet, unter dem Dunkel der Na mehre Fässer Pulver hineingebracht, sorgfältig verdeckt, und d 5. November 1605 zur Ausführung des Mordplanes festgese Mit Sehnsucht erwarteten die Verschworenen den Tag, wo d Mitglieder des Parlamentes diesen zu ihrem Verderben bereit ten Vulkan betreten würden.

Freeham aber, einer der Mitverschworenen, wünschte seine Schwager, den Lord Mounteagle, von diesem Verderben z retten. Er schickte ihm deshalb einige Tage vor Eröffnun des Parlamentes heimlich einen Brief ohne Namensunterschri

und warnte ihn, am 5. November nicht im Parlamente zu erscheinen: „weil es einen fürchterlichen Schlag erhalten und doch nicht sehen würde, woher er käme.“ Dieser aber machte sogleich dem Könige hiervon Anzeige. Die Vermuthung ging auf eine Pulverentzündung. Der Keller wurde nun untersucht, und das Pulver entdeckt. In einem Winkel hinter der Thüre fand man auch eine Blendlaterne mit einem brennenden Lichte. Eben jetzt, es war der 5. November, gerade der zur Explosion bestimmte Tag, kam Fawkes, einer der Verschworenen, mit Reisekleidern angethan, und öffnete die Thür des Gewölbes. Er wurde sogleich ergriffen; in seinen Taschen fand man drei Lunten. Man spannte ihn auf die Folter, um seine Mitschuldigen zu erfahren. Anfangs wollte er nicht bekennen. Er gestand bloß, daß seine Absicht gewesen sei, das Parlament zu vernichten, weil nur hierdurch der Religionsverfolgung ein Ende zu machen sei; ob er aber Theilnehmer habe oder nicht, werde man nie von ihm erfahren. Sobald er aber hörte, seine Mitschuldigen hätten die Flucht ergriffen und sich somit selbst verrathen, trug er kein Bedenken mehr, sie anzugeben. Diese waren nämlich, sobald sie von seiner Verhaftung gehört hatten, nach Warwickshire geflüchtet. Dort in einem Hause verschanzten sie sich mit ihren Knechten, achtzig an der Zahl. Während sie sich zum Kampfe auf Leben und Tod rüsteten, fiel zufällig ein Funke in's Pulver, und wie durch ein Strafgericht Gottes wurde der Urheber Catesby und einige der Mitverschworenen stark verbrannt; die Mehrzahl ihrer Leute benutzte die Verwirrung, um zu entfliehen. Eine Stunde nachher ward das Haus umringt. Die meisten fielen mit den Waffen in der Hand, die übrigen wurden gefangen und erlitten den verdienten Tod durch Henkers Hand.

Obschon man vermuthet hatte, daß sehr viele Katholiken in diesen Mordplan verwickelt seien, und deshalb die strengste Untersuchung eingeleitet wurde, so ergab sich doch nichts, was diesen Verdacht bestätigt hätte. Ja, man brachte sogar in Erfahrung, daß alle Katholiken, welche von den Flüchtlingen unter-

wegs um Hülfe waren angesprochen worden, diesen, voll Unwillen über das gräßliche Vorhaben, die Thüren geschlossen hatten.

Nach dieser Pulver-Verschwörung regierte Jakob noch zwanzig Jahre. Er war nicht der Mann, der das Ruder des Staates in so stürmischer Zeit zu führen vermochte. Seine Vernachlässigung der Geschäfte und sein Hang nach Zerstreuungen erregten Vorstellungen und Klagen von allen Seiten. Unter einem so schwachen Regenten war es dem Parlamente leicht, die königliche Macht immer mehr zu schmälern und seine eigene zu erweitern. Er starb im Jahre 1625, und ihm folgte sein Sohn

Karl I. (1625—1649). — Mit der Krone des Vaters ging auch der Haß des Volkes auf ihn über. Gleich beim Antritte seiner Regierung sah er sich in einen gefährlichen Streit verwickelt mit dem Parlament, das ihm die geforderten Steuern verweigerte. Seitdem war seine ganze Regierung fast ein ununterbrochener Kampf gegen dasselbe. Sein nunmehriges Streben nach völliger Freiheit und Unabhängigkeit der königlichen Macht rief den Gegenkampf des Parlamentes hervor. Anfangs trat dieses nur zur Wahrung seiner verfassungsmäßigen Rechte gegen manche ungerechte Uebergriffe der königlichen Gewalt in die Schranken; im Fortgange des Streites aber griff es bald selbst ein Recht der Krone nach dem andern an und ruhete nicht eher, als bis endlich über den Trümmern des Königthums eine Republik sich erhob. Auch Karl war nicht der Mann, der in den politischen und religiösen Stürmen der Zeit sich zu behaupten wußte. Zweimal nach einander, 1625 und 1626, löfete er das Parlament auf, welches ihm die nöthige Geldunterstützung nicht bewilligen wollte.

Bald zwang ihn die Noth, ein drittes Parlament zu berufen, damit ihm dieses die nöthigen Geldmittel zum Kriege gegen Frankreich und Spanien bewillige. Dennoch konnte weder die Bewilligung der sogenannten „Bitte um Recht", welche gegen willkürliche Besteuerung und Verhaftung gerichtet war, noch die plötzliche Ermordung des Minister-Günstlings Buckingham, der für den Haupturheber aller Leiden des Vol-

es galt, den Streit mit dem Parlamente schlichten. Da hob Karl auch dieses auf (1628) und herrschte fortan elf Jahre lang ohne Parlament, also unumschränkt. Die Leitung der Staatssachen übertrug er dem Grafen Strafford, die der Kirchensachen dem Erzbischofe von Canterbury, Laud. Doch blieb England während dieser Zeit im Ganzen ruhig, obgleich er nach dem Friedensschlusse mit Frankreich und Spanien im ganzen Reiche ein Schiffsgeld, angeblich zur Erbauung einer Kriegsflotte, willkürlich erhob.

Aufruhr in Schottland (1636). — Als er aber in dem puritanischen Schottland, wo er nicht die kirchliche Obergewalt hatte, die prunkvolle englische Liturgie (Gottesdienst) einführen wollte, um durch Vereinigung der beiden Kirchen auch eine engere Verbindung beider Nationen zu bewerkstelligen, gerieth das ganze Land in Aufruhr. Sofort traten die Schotten unter Waffen und schlossen einen Verein, den Covenant, zur Erhaltung und Vertheidigung ihrer kirchlichen und bürgerlichen Freiheit gegen jede äußere Gewalt. Der König rüstete dagegen und hoffte, die Engländer würden ihn jetzt wohl kräftig unterstützen. Allein auch diese Hoffnung täuschte ihn. Männer von Ansehen billigten sogar das Verfahren der Schotten. Unter solchen Umständen hielt es der König für besser, nachzugeben, und schloß einen Waffenstillstand, vielleicht mit dem Vorsatze, in der Folge das zu widerrufen, was die Noth jetzt zu bewilligen zwang.

Es konnte den Schotten nicht verborgen bleiben, daß diese Nachgiebigkeit des Königes nur eine Folge seiner Schwäche und Zaghaftigkeit sei; sie erneuerten deshalb den Krieg mit noch größerer Macht. Karl, dessen Hülfsquellen erschöpft waren, entschloß sich (1640) zur Berufung eines neuen Parlamentes. Dasselbe verfuhr aber ganz im Sinne der früheren; statt sich auf die verlangte Geldunterstützung einzulassen, wiederholte es gleich zu Anfange die neuen Beschwerden. Und als der König in seinem Unmuthe auch dieses auflöste, brachen die

Schotten sogar in England ein und zwangen den aller Hü
entblößten und durch die steigende Bedrängniß kleinmüthig g
wordenen Monarchen zur Versammlung eines neuen fünft
Parlamentes, unter dessen Vermittelung ihre Sache ausgeglich
werden sollte.

Das lange Parlament. — Dieses Parlament, welch
acht Jahre, von 1640 bis 1648, zusammen blieb und desh
den Namen des langen Parlamentes erhielt, war höc
stürmisch und hatte nichts Geringeres im Sinne, als des Kön
ges kostbarste Vorrechte zu vernichten und eine völlige Umwä
zung herbeizuführen. Sofort erhob es eine Reihe von Beschwe
den gegen den König und seine Minister. Der edele Gr
Strafford wurde als Hochverräther angeklagt und verurtheil
Vergebens erklärte der König, daß er seinen Minister wohl en
lassen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erklären
könne, und daß er nie wider sein Gewissen handeln werde; die
Wuth der aufgereizten Volksmenge, welche das Parlamentsge-
bäude umgab, zwang ihn, das Todesurtheil zu unterschreiben,
und Strafford wurde hingerichtet. Auch der Erzbischof Laud
ward eingekerkert, später hingerichtet; mehre andere Minister
retteten sich durch die Flucht. Hatte der König früher durch
Verletzung der Volksrechte gegründeten Anlaß zu Klagen gege-
ben, so machte sich jetzt das Parlament einer groben Verletzung
der Königsrechte schuldig. Es riß die ganze Regierungsgewalt
an sich und erklärte sich als vom Volke ausgehend und unauf-
lösbar. So war der König ganz in den Händen seiner Feinde,
die alle drei Reiche, England, Schottland und Irland, in
Flammen setzten.

Aufstand in Irland. — Seitdem schwoll furchtbar der
Strom der Revolution. Unglück nicht minder als der Feinde
Wuth verfolgten den bedrängten König. In dem katholischen
Irland war eben eine gräßliche Meuterei ausgebrochen. Die
...geborenen hatten sich gegen die ihnen von England aufge-

drungenen Koloniſten erhoben, wie gegen Räuber die Waffen ergriffen und eine große Menge erſchlagen. Entſetzen ging durch das ganze Reich. Dieſe Meuterei wurde vom Parlamente liſtig benutzt, um den Haß gegen den König noch zu vermehren. Er allein wurde für den Urheber der Schreckensthat ausgegeben, die er doch ſelbſt verabſcheute und beweinte. Als er von einer nach Schottland gemachten Reiſe zurückkehrte, übergab ihm das Parlament eine mit den bitterſten Vorwürfen und Schmähungen abgefaßte Beſchwerdeſchrift (Staatsremonſtration) und verbreitete ſie gefliſſentlich unter das Volk zur Vermehrung des bereits furchtbaren Brandes. Die Biſchöfe wurden, da ſie ihn vertheidigten, vom Oberhauſe ausgeſchloſſen. Man erfrechte ſich ſogar, auch die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Mit unerhörter Verwegenheit entzog das Parlament dem Könige ein Recht nach dem andern und ſuchte am Ende auch das Kriegesheer ſeinem Befehle zu entreißen. Er ſchickte einen Abgeordneten an das Parlament, um fünf der verwegenſten Schreier des Hochverraths anzuklagen und ihre Auslieferung zu fordern. Das Unterhaus aber, in welchem gerade die wüthendſten Feinde des Königs ſaßen, gab zur Antwort: „es ſei dies ein Gegenſtand, welcher ernſtliche Ueberlegung erheiſche, doch ſollten die angeklagten Perſonen erſcheinen, um jeder geſetzmäßigen Beſchuldigung Rede zu ſtehen.“ Doch ſtatt zu erſcheinen, machten ſich dieſe ebenſo heimlich als ſchnell davon. Am folgenden Tage begab ſich der König ſelbſt, begleitet von ſeiner Garde und einer Anzahl Offiziere, nach dem Hauſe der Gemeinen. Er ließ ſein Gefolge vor der Thür warten und trat in das Haus. Nachdem er zu ſeinem Sitze gekommen war, blickte er um ſich her, und da er diejenigen nicht ſah, die er ſuchte, ſprach er mit würdevollem Ernſte zu der Verſammlung: „ſeine Abſicht ſei nicht, eine Gewaltthätigkeit zu begehen, ſondern in gerichtlicher Form gegen die Angeklagten zu verfahren; wie aber die Sache ſtehe, gewärtige er von der Treue des Hauſes, daß man ſie ihm zuſchicken werde, ſonſt werde er zu anderen Mitteln greifen.“ Man hörte ihn ſchwei-

gend an, und als er sich entfernte, erhob sich ein deutliches Gezische und Gemurmel.

Gefangennehmung des Königes (1645). — Dieser unbesonnene, unzeitige Schritt vollendete die Herabwürdigung des unglücklichen Monarchen. Seine Freunde riethen ihm, London zu verlassen und sich nach den nördlichen Provinzen zu begeben, wo er noch viele Anhänger hatte. Er that es und fand in York die günstigste Aufnahme. Viele sammelten sich um ihn und boten ihm ihre Dienste an. Sein niedergeschlagener Muth wurde wieder belebt. Er erklärte das Parlament und alle Anhänger desselben für Verräther und rüstete sich, um sie mit dem Schwerte zum Gehorsam zurückzuführen. Unterdessen hatte auch das Parlament ein Heer gerüstet, und so kam es zu einem traurigen Bürgerkriege, in welchem drei Jahre lang die Sache des Königs siegte, bis die Schlacht bei Naseby im Jahre 1645 sie völlig zu Boden stürzte. In dieser hoffnungslosen Lage faßte der unglückliche König den Entschluß, sich in die Arme der Schotten zu werfen, denen er zutrauete, daß sie noch einige Liebe zu dem alten Blute ihrer Könige haben würden. Vergebens! Da er auf ihre Forderung, alle Artikel des Covenants zu beschwören, nicht eingehen konnte, so lieferten sie ihren Erbfürsten gegen Zahlung rückständiger Hülfsgelder an seinen Todfeind, an das englische Parlament, aus. Er ward in ein festes Schloß gebracht, und seine wenigen Anhänger leicht unterworfen. Obgleich der vieljährige Bürgerkrieg nunmehr ein Ende hatte, so ging das Parlamentsheer doch nicht auseinander; ja es vergalt bald dem Parlamente selbst im reichen Maße, was dieses an dem Könige verschuldet hatte.

Oliver Cromwell. — Einer der ersten Anführer des Parlamentsheeres war Oliver Cromwell, ein glücklicher Abenteurer, der bald die Augen von ganz Europa auf sich zog Er stammte aus einer adeligen Familie des Fleckens Hunting- Merkwürdige Schicksale schwebten schon über seiner ersten Als er noch Kind war, hatte ihn ein großer Affe

aus der Wiege genommen und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, hoch auf das Dach gestiegen. Späterhin wurde der kleine Waghals von einem Pfarrer aus dem Wasser gezogen. Er besaß außerordentliche Anlagen, nur sein wilder, unruhiger Sinn, der sich an keine äußere Ordnung binden konnte, hinderte ihre Entwickelung. Allmälig aber ging bei ihm eine große Sinnesänderung vor. Die damals herrschenden Religionsneuerungen regten mächtig sein ohnehin feuriges Gemüth auf. Von nun an entsagte er den Fehlern und Thorheiten seiner Jugend. Er las fleißig theologische und militärische Schriften, von dem dunkeln Vorgefühle einer großen Bestimmung geleitet. In seinen religiösen Ansichten schloß er sich an die damals herrschende Sekte der Puritaner, aus welcher später eine neue, die der Independenten, hervorging, deren Seele Cromwell wurde. Diese hielten jede Oberherrschaft im Geistlichen wie im Weltlichen für unerlaubt und lehrten, der Mensch sei geboren, frei zu denken und zu handeln. Von dieser Sekte, die ihre schwärmerischen Grundsätze überall zu verbreiten suchte, ging später der Umsturz des Königthumes aus.

Obschon Cromwell häßlich von Gestalt und von äußerst groben, bäurischen Sitten war, so besaß er doch viele Stärke des Charakters und einen großen Unternehmungsgeist, wodurch er bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war es, der an der Spitze des Parlamentheeres die Truppen zum Siege begeisterte und die Königlichen überall aus dem Felde schlug. Durch ein ihm ganz ergebenes Heer vermochte er Alles. Anfangs schien er sich des unglücklichen Königes anzunehmen und für seine Wiedereinsetzung zu stimmen; sei es, daß dieses wirklich seine Absicht war, oder daß er nur diesen Schein annahm, um die Volksgesinnung zu erforschen und hiernach seine eigenen Maßregeln zu ergreifen. Allein die schwärmerische Sekte der Independenten, die schon nach dem Blute ihres Königes lechzete, forderte mit Ungestüm die Abschaffung des Königthums und die Anordnung einer republikanischen Regierung. Seit der Zeit war auch Cromwell's Plan entschieden.

Der König, welcher unter der Gewalt solcher Menschen sich seines Lebens nicht mehr sicher hielt, entfloh nach der Insel Whigt und suchte Schutz bei dem Befehlshaber derselben. Dieser aber war ein eifriger Anhänger Cromwell's und lieferte ihn an denselben aus. Er wurde nun in noch engeren Gewahrsam gebracht und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Da aber erwachte wieder der Schotten Liebe zu ihrem alten Königshause. Sie sahen, daß die Independenten es nur darauf abgesehen hatten, den Königsthron umzustürzen und dann über alle drei Reiche selbst zu herrschen. Sie ergriffen deshalb für die Befreiung ihres Königes die Waffen; mit ihnen verbanden sich die treuen Walliser. Aber Cromwell war schon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können. Er zog gegen sie, schlug sie in mehren Schlachten und trieb sie in ihr Land zurück. Dann rückte er rasch in London ein, ließ das Parlamentshaus mit Soldaten umzingeln und über zweihundert der versammelten Mitglieder theils festsetzen, theils zurückweisen. Die Uebrigen, etwa sechzig an der Zahl, lauter wüthende Independenten und blinde Befolger seines Willens, wurden fortan hineingelassen. So war denn für den König die letzte Hoffnung zur Rettung verschwunden. Unverzüglich wurde ihm der Prozeß gemacht. Sie klagten ihn an: „er habe bei seiner Thronbesteigung sich eidlich verpflichtet, die Freiheiten seiner Unterthanen zu schützen, und indem er diesen Eid gebrochen, habe er dem Volke seine Huldigung zurückgegeben. Er habe die Entscheidung des Streites dem Gott der Schlachten anheimgestellt, und dieser habe gegen ihn entschieden. Deshalb sei er verantwortlich für das vergossene Blut, und den Vertretern des Volkes liege es ob, ihn des Verbrechens wegen vor Gericht zu ziehen und mit allgemeiner Einwilligung eine Republik zu gründen, damit in der Zukunft ähnliches Unheil verhütet und für die Rechte eines Jeden gesorgt werde." Sofort faßten sie den Beschluß, einen Gerichtshof zu errichten, um über den Verräther Karl Stuart — nicht anders nannten sie ihn — Recht zu sprechen. Das Oberhaus verwarf einstimmig einen so verab-

heuungswerthen Beschluß; dennoch trug die Bosheit der Independenten den Sieg davon. Cromwell spielte seine Heuchlerrolle fort. Er stellte sich höchst verwundert über Gottes merkwürdige Fügungen. Nie, versicherte er, habe er vorher gedacht, daß es noch so weit mit dem Könige kommen würde. Noch neulich habe er Fürbitte für seine Wiedereinsetzung einlegen wollen; die Zunge sei ihm aber am Gaumen kleben geblieben, woraus denn klar erhelle, daß Gott ihn verworfen habe.

Der Gerichtshof, der sich anmaßte, über den König zu richten, sollte aus hundert und drei und dreißig Richtern bestehen; es fanden sich aber nur etwa siebenzig ein. Ruhig und fest trat der König in die Versammlung, die seinen Untergang schon beschlossen hatte. Anfangs weigerte er sich, die Befugniß, ihn zu richten, anzuerkennen, jedoch nachher willigte er ein und vertheidigte sich mit Würde und Festigkeit. Nur dreimal wurde er vorgefordert. Es wurden Zeugen vernommen, die aussagten, daß er Krieg mit seinem Parlamente geführt habe, — was schon Jeder wußte! und nun wurde er ohne Weiteres als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind der guten Leute zum Tode verurtheilt. Der König nahm schweigend die bittersten Kränkungen hin. Zuweilen verzog sich sein Gesicht zu einem verächtlichen Lächeln; zuweilen blickte er gen Himmel, als appellire er von der Bosheit der Menschen an die Gerechtigkeit des Allmächtigen. Er wollte noch einmal sprechen; aber der Vorsteher der Versammlung befahl, ihn wegzuführen, und die Wachen ergriffen ihn und führten ihn hinaus. Während der Verhandlungen war eine starke Anzahl Truppen unter Waffen gehalten worden, um jede dem Könige günstige Aeußerung der öffentlichen Meinung zu unterdrücken.

Hinrichtung des Königes (1649). — Der 30. Januar 1649 war der Tag seiner Hinrichtung. Die vielfachen Trübsale hatten sein Herz geläutert. Erfahrung hatte ihn ge-

lehrt, sich in die Heimsuchungen Gottes zu ergeben, und d
Tröstungen der Religion gewährten ihm Labung und Stär
zu dem letzten Gange des Lebens. Sein Freund, der Bischo
Juxon, begleitete ihn. Er wurde durch die lange Gallerie se
nes Schlosses, auf der zu beiden Seiten Soldaten standen, nac
der in die Mauer eingebrochenen Oeffnung geführt, durch di
er auf das Blutgerüst trat. Dieses war schwarz behangen
an dem jenseitigen Ende sah man die beiden verlarvten Scharf
richter, den Block und das Beil, ringsum mehre Regimente
zu Roß und zu Fuß unter Waffen, und so weit das Aug
reichte, wogte eine dichte, unzählige Volksmenge. Auch Crom
well war unter den Zuschauern. Er befand sich am Fenste
eines gegenüber gelegenen Hauses, auf ein seidenes Polster ge
stützt. Ruhig und unerschüttert stand der König mitten unte
den Schrecknissen des nahen Todes. In seinen Zügen lag de
heitere Muth, in seiner Haltung die würdevolle Ruhe, die sein
königliche Großmutter Maria in der Halle von Fortheringha
gezeigt hatte. Er wünschte zu dem Volke zu sprechen, aber di
Schwerter der Soldaten hielten dasselbe zurück. Er konnte des-
halb seine Worte nur an die Wenigen richten, die mit ihm auf
dem Blutgerüste standen: „Er sterbe unschuldig an seinem Volke;
das Parlament habe zuerst die Rechte der Krone verletzt, in-
dem es den Befehl über das Heer gefordert. Aber er habe
Allen vergeben, selbst denen, die ihn in den Tod geschickt, und
er bitte Gott, er möge es nicht an ihnen heimsuchen, daß er
der Märtyrer des Volkes sei.“ Als er nun den Kopf auf den
Block legen wollte, sagte der Bischof: „Sire, jetzt bleibt nur noch
ein Schritt übrig, er ist beschwerlich und schmerzlich, aber kurz; er
entrückt Sie von der Erde in den Himmel, Sie vertauschen eine
irdische gegen eine ewige Krone.“ „Ja, ich weiß es,“ antwor-
tete Karl, „ich gehe von einer vergänglichen zu einer unver-
gänglichen Krone über, dahin, wo kein Kummer mehr wohnt.“
Dann beugte er seinen Nacken auf den Block und streckte nach
kurzer Pause zum Signale die Hände aus. In demselben Au-
genblicke fiel das Beil, das Haupt rollte hin, und ein tiefe

öhnen entwand sich der zuschauenden Menge. Ganz Europa auderte ob der gräuelvollen That.

England eine Republik (1649—1660). — Nach der richtung des Königes setzte Cromwell im Parlamente zwei träge durch, gemäß welchen nicht nur das Königthum, son- n auch das Oberhaus abgeschafft wurde. So war denn Eng- d jetzt eine Republik, und das neue Parlament bekam den men Rumpf-Parlament, weil es nach Aufhebung des berhauses nur ein Rumpf ohne Haupt war. In Irland d Schottland aber, wo die Herrschaft der Independenten, ren Oberhaupt Cromwell war, allgemein verabscheut wurde, ach eine große Empörung aus. Dort wie hier wurde Karl II., s enthaupteten Königes Sohn, als König ausgerufen. Crom- ell zog zuerst gegen Irland, erfocht Sieg auf Sieg und machte s unglückliche Land fast zu einer Einöde. Dann führte er nen gleichen Vertilgungskrieg gegen Schottland. Der neue König urde überall geschlagen und rettete sich zuletzt durch die Flucht ach Frankreich. Auch Schottland mußte sich endlich vor dem ewaltigen Sieger beugen und wurde mit England vereinigt. ann kehrte Cromwell nach London zurück und ward als Be- eier des Vaterlandes mit Jubel empfangen.

Cromwell Protector. — Unterdessen hatte sich das umpf-Parlament allgemein verhaßt gemacht. Diese Stimmung es Volkes benutzte Cromwell zur Vergrößerung seiner eigenen lacht. Am 20. April 1653 begab er sich an der Spitze von reihundert Soldaten in's Parlament, trieb alle Mitglieder esselben hinaus und berief ein neues, welches nur aus „Hei- igen", d. i. religiösen Schwärmern, bestand, die ihm ergeben aren. Cromwell eröffnete das Parlament mit einer Rede, in elcher er sagte: „Durch die Gnade Gottes sei der Tag gekommen, n welchem die Heiligen anfangen würden, auf der Erde zu egieren." Allein schon nach fünf Monaten löfete sich jene zur legierung ganz unfähige Versammlung auf, und man übertrug hm allein die höchste Gewalt unter dem Titel eines Protec-

tors (Schutzherrn). Mit Würde und Festigkeit benahm er
auf diesem neuen Posten. Er arbeitete unablässig an der
neren Wohlfahrt des Landes und erhob in kurzer Zeit E
lands Seemacht zu einer der größten und furchtbarsten
ganz Europa. Von ihm ward schon im Jahre 1651 die
rühmte Navigations- oder Schifffahrtsacte erlas
welche den fremden Nationen nur die Einfuhr selbst erzeug
Producte auf eigenen Schiffen nach England gestattete und
mit den Holländern ihren wichtigsten Zwischenhandel vernicht
Und als es hierüber zum Kriege kam, war er es wieder,
cher die so mächtigen Holländer, die damals an Martin
Cornelius Tromp, Vater und Sohn, und an Ruyter die a
gezeichnetsten Seehelden hatten, zu einem Frieden zwang, ge
welchem die holländischen Schiffe vor den britischen die Flag
streichen mußten. Auch im Kriege gegen Spanien siegte die e
lische Flotte und eroberte Jamaica und Dünkirchen. Ueber
wurde Cromwell's Name mit Ruhm genannt. In Engla
bot das neue Parlament dem gefeierten Helden sogar den
nigstitel an, den er aber ablehnte, vielleicht aus Furcht
Cäsar's Schicksal.

Jedoch alle äußere Macht und aller äußerer Glanz könn
nicht glücklich machen, wenn der innere Friede fehlt. Der Ve
rath an seinem Könige lag schwer auf seiner Seele und quäl
ihn mit steigernder Angst. Ueberall glaubte er sich von Mö
dern umlauert, deren Dolche ihm die angemaßte Herrsch
wieder entreißen wollten; mit argwöhnischem Blicke prüfte
jeden Anwesenden. Er fuhr nie ohne Wache aus und keh
nicht leicht auf demselben Wege zurück, den er gekommen wa
Unter seiner Kleidung trug er einen Panzer und schlief selte
zwei Nächte nach einander in demselben Zimmer, damit Kein
wisse, wo er sich befinde. Von einem so sorgenvollen Leben b
freiete ihn endlich der Tod an seinem Geburtstage, der ihm stet
ein Glückstag gewesen, am 3. September 1658, in einem Alt
von neun und fünfzig Jahren.

40. Wiederherstellung der Königswürde unter Karl II. Jakob II. Wilhelm III.

Karl II. (1660—1685). — Jetzt wurde Cromwell's Sohne, Richard, die Protectorwürde übertragen; doch schon nach 8 Monaten legte dieser kraftlose, den Lüsten des Lebens ergebene Mann die glänzende Bürde nieder und entwich mit seinem Bruder nach Frankreich. Von nun an herrschte völlige Anarchie oder gesetzlose Willkür. Der bessere Theil der Nation sehnte sich, der vielen Gräuel müde, nach der Wiederherstellung der königlichen Regierung. Da eilte der Statthalter von Schottland, der General Monk, an der Spitze seines getreuen Heeres herbei, jagte das Rumpf-Parlament aus einander und errichtete aus gemäßigten, königlich gesinnten Mitgliedern ein neues Parlament mit zwei Kammern. Auf den Beschluß desselben wurde der nach Frankreich geflüchtete Sohn des gemordeten Königes als **Karl II.** zum Könige ernannt und am 29. Mai 1660 mit außerordentlichem Jubel in London eingeholt. Ihm wurde vom Parlamente ein gewisses Einkommen (Civilliste) festgesetzt. Aber auch er täuschte die Hoffnung, die man in ihn gesetzt hatte. Sein willkürliches Verfahren und die Strenge, womit er regierte, empörte die Nation, welche alle durch Blut und Thränen so theuer erkauften Früchte der Revolution wieder untergehen sah. Der König folgte einzig den Eingebungen von fünf Männern, **Clifford**, **Ashley**, **Buckingham**, **Arlington** und **Lauderdale**, deren Ministerium — **Cabal** von den Anfangsbuchstaben ihrer Namen genannt — großes Mißvergnügen erregte. Dazu fürchtete man, es möchte die katholische Religion, zu welcher sein Bruder Jakob, der künftige Thronerbe, öffentlich übertrat, wieder die Oberhand gewinnen. Karl II. hatte den Katholiken, welche ihm und seinem Vater so wichtige Dienste geleistet hatten, gern Duldung gewährt, allein das Parlament forderte ihn wiederholt zur Vollstreckung der Strafgesetze auf, und der Haß des Volkes war bis zur Wuth gesteigert. Da erließ das Parlament im Jahre 1673 die sogenannte **Test-Acte**.

Hiernach mußte Jeder, der in ein bürgerliches oder militärisches Amt trat, einen „Supremateid" leisten, der ihn verpflichtete, den König als einziges höchstes Oberhaupt in geistlichen und weltlichen Dingen anzuerkennen. Die Katholiken blieben demnach von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Den willkürlichen Verhaftungen setzte es die Habeas-Corpus-Acte (1679) entgegen, nach welcher jeder verhaftete Brite binnen vier und zwanzig Stunden verhört und gegen Stellung eines Bürgen freigelassen werden muß, wenn der Anklagepunkt kein Hauptverbrechen betrifft. Bald bildeten sich im Reiche zwei Parteien, die Hof- und die Volkspartei. Die erstere bekam in der Folge den Namen Tories, die andere Whigs.

Jakob II. (1685—1688). — Karl starb im Jahre 1675 und hatte seinen katholisch gewordenen Bruder Jakob II. zum Nachfolger, der bis zum Jahre 1688 regierte. Dieser hob die Test-Acte wieder auf und suchte seine Religionsverwandten in gleiche Rechte mit den Protestanten zu setzen. Da rief die Partei der Whigs den Schwiegersohn des Königes, den Statthalter der Niederlande, Wilhelm III., zum Schutze der Protestanten herbei. Dieser erschien 1688 an der Spitze eines niederländischen Heeres, an welches sich die englischen Truppen anschlossen. Der König entfloh nach Frankreich. Da erklärten die Engländer und Schotten ihren Thron für erledigt und erhoben den Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin Maria auf denselben. Das katholische Irland aber wurde durch die Gewalt der Waffen zur Anerkennung des neuen Herrschers gebracht. Er regierte bis 1702 mit Kraft und Einsicht und vereitelte alle Versuche seines Gegners zur Wiedereroberung des Thrones. Zur Hauptaufgabe seines Lebens stellte er sich dann die Schwächung der Macht des übermüthigen Frankreichs.

41. Frankreich unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV.

Ludwig XIII. (1610—1643). — Nach der Ermordung Heinrich's IV. kam sein Sohn Ludwig XIII. zur Regierung.

Er besaß weder die Kraft noch die Einsicht seines großen Vorgängers, und Frankreich würde unter ihm gewiß von seiner Höhe hinabgesunken sein, hätte nicht statt seiner der erste Minister, der Kardinal Richelieu, das Ruder des Staates geführt. Dieser war ein äußerst schlauer und gewandter Staatsmann. Sein Hauptstreben ging dahin, Frankreich zu vergrößern und es an die Spitze aller europäischen Staaten zu stellen. Um die Rechtlichkeit der Mittel hierzu kümmerte er sich wenig. Achtzehn Jahre hindurch führte er das Ruder mit fester Hand und machte Frankreich bei allen benachbarten Nationen gefürchtet. Auf seinem Todesbette empfahl er dem Könige zu seinem Nachfolger im Ministerium den Kardinal Mazarin, der unter ihm gearbeitet und sich für die Staatsverwaltung ganz nach seinen Planen gebildet hatte. Kaum ein halbes Jahr nach Richelieu's Tode starb auch Ludwig XIII. (1643*), und unter seines Nachfolgers langer Regierung entwickelten sich alle Keime, deren Samen zuerst Sully, dann Richelieu und Mazarin ausgestreuet hatten.

Ludwig XIV. (1643—1715). — Bei Ludwig's XIII. Tode war sein Sohn und Thronerbe, Ludwig XIV., kaum fünf Jahre alt. Daher übernahm seine Mutter, Anna von Oesterreich, die vormundschaftliche Regierung. In der That aber lenkte der staatskluge Mazarin, welcher auch der Erzieher des jungen Prinzen war, alle Angelegenheiten. Das Parlament, welches durch Richelieu's langen Druck darnieder gehalten und zum unbedingten Gehorsam gewöhnt war, wagte gegen Mazarin's Gewaltschritte anfangs nur unbedeutende Versuche und Bewegungen. Später aber, als Mazarin einige der kraftvollsten Parlamentsräthe, die sich seinen Befehlen nicht immer geduldig fügen wollten, verhaften ließ, kam der Unwille zu einem gewaltsamen Ausbruche, und vier Jahre lang, von 1648

*) In diesem Jahre erfand Torricelli, Professor in Florenz, den Barometer, womit man den Druck der Luft und seine Veränderungen mißt.

bis 1652, war Frankreich der Schauplatz eines großen Bür
gerkrieges. Auch mit dem Regierungsantritte des vierzehnjäh
rigen Königes kehrte die Ruhe sogleich noch nicht wieder, wei
der junge König ganz nach den Eingebungen seines Minister
regierte. Er war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er einma
auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig ver
sammelt, um gegen eine vom Hofe erlassene Verordnung ein
Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris ge
sprengt kam und, wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln un
Sporen und die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsver
sammlung trat und in den derbsten Ausdrücken eine solche An
maßung rügte. Seitdem machte das Parlament nie wiede
einen Versuch, sich den Anordnungen des Königes zu wider
setzen, vielmehr bot es nur zu oft die Hand zur Ausführun
der herrschsüchtigen Plane desselben.

Mazarin blieb bis zu seinem Tode (9. März 1661) an de
Spitze der Staatsverwaltung. Seitdem regierte Ludwig selb
vier und fünfzig Jahre lang völlig unumschränkt. „Der Staa
bin ich!“ (l'état c'est moi) war sein Grundsatz. Und doc
wird eben Ludwig's Regierung das goldene Zeitalter Fran
reichs genannt. Und in der That verdient sie mit nicht
gerem Rechte diesen Namen, als die Regierung de
Kaisers Augustus; denn obgleich beide Herrsche
persönliche Eigenschaften und Größe ausgezeichn
wirkten doch mehre günstige Umstände zusammen,
tene Blüthe des Staates herbeiführten und den
mit einem so außerordentlichen Glanze umgaben, daß die Zeit
genossen von staunender Bewunderung hingerissen wurden. Nie
lebten in Frankreich so viele und große Männer zusammen,
deren Verdienste der König zu erkennen und zu würdigen wußte;
nie entwickelte Frankreich so bewunderungswürdige Kräfte. Das
stehende Heer, welches Richelieu gebildet, und welches unter
Ludwig durch die großen Helden Luxemburg, Schomburg, Ca-
tinat, Vendome, Louvois, Vauban, Türenne und andere, die

ir seine Regierung geboren waren, zu einer furchtbaren Krie-
smacht umgebildet wurde, verbreitete Glanz und Schrecken
m den Thron des jungen Königes. Der Staatsminister Col-
ert führte mit eben so vieler Thätigkeit als Geschick die Ver-
altung im Innern. Er belebte den Handel, beförderte Fa-
riken und ließ, um die Garonne und das atlantische Meer
it dem mittelländischen zu verbinden, den berühmten Kanal
n Languedoc graben. Unter ihm entstanden Handelsgesell-
haften für Ost- und Westindien, Kolonien in Amerika und
frika. Nebst Schifffahrt und Handel beförderte er auch den
ckerbau und eröffnete so dem Staate die unversiegbarsten Quel-
en des Wohlstandes.

Auch die Künste und Wissenschaften gediehen unter Ludwig
n einer seltenen Blüthe. Er ehrte sie, weil sie ihn ehren und
erherrlichen sollten. Jedes ausgezeichnete Talent wurde her-
orgezogen und unterstützt. Dichter, Künstler und Gelehrte
etteiferten in Verherrlichung eines Fürsten, der alle Talente,
ie zu seinem Ruhme oder zu seinem Vergnügen beitrugen, mit
reigebiger Hand belohnte. Ausgezeichnete Schriftsteller, die zu
einer Zeit lebten, wie Fenelon, der sinnreiche Verfasser des
Telemach, Bossuet, Massilon, Pascal, Racine, Corneille, Molière,
Boileau, Lafontaine und mehre andere werden noch jetzt von
den Franzosen als unübertroffen bewundert, und Ludwig's Re-
gierung das goldene Zeitalter genannt.

Die Hofhaltung Ludwig's XIV. war bei weitem die glän-
zendste in ganz Europa. Ein Fest drängte das andere. Tau-
sende von Menschen waren stets einzig für sein Vergnügen be-
schäftigt. Alle Förmlichkeiten waren genau vorgeschrieben und
gingen in's Kleinlichste. Jeder Spaziergang hatte seine beson-
dern Gesetze; auf dem einen Schlosse waren diese, auf dem an-
dern jene Gebräuche und Ceremonien an der Tages-Ordnung.
Die Höflinge wetteiferten, dem Könige die verbindlichsten Sachen
zu sagen; die Dichter besangen seinen Ruhm, erhoben seine Weis-
heit über die des Salomon und machten durch die unsinnigsten

Schmeicheleien den ohnehin schon eitlen König nur noch eitl
und hochmüthiger. Kein Volk hat überhaupt eine größere Ne
gung zu äußerem Glanze und leeren Förmlichkeiten, als da
französische; der König entsprach demnach ganz dieser Neigun
und gab derselben sogar die bleibende Richtung. Der Glan
des französischen Hofes erfüllte ganz Europa mit blinder Ve
ehrung und verleitete fast alle Fürstenhöfe, besonders die deu
schen, zur lächerlichsten Nachäffung des Fremden. Jeder Für
wollte ein Ludwig im Kleinen sein; Jeder bildete einen beso
deren Hof, wo in Pracht und Verschwendung, in Sitten un
Moden, in Sprache, Literatur und Kunst der französische H
als Vorbild galt. Mit dem Hofe nahm auch der Adel i
Deutschland die französische Sprache an und schämte sich de
guten alten Muttersprache. Paris galt als der Mittelpunkt de
europäischen Cultur, der feineren und höheren Lebensbildung
aus allen Gegenden von Deutschland wurden sogenannte Bil
dungsreisen dahin gemacht. So verbreitete sich das prunkend
verweichlichende Franzosenthum immer weiter über die höhere
Stände; kaum noch blieben die unteren Volksklassen dem ern
sten und biederen Sinne ihrer Voreltern getreu und rettete
vaterländische Sitten und Gebräuche von fremder Ansteckung.

Eroberungskriege Ludwig's XIV. — Doch unge
achtet dieser Begierde nach rauschenden Ergötzlichkeiten wa
Ludwig ein sehr thätiger König, und seine Regierung gehör
zu den kräftigsten, die Frankreich je gehabt hat. Nie konnt
jene Begierde ihn so sehr einschläfern, daß er auch nur einen
Augenblick seine Würde und die Ehre seiner Nation vernach
lässigt hätte. Er strebte nach dem Ruhme, der größte Monarch
der Erde zu sein, und für einen solchen Ruhm war ihm kein
Opfer zu groß. Frankreich würde unter seiner Regierung glück
lich und von ganz Europa geachtet worden sein, wenn er nur
den wahren Vortheil und den Wohlstand seines Volkes zur Ab
sicht gehabt hätte; allein er strebte auch nach jener Art von
Ruhm, welche die Geißel der Menschheit ist, dem Ruhme eines

Eroberers. Dadurch entstand eine lange Reihe der zerstörendsten Kriege, in denen jedoch das Glück fast immer auf seiner Seite blieb. Schon im westfälischen Frieden, 1648, hatte ihm Deutschland die schöne Provinz am Rhein, Elsaß, abtreten müssen. Elf Jahre später schloß er mit dem Könige von Spanien, Philipp IV., den pyrenäischen Frieden, durch welchen er neue Besitzungen an den Ostpyrenäen und mehre Festungen an der niederländischen Grenze erhielt. Im Jahre 1665, nach Philipp's IV. Tode, griff er die spanischen Niederlande unter dem Vorwande an, daß seine Gemahlin, Maria Theresia, Tochter Philipp's IV., Ansprüche auf dieselben habe. Er selbst begleitete das Heer, welches Türenne und Condé anführten, nach Flandern und bemächtigte sich dessen in kurzer Zeit. Die benachbarten Holländer, welche wegen der Eroberungssucht des französischen Königes für ihren eigenen Freistaat nicht wenig besorgt waren, schlossen ein Bündniß mit England und Schweden und nöthigten ihn zu dem Frieden von Aachen (1668), in welchem er sich mit den bereits eroberten elf niederländischen Festungen begnügen mußte.

Jetzt rüstete sich der ehrgeizige Ludwig zu einem furchtbaren Rachekriege gegen die Holländer, welche die ersten gewesen waren, die seine stolzen Plane vereitelt hatten. Es gelang ihm, ihr früheres Bündniß zu trennen, und den König von England, Karl II., für sich zu gewinnen. Dieses Mal schlossen sogar zwei deutsche Fürsten, der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, der kriegerischste Fürst seiner Zeit, und der Kurfürst von Köln, ein Bündniß mit Frankreich. Nun drang der König selbst an der Spitze eines Heeres von 120,000 Mann in reißendem Siegeszuge in das Herz des Landes. Da war Holland in Noth! Die Bedrängten übergaben dem jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm III., demselben, welcher später auf den englischen Thron berufen wurde, den Oberbefehl des Landheeres; an der Spitze ihrer Flotte standen die Seehelden Ruyter und Tromp und fochten rühmlich gegen die englische

und französische Seemacht. Auch zu Lande wurde Ludwig's Siegeslauf endlich gehemmt. Die Bürger Hollands, von Verzweiflung getrieben, durchstachen die Dämme; das Land ward zum zweiten Meere, seine Fluthen hemmten den erstaunten Feind. Dennoch würden die Holländer der feindlichen Uebermacht am Ende haben unterliegen müssen, hätten nicht mächtige Bundesgenossen sich zu ihnen gesellt. Zuerst verband sich mit ihnen der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, um seine Erbländer, das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark und Ravensberg, zu schützen. Seinem Beispiele folgte der Kaiser und ließ Hülfstruppen unter Anführung des Feldherrn Montecuculi nach den Niederlanden aufbrechen; auch der König von Spanien trat später dem Bunde gegen Frankreich bei. Die beiden letzten betrieben anfangs den Krieg mit geringem Ernste; um so größer aber war der Eifer des Kurfürsten. Um sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen, reizte Ludwig die Schweden zu einem Einfalle in die Mark. Aber mit Blitzesschnelle eilte der Kurfürst in sein Land zurück, traf am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin in der Mark auf die Schweden und schlug diesen seit dem dreißigjährigen Kriege für unüberwindlich gehaltenen Feind völlig in die Flucht.

Unterdessen war der berühmte Türenne, als er eben beim Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim, dem erfahrenen Montecuculi eine Schlacht anbot, durch eine Kugel vom Pferde gerissen, sein Heer zurückgedrängt worden (1675). Bald war man des Krieges müde auf allen Seiten. Ludwig, gegen halb Europa streitend, fand die Last zu schwer bei allen Siegen. Er suchte listig seine Gegner zu trennen und mit den einzelnen Parteien sich friedlich auszugleichen. Dieses gelang ihm auch. Die einzelnen Verträge, welche er in den Jahren 1678 und 1679 abschloß, führten den gemeinschaftlichen Namen des Nimweger Friedens. In diesem erhielt er wieder von Spanien die burgundische Freigrafschaft (Franche Comté), die bisher unter deutscher Hoheit gestanden hatte. Der Kaiser trat die Stadt

Freiburg in Breisgau ab. „Nimm weg!“ nannte man damals höhnend diesen Nimweger Frieden.

Seit diesem Frieden stand Ludwig's Macht auf dem Gipfel. Innerhalb dreißig Jahre, von 1648 bis 1678, hatte er viermal Frieden und jedesmal mit wichtiger Vergrößerung seiner Ländermasse geschlossen. Auch die Früchte der Einrichtungen Colbert's waren nun gereift; Handel und Gewerbe blüheten, und ein allgemeiner Wohlstand war im ganzen Reiche sichtbar.

Die Reunionen. — Aber eben das Glück, das den König fast bei allen Unterhandlungen begleitet hatte, verleitete ihn auch zum Uebermuthe und zur Tyrannei, die allmälig sein und seines Landes Glück untergruben. Am ungerechtesten waren seine sogenannten Reunionen oder Ländereinverleibungen. Auf den Vorschlag eines Parlamentsrathes zu Metz, Roland de Revaulx, setzte der König, dem die Schwäche des deutschen Reiches und Kaisers sehr wohl bekannt war, vier Gerichtshöfe unter den Namen Reunionskammern zu Metz, Breisach, Besançon und Doornik ein, welche, nach dem Artikel des westfälischen Friedens: „Elsaß und die anderen Distrikte mit allen Dependenzen oder dazu Gehörigen seien an Frankreich abgetreten,“ jetzt untersuchen sollten, was Alles Frankreich noch zukomme. Offenbar war mit dem Zusatze „Dependenzen“ nichts anderes gemeint, als diejenigen Länder, welche zur Zeit der Uebergabe dazu gehörten. Der König aber dehnte diesen Artikel auf alle die Länder aus, welche selbst in der allerältesten Zeit nur in irgend einem Verbande mit Elsaß gestanden hatten, und machte seine eben so ungerechten als lächerlichen Ansprüche sogleich durch Besitznahme geltend. So sprachen die Reunionskammern ihrem Könige das Kloster Weißenburg zu, obgleich es außer dem Elsaß lag; weil es vor tausend Jahren von dem fränkischen Könige Dagobert gestiftet worden sei. Und weil die Stadt Germersheim ehemals zu Weißenburg gehört haben sollte, so wurde auch diese als französisches Eigenthum in Besitz genommen. Es war gar nicht mehr abzusehen, wo die Reunions-

kammern ihre Anmaßungen, und Ludwig sein räuberisches Tagewerk endigen würde. Selbst die freie Reichstadt Straßburg, den Schlüssel Deutschlands, nahm er (1681) durch plötzlichen Ueberfall weg. Seit der Römerzeit war so freche Anmaßung, so schamlose Gewaltthat ohne Beispiel.

Die beeinträchtigten Reichstände wandten sich mit lauten Klagen an den Kaiser und baten um Hülfe. Damals saß Leopold I. auf dem Throne, der Nachfolger Ferdinand's III. Als dieser dem französischen Hofe billige Gegenvorstellungen machte, stellte sich Ludwig höchst verwundert, wie noch Jemand an seinem guten Rechte hieran zweifeln könne. Um aber doch den äußeren Schein der Billigkeit nicht zu verletzen, versprach er, daß man auf einer Versammlung zu Frankfurt die Gegengründe gemeinschaftlich prüfen wolle. Allein die hier gepflogenen Unterhandlungen blieben ohne Erfolg. Ludwig's Gesandte wichen mit französischer Glätte allen Gegenvorstellungen aus und überreichten ihre Forderungen schriftlich und zwar, das erste Mal, in französischer Sprache, ungeachtet früher bei allen öffentlichen Verhandlungen nur die lateinische gebraucht worden war. Alle Gegenvorstellungen der kaiserlichen Bevollmächtigten gegen diese anmaßende Neuerung wiesen die französischen mit der kalten Erklärung zurück: „so sei es der Wille des Königes." Der Kaiser, welcher wegen ausgebrochener Unruhen in Ungarn und wegen eines von Ludwig selbst beförderten Türkenkrieges gegen diese übermüthigen Franzosen die Waffen nicht ergreifen konnte, mußte sich zu einem Waffenstillstande auf zwanzig Jahre bequemen. Ludwig blieb im Besitze aller gemachten Reunionen! Um seiner Macht auch Achtung auf dem Mittelmeere zu verschaffen, ließ er Algier und Tripolis bombardiren und auch das kaiserlich gesinnte Genua schrecklich verwüsten.

Aufhebung des Edictes von Nantes (1685). — Ludwig ging in seinen Gewaltstreichen immer weiter. Jetzt schwang er die Geißel gegen die Reformirten und hatte nichts Geringeres im Sinne, als sie ganz auszurotten. „Mein Großvater

(Heinrich IV.)," sagte er, „liebte die Hugenotten und fürchtete sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie." Er hob deshalb im Jahre 1685 das Edikt von Nantes wieder auf. Die Reformirten, welche nicht zur katholischen Kirche zurückkehrten, wanderten in Scharen aus und verpflanzten französische Sprache, Künste und Wissenschaften nach Deutschland, besonders nach Brandenburg und Sachsen.

Verwüstung der Pfalz. — Jener obige auf zwanzig Jahre geschlossene Waffenstillstand dauerte nur vier Jahre, und Deutschland hatte also seine Opfer zur Erhaltung des Friedens vergebens gebracht; denn der ländersüchtige Ludwig fand nun wieder einen neuen Vorwand zum Kriege. Zuerst behauptete er, geheime Nachricht zu haben, daß der Kaiser nur den Abschluß des Friedens mit der Türkei abwarte, um ihn selbst zu bekriegen; und daraus folgerte er, daß es von ihm die Klugheit fordere, seinem Feinde lieber zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen. Dann machte er auch, als gerade jetzt (1685) der Kurfürst Karl von der Pfalz ohne Kinder gestorben war, im Namen der Schwester des Kurfürsten, der Herzogin von Orleans, große Erbschaftsansprüche an mehre pfälzische Fürstenthümer, die doch offenbar dem deutschen Reiche gehörten. Und weil er seine Gegner bereits kannte und wußte, wie wenig er von diesen zu fürchten habe, so eröffnete er seine Kriegeserklärung mit einem verheerenden Einfalle in die Rheinlande, während zu Regensburg die deutschen Fürsten noch darüber stritten, ob man den Krieg wirklich anfangen solle. Er ließ die Städte und Dörfer der friedlichen und gesegneten Pfalz, des benachbarten Kurfürstenthumes Mainz, der Markgrafschaft Baden, kurz, fast die ganze obere Rheingegend bis auf den Grund niederbrennen, die Einwohner berauben, mißhandeln, schänden, morden, als ob Attila mit den Hunnen wiedergekehrt wäre. Der gesprengte Thurm des heidelberger Schlosses ist noch jetzt ein stiller Zeuge jener Barbarei. Die französische

Habgier streckte ihre Hand sogar nach den Ruhestätten der Todten aus, raubten mehre silberne Särge der salischen Kaiser aus dem Dom zu Speyer*) und warf ihre Gebeine muthwillig umher. „Der König will's!" war die kalte Antwort des Kriegsministers Louvois, wenn Tausende verzweifelnd um Rettung fleheten; und es wurde noch eine große Liste von Städten und Dörfern vorgezeigt, über die ein gleiches Schicksal verhängt war. Eine furchtbare Linie der Verwüstung sollte zwischen Frankreich und Deutschland gezogen werden.

Diese Gräuel hatten die Erklärung des Reichskrieges im Jahre 1689 zur Folge, und die Reichstände beeilten sich nun endlich, ihre Truppen gegen den allgemeinen Feind in's Feld zu schicken. Auch Spanien, England und Holland nahmen Theil an dem Kriege, der nun noch neun Jahre hindurch mit der größten Anstrengung fortgeführt wurde. Ludwig kämpfte glorreich gegen einen großen Theil des wider ihn verbündeten Europas. Seine Heere siegten fast überall. Der Marschall von Luxemburg zeichnete sich in den flandrischen Feldzügen durch die Siege aus, welche er bei Fleury, Steinkerken, Neerwinden und Landen in den Jahren 1690, 1692 und 1693 über die Verbündeten erfocht. Der Marschall von Catinat gewann zwei große Schlachten gegen den Herzog von Savoyen. Nicht so glücklich waren die Franzosen zur See. Bei dem Vorgebirge la Hogue wurde ihre Flotte von der englisch-holländischen Flotte besiegt.

Friede zu Ryswick (1697). — So glänzend auch jene Siege zu Lande waren, so forderte der Krieg doch große Anstrengungen, die Frankreich nothwendig erschöpfen und zu dem Wunsche, daß der Friede zurückkehren möge, bewegen mußten. Zudem schmeichelte sich Ludwig mit der Aussicht auf eine bei weitem größere Erwerbung — auf die ganze spanische Monarchie

*) Wegen der Einäscherung dieser Stadt wurde das Reichskammergericht nach Wetzlar verlegt.

mit allen ihren Nebenreichen; denn mit dem kinderlosen Könige von Spanien, Karl II., dessen naher Tod vorauszusehen war, ging die dort herrschende Linie Habsburg, welche Philipp, Karl's V. Sohn, gegründet hatte, zu Ende. Hierzu waren aber große Vorkehrungen nöthig; darum zeigte er sich zum Frieden geneigt. Er kam zu Ryswick (Reiß weg! sagte das über die Duldung des Raubes erbitterte Volk), auf einem Schlosse bei Haag, im Jahre 1697 zu Stande. Auf die gewöhnliche listige Weise unterhandelte er mit jeder der kriegführenden Mächte besonders, zeigte sich aber dieses Mal gegen alle seine Gegner unerwartet großmüthig. Obgleich Sieger, gab er doch alle neu eroberten Orte, außer Straßburg, wieder heraus und trat überdieß Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg nebst allen kleineren diesseit des Rheins von Frankreich angelegten Festungen ab, gab auch an Spanien die meisten weggenommenen Plätze zurück und erkannte Wilhelm III. als König von England an. Die Herzogin von Orleans ließ sich für ihre Erbschaftsansprüche mit Geld abfinden. Dagegen bestand Ludwig auf Erhaltung der von ihm in den meisten Ortschaften der Pfalz eingeführten katholischen Religion, wie sehr auch die Protestanten hiergegen eiferten und sich auf den westfälischen Friedenschluß beriefen, dessen Gewährleistung er doch selbst übernommen habe.

Bald zeigte es sich auch, warum Ludwig beim Ryswicker Frieden, zum Erstaunen Aller, so großmüthig gewesen war. Er hatte nur Vorkehrungen treffen wollen, um bei der Erledigung des spanischen Thrones seine vermeintlichen Ansprüche auf denselben kräftig verfechten zu können. Schon im dritten Jahre nach dem Ryswicker Frieden, im Jahre 1700, kam es hierüber zu einem höchst blutigen Kriege, der bis zum Jahre 1714 fortwüthete. Dieser Krieg wird der spanische Erbfolgekrieg genannt. Die nähere Geschichte desselben soll unten erzählt werden, nachdem wir zuvor eine merkwürdige Begebenheit angeführt haben, die sich unter der Regierung des Kaisers Leopold ereignete.

42. Deutschland unter Leopold I. (1657—1705).

Die Türken vor Wien (1683).

Der Kaiser Ferdinand III., unter welchem der westfälische Friede geschlossen wurde, überlebte diesen noch neun Jahre und that während dieser Zeit Alles, um die tiefen Wunden des Vaterlandes zu heilen. Er starb im Jahre 1657 und nahm den Ruhm eines biederen und edelen Fürsten mit in's Grab. Ihm folgte, da sein ältester bereits zum Kaiser erwählter Sohn Ferdinand IV., plötzlich an den Blattern starb, sein zweiter Sohn

Leopold I. Dieser war ein frommer, gutmüthiger Mann, allein es fehlte ihm die einem Herrscher so nöthige Selbständigkeit und Kraft zur Leitung der Staatsverwaltung. Und mehr als sonst bedurfte Deutschland gerade jetzt eines kräftigen Regenten, der sich dem stolzen, ländersüchtigen Nachbar, Ludwig XIV., kühn gegenüber stellte. Leopold war ihm aber nicht gewachsen, wie wir dieses früher gesehen haben.

Nicht mit den Franzosen allein, auch mit den Türken hatte der Kaiser schwere Kriege zu führen; und beinahe wäre es diesen gelungen, selbst die Hauptstadt Wien zu erobern. Schon früher hatten sie die herrschenden Unruhen in Deutschland besonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, zu benutzen gewußt, und mehr als einmal waren diese Erbfeinde des Christenthums von dem Könige eines christlichen Volkes, der selbst den Ehrennamen „der Allerchristlichste" führte, zu unserem Verderben herübergelockt worden. Im Jahre 1529 erschienen sie sogar vor den Thoren von Wien und bedroheten die Kaiserstadt, wie wir dieses bereits früher gesehen haben. Noch größer kehrte die Gefahr unseres Vaterlandes im Jahre 1683 zurück. Damals herrschten große Unruhen in Ungarn. Das Land klagte über Verletzung seiner verfassungsmäßigen Rechte, und es kam zu einer Verschwörung unter einem großen Theile des ungarischen Adels, wobei man nichts Geringeres zu beabsichtigen schien, als Ungarn von Oesterreich loszureißen. Allein die Verschwörung wurde entdeckt, und vier der Haupträdelsführer hingerichtet.

Der Aufruhr währte jedoch fort, besonders weil Religionshaß zwischen Katholiken und Protestanten in Ungarn hinzutrat. Sowohl der König von Frankreich, Ludwig XIV., als auch der türkische Sultan Mohammed IV., schürten sorgfältig die Flamme des Aufruhres zu einem großen verheerenden Brande an.

An die Spitze der mißvergnügten Ungarn — „Kurutzen" d. i. gediente Krieger, genannt nach dem türkischen Worte Kurudschi — stellte sich der Graf Emmerich von Tököly und rief die Türken zu Hülfe. Dieser Ruf kam ihnen äußerst willkommen; denn das uneinige, durch die langwierigen schwedischen und französischen Kriege erschöpfte Deutschland schien ihnen jetzt eine ebenso sichere als leichte Beute zu werden. Der Großweffir Kara Mustapha hatte schon in seinem stolzen Sinne das schöne Wien sich zu seiner Residenz erkoren. Ein einziger rascher Marsch werde ihn — meinte er — ohne Schlacht vor die Thore führen, und eine mächtige aber kurze Anstrengung ihm dieselben öffnen.

Sonst waren die Türken, zumal die Asiaten, spät im Felde erschienen, und eben so zeitig rief sie der Winter aus demselben zurück. Jetzt aber brach der Großweffir gleich mit dem Anbruche des Frühlings 1683 an der Spitze von zweimal hundert tausend Mann gerades Weges auf Wien los, ohne sich auf seinem Zuge mit Belagerung der Festungen aufzuhalten. Die Bestürzung der Kaiserstadt war grenzenlos. Leopold's Heer zählte kaum drei und dreißigtausend Mann, über welches der Herzog Karl von Lothringen den Oberbefehl führte. Wie wollte er mit diesem Häuflein die hundert Tausende des Großweffirs aufhalten! Bei dem Andrang so großer Gefahr versprach der ritterliche Polenkönig, Johann Sobiesky, dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen und das Kreuz gegen den Halbmond zu schirmen; auch die deutschen Fürsten wurden ernstlich aufgemahnt und erschienen dieses Mal schneller als gewöhnlich mit ihren Truppen im Felde. Nachdem der Kaiser dem edelen Grafen Rüdiger von Starhemberg die Vertheidigung der

Stadt übertragen und die Bürgerschaft zur Tapferkeit ermu tert hatte, zog er selbst in bestürzter Eile nach Linz.

Unterdessen rückten die Türken so schnell heran, daß d Herzog Karl kaum Zeit hatte, zwölftausend Mann zur Verstä kung der Bürgerbesatzung in die Stadt zu werfen. Er sell zog sich mit seinem Heere seitwärts, weil er noch zu schwa war, um den heranwogenden Türkenscharen die Spitze zu biete Am 14. Juli langten sie vor den Mauern an und schlug ihr Lager auf. In einem Umkreise von sechs Stunden stan Zelt an Zelt, so daß die ganze Gegend von den Höhen der Sta her wie ein wogendes Meer erschien. Aus der Mitte rag das Prachtzelt des Großwessirs schimmernd hervor, grün w die Hoffnung des Sieges, prangend in Gold und Silber au dem Raube der gefallenen Städte und Burgen. Im innerste Gemache war die heilige Fahne des Propheten aufgestellt.

Nun begann die Belagerung. Während der Türken schw res Geschütz ungeheuere Kugeln in die Stadt warf, arbeitete Tausende unaufhörlich an den Minen, die unter den Mauer hergezogen und mit Pulver gefüllt wurden, um die Festungs werke in die Luft zu sprengen und so einen offenen Weg übe die Trümmer in die Stadt zu bahnen. Seit dem 18. Juli wurd ein Sturm nach dem andern versucht, aber alle durch die hart näckige Gegenwehr der Belagerten vereitelt. Die ganze Bür gerschaft von Wien war unter Waffen. Die einzelnen Zünft wetteiferten unter einander um den Preis der Tapferkeit un Ausdauer. Was der Feind den Tag über zerstört hatte, wurd des Nachts, so gut es in der Schnelligkeit möglich war, wiede hergestellt. Starhemberg erschöpfte alle Hülfsmittel der Kun und des Heldenmuthes.

Am 4. September sprengte der Feind eine Hauptmine un ter der Burgbastei. Der größte Theil derselben flog mit einem so schrecklichen Gekrache in die Luft, daß die Häuser bebten die Fenster zersprangen. Und unter dem fürchterlichsten Alla geschrei drangen die Türken, vom Großwessir selbst mit de

Säbel angetrieben, über die zerwühlten Erdhügel und geborstenen Mauertrümmer unter Staub und Dampf und unter den Blitzen des Geschützes, wüthend hervor, um sich der Stadt zu bemächtigen. Die verzweifelte Lage schien den Belagerten mehr als menschliche Kräfte zu geben. Der Graf Starhemberg flog augenblicklich mit der Besatzung herbei, warf sich mit Ungestüm auf den Feind, der schon zwei Roßschweife als Siegeszeichen auf der Bastei aufgesteckt hatte, und schlug ihn wieder in seine alten Verschanzungen zurück. Allein mit jedem Tage wuchs die Noth und die Gefahr der Belagerten. Am 6., 7. und 8. wurden wieder neue Minen gesprengt, und das Feuer und die Stürme mit einer Wuth verdoppelt, der die Belagerten doch am Ende hätten unterliegen müssen, wäre der Entsatz nicht so nahe gewesen. Schon hatte Starhemberg von dem höchsten Thurme der Stadt, dem St. Stephan, rasch nach einander ganze Garben von Raketen emporsteigen lassen, dem Herzoge Karl anzudeuten, die Stadt liege in den letzten Zügen; da endlich — es war der 11. September, des Abends 5 Uhr — zeigten sich auf den Höhen des Kahlengebirges die ersten befreundeten Truppen, und einige Kanonenschüsse verkündigten die nahe Errettung. Ein Augenblick trug die Freudenpost von Mund zu Mund. Ein Augenblick verwandelte die allgemeine Verzweiflung in lauten Jubel. Kara Mustapha aber knirschte vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, fluchte dem Tage seiner Geburt und ließ die meisten Christensklaven seines Lagers, Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, bei dreißigtausend an der Zahl, unmenschlich niederhauen. Aber der Tag der Vergeltung nahete.

Am 12. September, mit den ersten Stralen der Morgensonne, stieg das christliche Heer, in schön geordneten Zügen, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele, von den waldigen Höhen des Gebirges in die Ebene hinab. Sofort begann der Angriff. Die Fürsten und ihre Völker stritten mit wetteifernder Tapferkeit, allen voran aber der König Sobiesky, der mit

eigener Hand mehre Türken erschlug und einen Roßschweif eroberte. Entsetzen kam über die Barbaren. Sie wichen bestürzt zurück, bald wogte und tobte Alles in der wildesten Unordnung, in rath- und thatloser Flucht, durch und wider einander. Fünf und zwanzig tausend Mann fielen unter dem Siegesschwerte der Christen. Erst die einbrechende Dunkelheit und die äußerste Ermüdung endete für diesen Tag den Kampf; am folgenden Morgen sollte er mit erneuerter Kraft fortgesetzt werden. Allein schon während der Nacht warf sich das ganze türkische Heer in grauenvolle Flucht. Dreihundert siebenzig Kanonen, die Fahne des Propheten, fünfzehntausend Gezelte, unter diesen auch das des Kara Mustapha mit großen Schätzen, wurden eine Beute der Sieger. Frohlockend eilten die Wiener Bürger, nach zwei schrecklichen Monaten, unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen, aus den Thoren, über die Wälle in das Lager hinaus. Das allgemeine Zujauchzen, das Gedränge um den Polenkönig, vor Entzücken, seine Hand, seine Stiefel, seinen Mantel zu küssen, wurde beinahe lebensgefährlich. Er selbst schrieb hierüber seiner Gattin: „Ich mußte lange mit dem Wessir fechten, ehe der linke Flügel mir zur Hülfe kam. Da waren um mich her der Kurfürst von Bayern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhals'ten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die übrigen Obristen mit ihren Regimentern riefen mir zu: „Unser braver König!" Heute Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzoge von Lothringen zu mir. Endlich kam auch der wienerische Statthalter, Graf Starhemberg, mit vielem Volke hohen und niedrigen Standes mir entgegen. Jeder hat mich geherzt, geküßt und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!" Als ich nach der Tafel wieder hinaus in's Lager ritt, begleitete mich das Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus. Für den uns gesandten, so vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Ganz Europa nahm warmen Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen.

Der Türkenkrieg war indeß mit jener Niederlage nicht beendigt, sondern dauerte noch fünfzehn Jahre fort. Der Kaiser blieb Sieger. Kara Mustapha wurde auf der Flucht bei Barkan eingeholt und abermals geschlagen. Eine noch größere Niederlage erlitt er bei Gran. Wegen dieser Niederlage wurde der Großweffir auf Befehl des Sultans bei Belgrad erdrosselt. Im Sommer des folgenden Jahres, 1684, entriß der Herzog von Lothringen auch Wissegrad, Waizen und Pesth, und im August 1685 Neuhäusel den Türken. Noch glänzender war der Feldzug von 1686. Am 2. September wurde Ofen, nachdem es 145 Jahre unter der türkischen Herrschaft geschmachtet, erstürmt, und Ungarn war wieder gewonnen. Die Siege der kaiserlichen Waffen stellten hier allmälig auch die innere Ordnung her. Der im Jahre 1687 zu Preßburg gehaltene Landtag bestätigte in einem Reichsdekrete feierlich die Erbfolge des Hauses Oesterreich auf dem Throne Ungarns, und Leopold's ältester Sohn, Erzherzog Joseph I., wurde sogleich als erblicher Thronfolger von Ungarn gekrönt. Bald auch sagten sich Kroatien und Siebenbürgen von jeder Abhängigkeit von der türkischen Pforte los und hielten sich zu Oesterreich. Während eines Aufruhres in Constantinopel, in welchem der Sultan ermordet wurde, war auch die Straße nach Belgrad frei geworden. Diese wichtige Festung, der Schlüssel Constantinopels, wurde am 6. September 1688 erstürmt*), und nun auch die Moldau und Walachei vom türkischen Joche befreit.

Sichtbares Glück begleitete die Heere des Kaisers. Es standen die trefflichsten Führer an ihrer Spitze. Der größte unter ihnen war der in Liedern vielfach gefeierte Held Prinz

*) Hier wurde auch jener vermeintliche Schädel Kara Mustapha's aufgefunden, den noch jetzt das Wiener bürgerliche Zeughaus aufbewahrt.

Eugen von Savoyen, ein Schrecken der Türken und bald auch der Franzosen. Als geborener Franzose hatte er zuerst seinem Könige, Ludwig XIV., seine Dienste angeboten; er war aber wegen seines unscheinbaren Aeußeren nicht angenommen worden. Dann trat er in den kaiserlichen Dienst und zog bald durch eine glänzende Waffenthat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er schwang sich von Stufe zu Stufe empor; schon nach kurzer Zeit stellte ihn der Kaiser an die Spitze seines Heeres. Vergebens bereuete jetzt der König von Frankreich, diesen in ganz Europa bewunderten Helden abgewiesen zu haben; vergebens suchte er ihn durch die lockendsten Anerbietungen in seine Dienste zu ziehen; der biedere Held blieb dem Kaiser, welchem er einmal sein Schwert gewidmet hatte, unverbrüchlich treu und wies die französischen Gesandten mit den Worten ab: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kein Geld nöthig habe; so lange ich meinem Herrn treu diene, werde ich keinen Mangel haben."

Neben ihm glänzte der Prinz Ludwig von Baden, welcher an die Stelle des Herzoges von Lothringen trat, der im April 1690 starb. Die beiden Helden führten die österreichischen Heere von Sieg zu Sieg. Der glänzende Sieg des Prinzen Ludwig von Baden bei Salankemen, am Einflusse der Theiß in die Donau, wo im Jahre 1691 der neue Großwessir Kiuprili mit fünf und zwanzig tausend Türken das Leben verlor, und der noch glänzendere Sieg des Prinzen Eugen bei Zentha an der Theiß 1697, wo wieder ein Großwessir, siebenzehn Paschas und fast das ganze türkische Heer ihren Tod fanden, führten endlich im Januar des Jahres 1699 den Frieden von Carlowitz in Slavonien herbei. Der Sultan, Sollman III., verzichtete auf Ungarn, Slavonien und Kroatien und behielt nur das Banat. Tököly, welchen der Sultan zum Fürsten Siebenbürgens ernannt hatte, mußte weichen, und Siebenbürgen ward bleibend Oesterreich einverleibt. Außerdem trat er an Venedig, Oesterreichs Bundesgenossen, die Halbinsel

Korëa ab. So ruhmvoll ging Oesterreich aus einem Kampfe ervor, der so gefahrdrohend begonnen hatte.

Von diesem Frieden ab hörten die Türken auf, ein Schrecken er Christenheit zu sein, indem die Schwäche ihres Reiches ar zu sehr in die Augen gefallen war.

43. Der spanische Erbfolgekrieg (1700—1714).

Jetzt konnte der Kaiser seine Aufmerksamkeit auf den Westen Europas richten, um bei der nahen Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche gegen seine Mitbewerber geltend zu machen; denn der kinderlose König von Spanien, Karl II., Sohn Philipp's IV. und letzter männliche Nachkomme des spanisch-habsburgischen Hauses, lag bereits auf dem Todesbette. Karl's älteste Schwester war mit dem Könige von Frankreich vermählt, hatte aber bei ihrer Vermählung feierlich auf den Thron von Spanien Verzicht leisten müssen. Ludwig bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Verzichtleistung und forderte den Thron, jedoch nicht für sich, sondern für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, um so der Eifersucht der übrigen Mächte auszuweichen. Der Kaiser Leopold hatte Karl's jüngere Schwester zur Gemahlin, die auf den Thron nicht verzichtet hatte; der Kaiser forderte ihn deshalb für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl. Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, machte gleichfalls Ansprüche; denn er war der Gemahl der einzigen Tochter Leopold's von dieser spanischen Prinzessin. Der Kurfürst war demnach der einzige rechtmäßige Erbe. Ludwig, der wohl einsehen mochte, wie äußerst schwach seine eigenen Erbschaftsansprüche seien, entwarf, um wenigstens einen Theil von der reichen Beute zu erhalten, mit den Seemächten England und Holland heimlich einen Theilungsplan, nach welchem der Kurfürst von Bayern, des Kaisers Enkel, Spanien und Indien, der französische Prinz Neapel und Sicilien, der Sohn des Kaisers aber die spanischen Niederlande und Mailand erben sollte. Der König Karl aber wollte, daß sein Reich ungetheilt bleibe

und wurde nicht wenig entrüstet, als er hörte, daß Fremde sich unterfangen hatten, nach Willkür und Laune das Loos über dasselbe zu werfen. Um ihre Absichten zu vereiteln, setzte er den Kronprinzen von Bayern zum alleinigen Erben seines ganzen Reiches ein. Der junge Prinz starb aber noch vor Karl, und nun wäre Leopold der einzige rechtmäßige Erbe gewesen. Auch der König von Spanien selbst war ganz auf österreichischer Seite und verlangte, der Kaiser solle seinen Sohn nach Spanien schicken. Leopold aber, der seinen Sohn nur in einem glänzenden, eines österreichischen Erzherzoges würdigen Aufzuge, wozu er aber nicht sogleich die Mittel hatte, nach Spanien schicken wollte, zögerte so lange, bis es zu spät war.

Gleich nach des Kurprinzen Tode hatten die Seemächte England und Holland, mit Frankreich wieder einen neuen Theilungsplan entworfen, dem gemäß die Herrschaft unter den Erzherzog Karl und den Dauphin getheilt werden solle. Ludwig hatte bei der Theilung nur die Absicht, jene beiden Mächte für den Augenblick zu beruhigen und sich geneigt zu erhalten; übrigens war er schon längst entschlossen, gleich nach Karl's Tode die ganze Erbschaft an sich zu reißen. Hierauf zielten alle seine Plane. Sein Gesandter am Madrider Hofe, der feine und gewandte Harcourt, wußte sich bei dem kranken Könige einzuschmeicheln und auch Alle, welche auf diesen Einfluß hatten, durch Schmeicheleien und offene Geldbeutel für die Sache seines Herrn zu gewinnen, während der österreichische Gesandte, Graf Harrach, unablässig auf seines Herrn Rechte pochte, aber wenig dafür that.

Am 1. November 1700 starb der König Karl II., und nun kam zu aller Welt Erstaunen sein letzter Wille zum Vorschein, von welchem Niemand etwas wußte, als die, welche dazu geholfen hatten; Philipp von Anjou war hierin zum alleinigen Erben der sämmtlichen spanischen Staaten ernannt. Ludwig selbst stellte sich überrascht; doch jetzt noch dem früheren Theilungsplane treu zu bleiben und den ausdrücklichen letzten

Willen des Königes von Spanien nicht auf das Genaueste zu vollstrecken, das schien ihm sogar eine Gewissenssache zu sein! Er war deshalb auch der erste, welcher seinem Enkel zur neuen Königswürde Glück wünschte und frohlockend ausrief: „Nun gibt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr!" Sofort schickte er ihn mit einem Heere nach Spanien, wo dieser als Philipp V. feierlich empfangen wurde.

Leopold aber erklärte das Testament für unterschoben, und somit war der Krieg unvermeidlich. Er fand Bundesgenossen an dem neuen Könige von Preußen und dem Reiche, an den Seemächten England und Holland, die schon ihrer eigenen Sicherheit wegen die so ungemessene Vergrößerung der französischen Macht nicht zulassen konnten; später traten auch Portugal und Savoyen dem Bunde bei. Und — was für den Kaiser nicht wenig werth war — an der Spitze der verbündeten Heere standen zwei so ausgezeichnete Feldherren, wie sie die neuere Zeit kaum aufzuweisen hat: Prinz Eugen, der Sieger bei Zentha, und der britische Anführer, Herzog Marlborough.

Aber auch Ludwig fand Bundesgenossen. Zwei deutsche Fürsten, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, welchen er durch Versprechung der Niederlande ankörnte, und dessen Bruder, der Kurfürst von Köln, traten auf seine Seite, wurden aber deshalb später von dem Kaiser mit der Reichsacht belegt. So brach nun der Krieg aus, der bis zum Jahre 1714 zu Wasser und zu Lande geführt wurde. In Deutschland, in Italien, in Spanien und in den Niederlanden floß das Blut in Strömen.

Im Mai 1701 eröffnete Prinz Eugen an der Spitze eines Heeres von dreißigtausend Mann, unter denen zehntausend Preußen waren, den Feldzug in Italien, um dort die erledigten Reichslehen, besonders Mailand, in Besitz zu nehmen. Bei Roverebo bahnte er sich, weil die Franzosen alle Alpenpässe besetzt hatten, durch Felsen und über Abgründe seinen Weg nach Italien und stand plötzlich, zum Erstaunen der Franzosen,

in den Ebenen von Verona. Er gewann in demselben Jahre zwei herrliche Siege bei Carpi und Chiagi, und nahm durch einen kühnen Angriff mitten im Winter 1702 *) den feindlichen Oberanführer Villeroi in Cremona gefangen. An die Stelle des gefangenen Villeroi trat der talentvolle Vendôme, und nun stand in Italien die Glücksschale wieder gleich, neigte sich aber bald auf die Seite der Franzosen, die mit Uebermacht heranrückten, da hingegen Eugen keine Unterstützung vom Kaiser an sich ziehen konnte; denn in Deutschland wurde der Kaiser selbst von seinen Feinden hart bedrängt. Hier hatte der Kurfürst von Bayern schon Ulm erobert und breitete sich in Schwaben aus. Im folgenden Jahre, 1703, drang er sogar in Tirol ein, während ein französisches Heer unter dem tapfern Villars Bayern deckte. Sein Plan war, nach Italien überzusetzen, dort den langsam heranziehenden Franzosen unter Vendôme die Hand zu bieten und alsdann vereinigt gerades Weges auf Wien loszugehen. Schon waren Kufstein, Innsbruck nebst mehren Plätzen in bayerischen Händen; schon wollte der Kurfürst über den Brenner ziehen; da aber standen die ihrem Kaiserhause stets getreuen Tiroler auf. Von einem muthigen Amtmanne, Martin Sterzinger, angeführt, griffen die Tiroler Scharfschützen auf schroffen Höhen und in Engpässen die heranziehenden Bayern an und schossen eine große Menge nieder. Beinahe hätte auch der Kurfürst hier sein Grab gefunden. Ein auf ihn lauernder Schütze erschoß an seiner Seite den Grafen Arko, den er wegen seiner reichen Kleidung für den Kurfürsten selbst hielt. Mit großem Verluste floh der Kurfürst schleunigst in sein Land zurück und vereinigte sich wieder mit Villars. Jetzt griffen beide das österreichische Heer bei Höchstädt an und drängten es zurück, 1703. Kaum hatte Marlborough diese Nachricht erhalten, als er sogleich aus den Niederlanden, wo er unterdessen eine Festung nach der andern erobert hatte, nach

*) In diesem Jahre erfand ein Deutscher, Joh. Fr. Böttcher aus [illegible]z im Voigtlande, zu Meißen das Meißner Porzellan.

Süddeutschland aufbrach, um den hartbedrängten Oesterreichern Hülfe zu leisten. Im Juni 1704 vereinigte er sich bei Ulm mit dem Prinzen Ludwig von Baden und erstürmte die bayerisch-französischen Verschanzungen auf dem Schellenberg bei Donauwörth, welche den Uebergang über die Donau hindern sollten.

Schlacht bei Höchstädt (1704). — Der Kurfürst von Bayern fand es jetzt für rathsam, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Schon war er im Begriff, auf sie einzugehen, als plötzlich die Nachricht einlief, der französische Marschall Tallard sei mit einem Hülfsheere in vollem Anzuge. Die Unterhandlungen wurden daher sogleich wieder abgebrochen. Tallard kam wirklich, aber zugleich mit ihm ein sehr gefährlicher Feind, Prinz Eugen, um mit Marlborough sich zu vereinigen. Eine Hauptschlacht mußte jetzt entscheiden. Sie fiel vor bei Höchstädt, oder Blenheim, einem benachbarten Dorfe, am 13. August 1704. Marlborough warf sich an der Spitze der Engländer und Hessen mit Ungestüm auf die Franzosen, durchbrach ihre Reihen und trieb sie in die Flucht. Einen ungleich schwereren Stand hatte Eugen, der am linken Flügel mit seinen Oesterreichern gegen die tapferen Bayern focht. Drei Angriffe der Oesterreicher wurden von diesen heldenmüthig zurückgeschlagen. Als beim vierten Sturme der Kurfürst die Franzosen schon in völliger Auflösung und Flucht begriffen sah, da erst gab er verzweifelnd den Befehl zum Rückzuge. Und selbst der Rückzug der Bayern glich keiner Flucht. Geschlossen und in fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so lange und so ruhmvoll vertheidigt hatten. Der Tag bei Höchstädt war ein verhängnißvoller Tag. Zwanzigtausend Franzosen und Bayern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; fünfzehntausend, unter ihnen Tallard selbst nebst seinen zwei Söhnen, waren gefangen. Außerdem fielen alle Kriegeskassen, fünftausend dreihundert Wagen, hundert siebenzehn Kanonen und dreihundert Feldzeichen den Siegern in die Hände. Die Franzosen flohen über den Rhein zurück, und der Kurfürst folgte ihnen, Bayern wurde jetzt von den Oesterreichern besetzt.

Dieser glorreiche Sieg erfüllte den alten Kaiser, der bisher nur Unglück und Demüthigung von seinem stolzen Gegner Ludwig erlitten hatte, mit unaussprechlicher Wonne. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht, und ein neuer Aufstand in Ungarn trübte den Abend seines vielbewegten Lebens. Hier hatte sich der junge Rágoczy, ein Schwiegersohn des unglücklichen Tököly, an die Spitze der Unzufriedenen gestellt und drang in kühnen Streifzügen sogar bis vor die Thore Wiens (1704). Mitten unter diesen Kämpfen mit auswärtigen und einheimischen Feinden starb Kaiser Leopold am 5. Mai 1705, nachdem seine Regierung beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch gewährt hatte. Ihm folgte sein Sohn Joseph.

44. Kaiser Joseph I. (1705—1711).

Fortsetzung des Krieges. — Der neue Kaiser unterdrückte zunächst einen Aufstand in Bayern, der hier gegen die Herrschaft der Oesterreicher ausgebrochen war. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden in die Reichsacht erklärt, und der Kurfürst von der Pfalz erhielt die Oberpfalz zurück. Dann setzte der Kaiser den Krieg zu Gunsten seines Bruders mit gleichem Nachdrucke fort. Spanien, das Hauptland, um welches der Krieg geführt wurde, wurde im Jahre 1704, als der Erzherzog Karl mit Engländern und Holländern an der portugiesischen Küste landete, auch der Schauplatz desselben. Hier gab es zwei Parteien, deren eine französisch, die andere kaiserlich gesinnt war. Im ersten Jahre, 1704, ward nur Gibraltar von den Engländern erobert. Bald aber nahm Karl Barcelona ein, mehre Provinzen erklärten sich für ihn, und im Juni 1706 zog er als König in Madrid ein. Aber schon im September desselben Jahres mußte er der Uebermacht weichen und den Thron seinem Gegner räumen. Die meisten Provinzen wurden von den Franzosen wieder erobert; nur die wichtige Felsenfestung Gibraltar ist bis auf den heutigen Tag im Besitze der Engländer geblieben.

Schlacht bei Ramillies (1706). — Schon durch die große Niederlage bei Höchstädt im Jahre 1704 war der stolze hochfahrende Sinn des Franzosenkönigs merklich gebeugt worden; aber härtere Schläge sollten denselben noch tiefer beugen. Ludwig hatte seinen wieder ausgelieferten Feldherrn Villeroi mit einem großen Heere nach den Niederlanden geschickt, um hier das alte französische Waffenglück noch einmal gegen Marlborough zu versuchen; allein es entschied gegen ihn. Am 23. Mai 1706 trafen die beiden Gegner bei dem Dorfe Ramillies, nicht weit von Waterloo, dort, wo der englische Anführer Wellington hundert und neun Jahre später einen großen Sieg über denselben Feind erfocht, auf einander. Grauenvoll war die Niederlage und Flucht der Franzosen; selbst die Fahnen der königlichen Garde fielen in der Sieger Hände. In Folge dieses glänzenden Sieges wurden Flandern, Brabant und ein Theil von Hennegau unterworfen und mußten dem Erzherzoge Karl als ihrem rechtmäßigen Könige Karl III. huldigen.

Schlacht bei Turin (1706). — Nur wenige Wochen später führte auch der tapfere Prinz Eugen eine der kühnsten und glänzendsten Waffenthaten in Italien aus. Hier wurde Turin, die Residenz des Herzoges von Savoyen, von den Franzosen hart belagert. Auf Bitten des bedrängten Herzoges zog Eugen sogleich zum Entsatze herbei. Er eilte hundert Stunden weit, unter unsäglichen Schwierigkeiten, über Berge und Ströme durch viele von den Franzosen besetzte Plätze und stand, aller Welt zum Erstaunen, plötzlich am Po. Obgleich viel schwächer als der Feind, griff er dennoch am 7. September 1706 die französischen Belagerungslinien an. Die Feinde leisteten die hartnäckigste Gegenwehr und wiesen zwei Angriffe der Deutschen blutig zurück. Da endlich, nach zweistündigem Gefechte, erstürmten die Preußen, unter dem Fürsten von Dessau, mit dem Bajonnete die erste französische Schanze. Bald waren auch die übrigen genommen; die Feinde flohen und fielen auf der Flucht noch dem Grafen Daun in die Hände, de-

einen Ausfall aus der Stadt machte. In Folge dieses ent
scheidenden Sieges mußte Frankreich sich durch die sogenannt
General-Kapitulation zur Räumung von ganz Italie
verbindlich machen. Fast ohne Widerstand wurde im folgende
Jahre Neapel erobert. Dann fiel Eugen selbst in das südlich
Frankreich ein, um Toulon zu nehmen; dieses gelang aber nicht

Schlacht bei Oudenarde (1708). — Nunmehr ver
einigte sich Eugen wieder mit Marlborough, der in den Nie
derlanden von einem neuen französischen Heere bedrängt wurde
Beide erfochten am 11. Juli 1708 bei Oudenarde an de
Schelde einen großen Sieg über die Franzosen unter Vendôme
und gleich darauf eroberte Eugen die für unüberwindlich ge
haltene französische Festung Lille (Ryssel). Zu diesem Unglück
der Franzosen kam noch eine große Hungersnoth in ihrem Lande,
als Folge eines beispiellos strengen Winters. Das Volk war
in Verzweiflung, der Schatz leer, und noch einmal mußte der
König, der so lange an den Rechten der Fürsten und Völker
gefrevelt, der aller Gerechtigkeit, besonders gegen das deutsche
Reich, auf das Uebermüthigste Hohn gesprochen hatte, zu den de-
müthigsten Anerbietungen seine Zuflucht nehmen: „Gern wolle
er auf Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande verzich-
ten, wenn Philipp nur Neapel und Sicilien behalte.“ — „Auch
nicht ein Dorf dürfe von der ganzen spanischen Monarchie dem
Hause Habsburg entzogen werden!“ war die stolze Antwort des
österreichischen und englischen Feldherrn. Auch dieses gab Lud-
wig zu, ja er erbot sich, Elsaß zurückzugeben, selbst mehre
Festungen an der niederländischen und savoyschen Grenze ab-
zutreten; dieses Alles bot der durch Schicksal und Alter gebeugte
König und erlebte die Schmach, vergebens sich erniedrigt zu
haben. Seine Gegner forderten nämlich, er solle selbst seinen
eigenen Enkel absetzen und aus Spanien vertreiben helfen. Da
freilich blieb dem alten Könige nichts übrig, als das Aeußerste
zu wagen. Er suchte das Heer möglichst zu ergänzen und ver-
trauete es der Führung des erfahrenen Villars an. Zwischen

diesem und den beiden Bundesanführern kam es bald nachher, am 11. September 1709, bei Malplaquet unweit Mons zu einer Hauptschlacht, welche die mörderischste im ganzen Kriege war. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; dennoch blieb der Sieg auf Seite der Verbündeten.

Ludwig's Lage war jetzt verzweiflungsvoll. Er bot noch einmal den Frieden an, willigte in Alles, was gefordert wurde, versprach sogar, Hülfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen; nur könne er nicht selbst das Schwert gegen ihn ziehen. Die Sieger aber, welche sich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen wußten, beharrten trotzig bei der empörenden Forderung des Krieges gegen den Enkel. Nicht lange nachher traf für den unglücklichen König auch noch die Schreckensnachricht aus Spanien ein: „Philipp's Heer sei geschlagen, und Karl III. am 28. September 1710 als Sieger und König in Madrid eingezogen." Da endlich war das Maß des Unglücks voll, und die Rettung nahe.

45. Kaiser Karl VI. (1711—1740).

Die letzten Begebenheiten des Krieges.

Zwei unerwartete Ereignisse trafen zusammen und richteten auf einmal das niedergetretene Frankreich und das Haus Bourbon wieder auf. Kaiser Joseph I. starb schon im Jahre 1711 an den Pocken, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, derselbe, welcher als König Karl III. in Madrid eingezogen war, bestieg nun als Karl VI. auch den Kaiserthron und war Erbe der ganzen österreichischen Monarchie. Nunmehr konnte das europäische Gleichgewicht nicht erlauben, daß eben derselbe Prinz auch die ganze spanische Monarchie bekomme. Zu diesem Ereignisse kam noch ein anderes, nämlich der Sturz der Partei Marlborough's in England. Seit 1688 hatten hier die Whigs, oder die Freunde republikanischer Grundsätze, die Obermacht, und Marlborough war das Haupt derselben. Nach und nach erlangten die To-

ries wieder das Uebergewicht. Die damals regierende Königin Anna fürchtete den mächtigen Marlborough und fand kein besseres Mittel, ihm seinen Einfluß zu nehmen, als den Frieden mit Frankreich; denn dieser machte ihr denselben entbehrlich. Auch mit der Herzogin Marlborough, die sich nicht in alle Launen ihrer Königin fügen wollte, zerfiel sie bald und entfernte sie vom Hofe. Allmälig wurden alle Anhänger des Herzoges aus ihren Aemtern und Würden entsetzt, und diese den Tories, seinen größten Gegnern, gegeben, die nun unabläßig auf Frieden drangen, um den Herzog ganz entbehren zu können. Seitdem wurden geheime Unterhandlungen zwischen England und Frankreich eingeleitet.

Friede zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714). — Im Anfange des Jahres 1712 kamen die Gesandten zur allgemeinen Friedensstiftung in Utrecht zusammen. Zwar währte der Krieg noch fort, doch wurde auch fleißig unterhandelt, bis endlich im April 1713 zu Utrecht der Friede zwischen Frankreich und den übrigen Mächten, mit Ausschluß jedoch des Kaisers und des Reiches, zu Stande kam. Philipp V. erhielt in demselben Spanien nebst Indien, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Kronen Frankreichs und Spaniens nie vereinigt würden. England behielt das eroberte Gibraltar nebst der Insel Minorka, und Neuschottland in Amerika. Der Herzog von Savoyen bekam Sicilien als Königreich, welches er sieben Jahre später gegen Sardinien vertauschte; Preußen gewann Obergeldern und die allgemeine Anerkennung seiner neuen Königswürde. Die Holländer erhielten eine Reihe kleiner Festungen längs der französischen Grenze. Das Uebrige der Monarchie, nämlich die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, außerdem vier früher spanische Seehäfen in Toscana sollte Kaiser Karl VI. erhalten. Dieser war aber damit nicht zufrieden und setzte den Krieg jetzt allein fort, jedoch mit so ungünstigem Erfolge, daß auch er sich zum Frieden verstand. Er wurde geschlossen zu Rastadt,

am 7. März 1714, und am 6. September desselben Jahres zu Baden in Aargau auch vom deutschen Reiche genehmigt. Der Kaiser nahm den zu Utrecht ihm zugesprochenen Theil der spanischen Monarchie an. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden wieder eingesetzt. So war nach einem langen blutigen Kriege fast nichts mehr erreicht worden, als man vor demselben durch einen Theilungsplan beabsichtigt hatte.

Ludwig XIV. überlebte diesen Frieden nur ein Jahr. Er starb am 1. September 1715, im acht und siebenzigsten Jahre des Alters und im zwei und siebenzigsten der Regierung und hinterließ das im Innern zerrüttete und verarmte Reich seinem Urenkel, dem sechsjährigen Ludwig XV. unter der Regentschaft des Herzoges von Orleans.

Krieg mit den Türken; Friede zu Passarowitz (1718). — Gleich nach dem spanischen Erbfolgekriege wurde der Kaiser Karl VI. in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Diese hatten unter dem Vorwande, die verweigerte Auslieferung geflüchteter Montenegriner zu rächen, in der Wirklichkeit aber, um das im Carlowitzer Frieden verlorene Morēa wieder zu gewinnen, den Venetianern, und als sich der Kaiser zu deren Vertheidigung rüstete, auch diesem den Krieg erklärt. Der Prinz Eugen erwarb sich in demselben neue Lorbeeren. Er erfocht bei Peterwardein im August 1716, und in demselben Monat des folgenden Jahres bei Belgrad, der Hauptstadt Serbiens, zwei äußerst glänzende Siege, eroberte dann Belgrad selbst, welches die Türken als das Hauptbollwerk ihres Reiches ansahen, und nöthigte sie zu dem Frieden von Passarowitz (1718). In Folge dessen behielt der Kaiser die Walachei bis an das rechte Ufer des Altflusses, das Temeswarer Banat, die Festung Belgrad, einen Theil Serbiens und einen Landstrich in Bosnien. Auch Venedig behauptete in diesem Frieden seine Eroberungen in Dalmatien und Albanien; nur Morēa mußte es an die Pforte zurückgeben.

Dieser Krieg mit der Türkei bot dem Könige Philipp V. von Spanien eine erwünschte Gelegenheit dar, dem Kaiser, der ihn noch nicht hatte anerkennen wollen, Sicilien und Sardinien zu entreißen. Und da Philipp auch noch nach der französischen Krone strebte, so schlossen jetzt (1718) England, Frankreich, Holland und der Kaiser die Quadrupelallianz oder den Viermächtebund und zwangen den König von Spanien, jene Inseln wieder zu räumen und gegen seine Anerkennung vom Kaiser auf alle ehemaligen spanischen Nebenländer in Europa zu verzichten. Der Kaiser tauschte hierauf von Savoyen, Sicilien gegen Sardinien ein, und der bereits im Utrechter Frieden zum Könige erhobene Herzog von Savoyen nannte sich seitdem König von Sardinien.

Die pragmatische Sanction (1713). — Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte der Kaiser erfahren, welches Unglück für Fürsten und Völker eine unbestimmte Thronfolge haben kann. Da er nun ohne männliche Erben war, so fühlte er sich verpflichtet, die Erbfolge in Oesterreich durch ein ausdrückliches Gesetz gegen jeden Streit und Anspruch festzusetzen. Er erließ deshalb unter dem Namen pragmatische Sanction*) (gesetzliche Anordnung) eine Erbfolgeordnung, welche drei Punkte festsetzte: 1) Die sämmtlichen zur österreichischen Monarchie gehörigen Länder sollen nie getheilt werden. 2) Dieselben fallen in Ermangelung männlicher Nachkommen an Karl's Töchter und deren Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt. 3) Stirbt diese Linie aus, so erben die Töchter Joseph's I. und deren Nachkommen. Für die Anerkennung und Gewährleistung dieser Bestimmungen sowohl von Seiten der betheiligten Staaten als auch der auswärtigen Mächte war der Kaiser in den letzten siebenzehn Jahren seiner Regierung

*) Pragmatische Sanction heißt im Allgemeinen ein vom Landesfürsten über eine wichtige Staatsangelegenheit verfassungsmäßig festgestellter Grundsatz, welcher für ewige Zeiten unverletzlich und in Kraft blei-

unabläſſig bemüht. Jene waren bald für die Plane des Kaiſers gewonnen; aber erſt nach und nach gelang es, auch die auswärtigen Mächte dafür zu gewinnen oder gar zu erkaufen. Dem Beſchluſſe, wodurch das deutſche Reich dieſelben anerkannte, widerſprachen Bayern und Sachſen, die mit dem öſterreichiſchen Hauſe verwandt waren. Letzteres ſuchte er durch ſeine Unterſtützung bei der Bewerbung um die Krone Polens zu gewinnen und verwickelte ſich dadurch in einen Krieg, durch welchen er einen Theil der mit vielfachen Opfern garantirten Länder verlor.

Der polniſche Erbfolgekrieg (1733—1738). — Im Jahre 1733 ſtarb Auguſt II., König von Polen. Ueber die Wahl ſeines Nachfolgers kam es auf dem polniſchen Reichstage zu keiner Einigung. Eine Partei wollte ihren entthronten König Stanislaus Lescinsky, für welchen ſich beſonders ſein Schwiegerſohn, der König Ludwig XV. von Frankreich, verwandte, wieder auf den Thron erheben; die andere dagegen war für den Sohn des verſtorbenen Königes, für den Kurfürſten von Sachſen, Auguſt III. Für ihn nahmen auch Rußland und der Kaiſer Partei. Stanislaus ward durch ein ruſſiſch-ſächſiſches Heer vertrieben, und Auguſt III. erhielt den Thron. Da aber griff Ludwig XV. und die ihm verwandten Könige von Spanien und Sardinien für die Wiedereinſetzung des Stanislaus zu den Waffen. Und ſo wurde denn der Kaiſer ſowohl am Rhein, wo der alte Prinz Eugen zum Schutze aufgeſtellt war, als auch vorzüglich in Italien angegriffen, wo der ſpaniſche Prinz Dom Karlos ſogleich Neapel wegnahm. Nach langen Unterhandlungen kam der Friede zu Wien, 1738, zu Stande. In dieſem wurde zwar Auguſt als König von Polen anerkannt; dagegen trat aber der Kaiſer, um die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction zu erlangen, nicht nur die Herzogthümer Lothringen und Bar an Stanislaus, und im Todesfalle deſſelben an Frankreich ab, ſondern überließ auch Neapel und Sicilien dem ſpaniſchen Prinzen Dom Karlos gegen

Abtretung von Parma und Piacenza. Sein Schwiegersohn Franz Stephan erhielt zur Entschädigung für Lothringen das durch Aussterben des Hauses Medici (1737) damals erledigte Großherzogthum Toscana.

Neuer Krieg mit den Türken; Friede zu Belgrad (1739). — Um sich für solche Verluste jetzt im Osten zu entschädigen, folgte Karl der Einladung der Kaiserin Anna von Rußland zu einem Bündnisse gegen die Türken, von denen sie Asow zurückerobern wollte. Dieses gelang ihr auch. Desto unglücklicher aber war Kaiser Karl. Sein großer Führer, der Prinz Eugen, dieser treue Schutzwächter von Deutschlands Ehre und Grenzen gegen Westen und Osten, war 1736 gestorben, und die anfänglichen Siege der Oesterreicher wurden jetzt durch stets neue Verluste vereitelt. Schon zogen die Türken drohend vor Belgrad; da schloß hier der österreichische Gesandte, Graf Neipperg, einen für seinen Kaiser höchst ungünstigen Frieden ab. Oesterreich verlor seinen Antheil von Serbien und der Walachei sammt Belgrad; nur das Banat behielt es. Die Donau und Sau waren demnach die Grenzen der österreichischen Besitzungen im Osten.

Karl VI. starb schon im nächsten Jahre (1740) nach diesem traurigen Frieden. Mit ihm erlosch der habsburgische Mannsstamm, welcher 458 Jahre hindurch in Oesterreich geherrscht hatte. Er hinterließ zwei Töchter, Maria Theresia, Gemahlin des Großherzogs Franz von Toscana aus dem Hause Lothringen, und Stammmutter des jetzigen habsburgisch-lothringischen Hauses Oesterreich, und Maria Anna, welche 1744 an den Bruder des Großherzoges, den Herzog Karl von Lothringen, vermählt wurde und noch in demselben Jahre starb. Der verhängnißvolle Tod jenes letzten Habsburgers, Karl VI., führte nun den österreichischen Erbfolgekrieg herbei, obschon der edele Kaiser sein ganzes Leben daran gewendet hatte, den Ausbruch desselben zu verhindern. Auf diesen Krieg werden wir in der Folge kommen. Zuvor wollen wir uns zur Geschichte zweier nordischen Reiche,

Rußland und Preußen, welche um diese Zeit anfi. eine bedeutende Stelle unter den europäischen Staaten einzunehmen.

46. Rußland unter Peter dem Großen (1689—1725).

In früherer Zeit, vor der Regierung dieses großen Kaisers, war Rußland noch wenig bekannt in Europa. Die Bewohner desselben galten im Ganzen mehr für Asiaten, und wirklich schlossen sie sich diesen auch durch Kleidung, Sitten und Gebräuche enger an. Die einzelnen Völker dieses großen nordischen Reiches standen unter Fürsten, die man Czare (d. i. Cäsar) nannte. Nur selten traten diese durch Gesandtschaften mit den übrigen europäischen Fürsten in eine nähere Verbindung. So blieb Rußland, bis Peter, ein Czar aus dem Hause Romanow, das mit dem früheren Regentenhause Rurik verwandt war, mit unumschränkter erblicher Gewalt den Thron bestieg und nunmehr europäische Bildung und Gesittung einheimisch machte. Unter ihm wurde Rußland eine europäische Großmacht.

Peter war der jüngste von drei Söhnen, die der Czar Alexei hinterließ. Der älteste, Feodor, starb schon 1682 und hatte, da er selbst keinen Erben hinterließ, auf dem Todesbette seinen unmündigen, aber talentvollen Halbbruder Peter, mit Ausschließung seines schwächlichen Bruders Iwan zu seinem Nachfolger, und dessen Mutter Natalie zur Regentin während seiner Minderjährigkeit ernannt. Hierüber war Peter's Halbschwester, Sophie, höchst erbittert; denn sie war äußerst herrschsüchtig und hatte nichts sehnlicher gewünscht, als daß ihr vollbürtiger Bruder, der schwache Iwan, auf den Thron erhoben würde, um alsdann in seinem Namen regieren zu können. In ihrer Hoffnung getäuscht, brütete sie furchtbare Rache. Sie wiegelte die Strielzi oder Strelitzen, die Leibwache der Czaren, unter dem Vorwande auf, Nataliens Verwandte hätten den rechtmäßigen Thronerben Iwan ermordet, und veranlaßte so am 15. Mai 1682 zu Moskau eine schreckliche Empörung. Der Haufe der wilden Strelitzen wälzte sich tobend und lärmend

nach dem Palaste, umringte ihn und schrie unaufhörlich: „Heraus mit den Verräthern! heraus mit Iwan's Mördern!" Man antwortete: „Er lebt ja noch!" — „So zeigt ihn uns!" riefen sie, und als man ihnen den Prinzen vorführte, erscholl der tausendfache Ruf: „Du bist unser Czar, und sterben müssen Alle, die dir nach dem Leben trachten!" Mit diesen Worten fielen sie wüthend über Nataliens Verwandte und Räthe her und ermordeten sie. Nachdem die Rache gestillt war, wälzte sich der Mörderhaufe wieder nach dem Palaste und schrie: „Nun sind wir zufrieden! Gott erhalte unsern Czar Iwan!" — „Gut," sagte dieser, „ich will euer Czar sein, aber vergönnet mir, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!" Da die Strelitzen nichts dagegen hatten, so mußte auch Sophie es sich vorerst gefallen lassen, daß beide zu Czaren gekrönt wurden. Weil beide noch minderjährig waren, so blieb sie ja doch Regentin.

Zwei Jahre nachher entstand eine neue Empörung der Strelitzen gegen den Czar Peter. Seine Mutter floh mit ihm nach einem festen Kloster in der Nähe von Moskau. Dahin folgten auch die Meuterer. Das Kloster wurde erstürmt, und der junge Czar am Altar der Kirche, wo die Mutter schützend ihre Arme um ihn schlang, entdeckt. Schon war einer im Begriffe, ihm den Dolch in's Herz zu stoßen, als ein anderer herzusprang, mit den Worten: „Halt! Bruder, nicht hier am Altare; er wird uns ja doch nicht entgehen!" Das rettete den Czar; denn eben jetzt erschien Reiterei, und der Haufen der Strelitzen stäubte vor Schrecken auseinander. Ihr früherer Trotz verwandelte sich nun in die äußerste Zaghaftigkeit und Demuth. Der Hof versprach ihnen Verzeihung, wenn sie die Anstifter der Empörung ausliefern würden. Das geschah, und noch mehr. Sie begaben sich, viertausend an der Zahl, in einem langen Zuge nach dem Palaste. Je zwei und zwei trugen einen Block, und ein dritter ein Beil. Viele von ihnen erschienen mit einem Stricke um den Hals, und ihre Weiber und Kinder gingen weinend vor ihnen her. Vor dem Fenster, wo die Czare standen,

hielt der Zug. Hier bekannten sie alle laut ihre Schuld und legten, wie verurtheilte Missethäter, ihre Köpfe auf die Blöcke. Allein nur dreißig der Hauptschuldigen wurden verurtheilt und enthauptet, alle übrigen aber begnadigt.

Die Ruhe war wieder hergestellt, und Sophie führte das Scepter noch sieben Jahre lang, während der junge Peter in einem kleinen Dorfe, Preobraschenskoi, in der Nähe von Moskau sich aufhielt und dort den Grund zu seiner künftigen Größe legte. Er war ein kräftiger, feuriger Jüngling, voll Wißbegierde und Durst nach Thaten. Sein Liebling war Le Fort, ein Kaufmannssohn aus Genf, der nach manchen Reisen und Abenteuern endlich nach Moskau gekommen war, wo der gebildete Fremde dem wißbegierigen Peter von fremden Ländern und Völkern viel erzählen konnte. Bei diesen Erzählungen schwoll das Herz des jungen Prinzen vor innigem Verlangen, daß auch er einst der Herrscher eines gesitteten und kunstreichen Volkes werden möge. Er hatte sich in jenem Dorfe eine kleine Kriegesschar von fünfzig Jünglingen seines Alters errichtet, die er Poteschni, d. i. Kameraden, nannte. Le Fort wurde Hauptmann derselben und richtete sie ganz auf europäischen Fuß ab. Peter selbst diente in derselben als gemeiner Soldat. Diese kleine Schar war die Pflanzschule der russischen Garde, welche die Strelitzen stürzte, Sophiens Uebermuth beugte und Rußlands Kriegsruhm gründete.

Anfangs hatte Sophie diese Kriegesübungen als ein argloses Kinderspiel angesehen; bald aber regte sich bei ihr finsterer Argwohn, und seitdem entwarf sie im Stillen einen Plan zur Ermordung des Prinzen nebst seiner Mutter und Schwester. Nur wenige Vertraute weihete sie in ihr schwarzes Geheimniß ein. Allein ihr Mordplan ward verrathen. Peter flüchtete sich wieder in das feste Kloster, wo er schon einmal Rettung gefunden hatte, und rief die Poteschni und seine übrigen Anhänger zur Hülfe herbei. Ihre Zahl war so groß, daß die Empörer zitterten und keinen Angriff wagten. Peter ließ jetzt seine

empörungssüchtige Schwester in ein Kloster stecken. Um diese Zeit, 1689, starb auch Iwan, und Peter war fortan Alleinherrscher von Rußland. Mit rastlosem Eifer arbeitete er mit seinem Freunde Le Fort an der Aufklärung seiner Nation und der Verbesserung ihrer Staatseinrichtungen. Er schickte mehre junge Russen nach Deutschland, Holland und Italien, um sich unter diesen gesitteten Nationen zu bilden, und zog viele gebildete Ausländer in sein Reich. Die Großen des Reiches aber wie auch die Geistlichkeit waren über seine Neuerungen höchst unzufrieden. Sie beschuldigten ihn, er ziehe Ketzer und Ungläubige in's Reich, schicke die russische Jugend zu Ketzern und stürze so die Religion und verderbe die Sitten. Besonders waren die Strelitzen erbittert, weil er die Poteschni ihnen vorzog. Seine Schwester Sophie nährte von ihrem Kloster aus die Unzufriedenheit, und so entspann sich bald eine neue Empörung. Als er eines Abends zu Preobraschenskoi in einer großen Gesellschaft bei Le Fort war, wurde er plötzlich hinausgerufen. Zwei Strelitzen, die seiner warteten, warfen sich ihm zu Füßen und entdeckten ihm: „eine Rotte ihrer Brüder hätte sich in eine Verschwörung gegen ihn eingelassen. Die Verschworenen wollten in der nächsten Nacht Feuer anlegen und ihn, wenn er zur Hülfe herbeieile, im Gedränge ermorden. Bis dahin wären sie in dem Hause des Staatsrathes Sokownin versammelt." Peter ertheilte sogleich dem Hauptmanne seiner Leibwache, Trubetskoi, den schriftlichen Befehl, um elf Uhr das Haus der Verschworenen zu umzingeln und alle gefangen zu nehmen. Dann kehrte er ruhig in die Gesellschaft zurück, ohne das Mindeste von der Sache zu erzählen. Um zehn Uhr stand er von der Tafel auf. „Laßt euch nicht stören," sagte er unbefangen, „ein kleines Geschäft ruft mich auf einen Augenblick ab." — Er setzte sich in einen Wagen und fuhr selbst nach Moskau. Um halb elf Uhr langte er vor Sokonin's Hause an. Zu seiner Verwunderung fand er hier die Wache nicht; denn er meinte, daß er den Hauptmann beordert hätte, schon ehn Uhr zu erscheinen. Dennoch trat er herein und fand

alle Verschworenen daselbst versammelt. Bei seinem Anblicke fuhren sie erschrocken zusammen. „Lassen Sie sich nicht stören," sagte er mit scheinbarer Heiterkeit, „ich habe im Vorbeifahren helles Licht im Hause gesehen und eine Gesellschaft vermuthet; so bin ich denn hereingetreten, um noch ein Gläschen mit Ihnen zu trinken." Die Verschworenen faßten sich, indem sie glaubten, der Czar wisse von ihrem Vorhaben nichts; sie tranken auf seine Gesundheit, und Peter that tapfer Bescheid. Endlich winkte ein Strelitz dem Sokownin und flüsterte ihm zu: „Es ist Zeit, Bruder!" — „Noch nicht!" erwiderte dieser leise. Das hörte Peter. „Für mich aber ist es Zeit, Schurke!" schrie er, sprang auf Sokownin los und schwang ihm die geballte Faust in's Gesicht. Gerade jetzt, mit dem Schlage elf, trat der Hauptmann mit seinen Soldaten ein. — „Heran!" schrie der Czar, „bindet mir diese Hunde." Das geschah. Aber auch dem Hauptmanne der Leibwache gab er zornig einen derben Schlag in's Gesicht, weil er um eine ganze Stunde zu spät gekommen sei. Da aber der unschuldige Mann seinen schriftlichen Befehl vorzeigte, bereuete Peter seine Uebereilung, küßte ihm freundlich die Stirn und erklärte ihn für einen braven Offizier. Dann fuhr er zu Le Fort zurück und verkündete der staunenden Gesellschaft, was vorgefallen, welch' großer Lebensgefahr er entgangen sei. Die Verschworenen wurden hingerichtet.

Nachdem die Ruhe hergestellt war, entschloß sich Peter, eine Reise in's Ausland zu machen, aber nicht mit dem Pompe eines Czar, sondern bloß als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach altrussischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte und unter dem Titel eines Großcommandeurs. Le Fort war der Anführer dieser Gesandtschaft, die aus mehr als zweihundert und siebenzig Personen bestand. Im April 1697 traten sie die Reise an. Der Zug ging über Königsberg. Hier wurden sie von dem prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg auf das Glänzendste empfangen. Peter gab sich alle Mühe, um nicht erkannt zu werden, aber eben dieses

verrieth ihn. Bei einem glänzenden Gastmahle, das der Kurfürst zur Ehre dieser Gesandtschaft gab, übernahm sich Peter so sehr im Trunke, daß er beinahe seinen Freund Le Fort getödtet hätte, weil er sich durch einige Worte von ihm beleidigt hielt. Als er wieder zur Vernunft kam, empfand er tiefe Reue darüber. „Ach!" rief er schmerzlich aus, „ich will mein Volk gesitteter machen und vermag mich selbst nicht zu zähmen!" Schon in Königsberg besuchte er die Werkstätten der Handwerker und Künstler und erkundigte sich mit großer Lernbegierde nach allem, was ihm neues vorkam. Dann ging die Reise weiter über Berlin und Cleve nach Amsterdam. Amsterdam war ihm eine neue Welt. Das Gewühl der Kaufleute, der Schiffer, der Soldaten; die Schleusen, die Dämme, die Maschinen, die Schiffe, Alles erfüllte den jungen Czar mit freudigem Erstaunen. Um weniger erkannt zu werden, trug er die Kleidung eines holländischen Schiffzimmermannes und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt, mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt sich bekannt zu machen.

Von Amsterdam setzte er nach dem nahe gelegenen Dorfe Saardam über, dem Sitze des holländischen Schiffbaues. Hier erschien er als gemeiner Russe in vaterländischer Tracht und ließ sich unter dem Namen Peter Michaelow in die Liste der Werkleute eintragen. Er bewohnte sieben Wochen lang ein einfaches Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speise, führte den Briefwechsel mit seinen Ministern und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Noch jetzt zeigt man zu Saardam die Hütte, welche er bewohnte. Seine Mitgesellen nannten ihn nicht anders als Peter Baas, d. i. Meister Peter. Auch die Werkstatt der Schmiede, Tauschläger und Segelmacher besuchte er fleißig und erkundigte sich nach Allem. Hierauf begab er sich nach Amsterdam zurück und ließ ein Kriegsschiff von sechzig Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er, mit Seeleuten, Offizieren, Bauleuten und Künst[illegible] versehen, nach Archangel schickte.

Im Jahre 1698 schiffte er sich nach England ein. Zu London that sich wieder eine neue Welt vor ihm auf. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; Alles ließ er sich erklären und schickte dann einzelne Modelle in seine Heimath, sogar von einem Sarge. Vorzüglich erregte das englische Seewesen seine Aufmerksamkeit. Der König Wilhelm veranstaltete ihm zum Vergnügen ein kleines Seetreffen. Ein so furchtbar schönes Schauspiel hatte er noch nie gesehen. „Wahrlich," rief er verwundert aus, „wäre ich nicht zum Czar von Rußland geboren, so möchte ich englischer Admiral sein!" Ueber fünfhundert Engländer nahm er in seine Dienste. Nach dreimonatlichem Aufenthalte begab er sich durch Holland über Dresden nach Wien. Als er eben im Begriffe war, auch Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Ergrimmt eilte er nach Moskau zurück und hielt, da der Aufruhr selbst durch seinen General Gordon bereits gedämpft war, ein furchtbares Gericht. Der größte Verdacht fiel wieder auf seine Schwester Sophie. Da sie aber jede Theilnahme ableugnete, zog er wüthend sein Schwert und würde sie niedergestoßen haben, hätte sich nicht ein Kammermädchen dazwischen geworfen, laut schreiend: „Halt, es ist deine Schwester!" Bei diesen Worten entfiel dem Czar das Schwert. Er dankte dem Mädchen, daß es ihn vor einer Blutschuld bewahrt habe. Er ließ aber, zu einer furchtbaren Warnung, vor ihrem Kloster acht und zwanzig Galgen aufrichten und hundertfünfzig Schuldige aufhenken. Unter diesen wurden drei, welche überführt waren, sie in einer Bittschrift zur Besteigung des Thrones eingeladen zu haben, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgeknüpft. Fast zweihundert fielen als Opfer der Empörung; die unruhige Schar der Strelitzen ward ganz aufgehoben.

Nicht lange nachher starb Le Fort. Der Tod dieses edelen Mannes versenkte den Czar in tiefe Tauer. Nun ward Menzikow sein Liebling. Er war der Sohn eines Landmannes in der Nähe von Moskau und hatte früher in den

Straßen mit Backwerk gehandelt. Le Fort, deſſen Aufmerkſamkeit er als ein munterer und kluger Burſche auf ſich zog, hatte ihn zu ſeinem Diener angenommen; dann aber ihn, als er ausgezeichnete Talente verrieth, für den Staatsdienſt herangebildet. Er nahm ihn mit ſich auf Reiſen und machte ihn auf alles Wichtige aufmerkſam. Dieſer neue Günſtling des Czar ſchwang ſich von Stufe zu Stufe empor; er wurde in der Folge erſter Miniſter, Feldmarſchall und Herzog; faſt alle europäiſchen Höfe beeiferten ſich, dieſen mächtigen Günſtling des ruſſiſchen Kaiſers durch glänzende Ehrenbezeugungen ſich geneigt zu machen. Aber eben ſo tief ſank er am Ende wieder.

Menzikow unterſtützte den Czar bei ſeiner raſtloſen Geſchäftigkeit, die in der Fremde eingeſammelten Erfahrungen in ſeinen Staat zu verpflanzen. Mit dem Aeußeren machte Peter den Anfang und verbot die langen Kleider und Bärte. Wenn einer mit einem langen Kleide nach alter Art durch's Thor gehen wollte, ſo mußte er entweder einen Zoll bezahlen, oder unter dem Thore niederknien und ſich den Rand ſo weit abſchneiden laſſen, als er beim Knien auf der Erde ſchleppte. Nur die Geiſtlichen und Bauern durften Bärte tragen; Jeder andere aber mußte für dieſe Erlaubniß jährlich hundert Rubel zahlen. Ja, auch jeder Bauer, der mit einem Barte in die Stadt kam, mußte unter dem Thore einen Zoll entrichten. Früher durfte keine ruſſiſche Frau in die Geſellſchaft der Männer kommen, ſie war bloß auf ihr Haus beſchränkt. Peter aber brachte die Sitte auf, daß jede Ruſſin freien Zutritt in dieſelbe hatte, ſobald ſie ausländiſche Kleidung trug, und führte ſo durch Annäherung der beiden Geſchlechter einen feineren geſelligeren Ton ein. Auch legte er Schulen und Buchdruckereien an, ließ die vorzüglichſten Werke des Auslandes in die ruſſiſche Sprache überſetzen, munterte ſeine Ruſſen auf, ihrer Bildung wegen in's Ausland zu reiſen, ſo wie er es auch gern ſah, daß gebildete Fremde in ſein Reich kamen. Viele unter den alten Ruſſen konnten ſich anfangs in ſeine Neuerungen nicht finden und murr-

ten; jedoch die sichtbar werdende Veredelung des Volkszustandes trug am Ende, wie in anderen Staaten, so auch hier, den Sieg über verjährte Vorurtheile davon.

47. Fortsetzung. Der große nordische Krieg. 1700—1721.*) Karl XII., König von Schweden.

Ein Hauptgegenstand von Peter's Sorge war der Seehandel; denn nur dieser konnte seinem weiten Reiche inneres Leben geben. Aber alle an der Ostsee gelegenen Länder, Finnland, Ingermannland, Esthland und Liefland waren im Besitze der Schweden. Schon längst hatte er sich diese zur Beute ausersehen. Der gegenwärtige Augenblick schien ihm zur Ausführung seines Vorhabens der geeignetste zu sein; denn der neue König von Schweden, Karl XII., war erst siebenzehn Jahre alt und schien wenig zu versprechen. Um des guten Erfolges noch gewisser zu sein, trat er mit dem Könige von Dänemark, Friedrich IV., und mit dem Kurfürsten von Sachsen, August II., der auch seit dem Jahre 1696 von den Polen zu ihrem Könige gewählt worden war, in ein Bündniß, durch welches sie in leichter Weise zum Besitze der Länder des jungen und unerfahrenen Königes zu gelangen hofften. Karl aber brach sogleich nach Dänemark auf, belagerte die Hauptstadt Kopenhagen und jagte dem Könige einen solchen Schrecken ein, daß dieser noch in demselben Jahre (1700) zu Travendal den Frieden annahm. Nachdem er den ersten Feind zur Ruhe gebracht hatte, ging er rasch auf den zweiten, die Russen, los, welche, achtzigtausend Mann stark, die Festung Narwa in Esthland belagerten. Obschon Karl's Heer nur aus achttausend Mann bestand, so griff er dennoch mit diesem Häuflein am 30. November 1700 den zehnmal stärkeren Feind an. Schon in einer Viertelstunde war der Sieg für die Schweden entschieden. Grauenvoll war die Niederlage und Flucht der Russen. Dennoch erschütterte dieser Unfall Peter's große Seele nicht. „Ich weiß es wohl,“

*) Gleichzeitig der spanische Erbfolgekrieg.

sagte er, „die Schweden sollen uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen! Die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Diese Schlacht soll, denke ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!“ Des blutigen Weges aber zu solchem Ziele achtete er wenig!

So hatte der junge nordische Held in einem Jahre zwei Feinde geschlagen; nun sollte die Reihe an den dritten, den König von Polen, August II., kommen. Karl hatte nichts Geringeres im Sinne, als ihn ganz vom Throne zu stoßen und hörte nicht auf die Bitten seines Feindes. Er drängte ihn und seine Sachsen aus Liefland und Kurland, schlug diese bei Clissow und Pultusk in den Jahren 1702 und 1703 und brachte die Polen dahin, daß sie den jungen geistreichen Stanislaus Lesczinsky zu ihrem neuen Könige wählten. August floh nach seinem Lande Sachsen zurück. Aber auch dorthin folgte ihm der junge Held und trieb ihn so in die Enge, daß dieser, um nicht zuletzt auch Sachsen zu verlieren, demüthigst um Frieden bat. Diesen erhielt er zu Altranstädt bei Leipzig (1706*). Er mußte in demselben auf die polnische Krone verzichten und seinen Gegner Lesczinsky als König anerkenen, wie dieses bereits früher bemerkt worden ist.

Erbauung Petersburgs (1703). — Unterdessen hatte Peter Ingermannland erobert und beschlossen, am Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen eine neue Stadt zu bauen, die nach ihm Petersburg heißen sollte. Im Jahre 1703 legte er den Grund zu derselben, indem er auf einer Insel in dem Hauptstrome der Newa eine Festung anlegte. Um den Bau schnell zu betreiben, wurden selbst aus den entferntesten Gegenden des Reiches Tausende von Russen, Kosaken, Tartaren, Fin-

*) In demselben Jahre gewann Marlborough die Schlacht bei Ramillies gegen Villeroi, und entsetzte Eugen die von den Franzosen hart bedrängte Stadt Turin.

nen und Kalmucken zusammengetrieben. Vierzigtausend Menschen arbeiteten binnen Kurzem an demselben. In Rockschößen und kleinen Säcken von Matten ward die Erde zusammengetragen, jedes Fahrzeug mußte Steine mitbringen, jeder Bauernwagen wenigstens drei Stück, und im ganzen übrigen Lande sollte kein gemauertes Haus gebaut werden, bis die neue Stadt fertig sei. Schon binnen vier Monaten war die Festung fertig, und nun ging es mit noch größerem Eifer an den Bau der Stadt selbst. Innerhalb zehn Jahre standen schon mehre tausend große und kleine Häuser. Um die neue Stadt zu bevölkern, mußten alle Städte und Orte des Reiches Kaufleute, Handwerker und Künstler mit ihren Familien abschicken, um sich für immer in Petersburg niederzulassen. Auch die meisten Bauleute, welche die weite Rückkehr in ihre Heimath scheueten, ließen sich in derselben nieder. Mehre adelige Familien aus Moskau mußten den Winter in der neuen Residenz zubringen. Auch aus den benachbarten Ländern, besonders aus Deutschland, ließen sich viele in Petersburg nieder, so daß sie bald, zum Erstaunen Aller, eine der schönsten und volkreichsten Städte des ganzen Erdkreises wurde.

Schlacht bei Pultawa (1709). — Während Peter mit dem Bau seiner Stadt auf das Eifrigste beschäftigt war, erhielt er plötzlich die Nachricht: Karl habe mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden geschlossen und sei mit seinem siegreichen Heere gegen ihn selbst in vollem Anzuge. Der Czar erbot sich zum Frieden; Karl aber, stolz auf sein Glück, ließ ihm die Antwort überbringen: Nur in Moskau werde er ihm die Bedingungen vorschreiben. Da rief Peter voll Selbstgefühl aus: „Mein Bruder Karl will den Alexander spielen; er wird aber an mir keinen Darius finden!“ Diese Worte gingen auch in Erfüllung. Karl trat mit den aufrührerischen Kosaken in der Ukraine in Verbindung und belagerte die Stadt Pultāwa, um sich der dasigen Magazine zu bemächtigen. Mit einem Heere von siebenzigtausend Mann eilte Peter zum Entsatze herbei und schlug am

8. Juli 1709*) unter den Mauern der Stadt das aus neunzehntausend Mann bestehende schwedische Heer so gänzlich, daß der verwundete König nur mit Noth, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren, sich auf das türkische Gebiet nach Bender rettete. Durch diese Schlacht gingen alle Früchte seiner früheren Siege wieder verloren. Auch der Kurfürst von Sachsen nahm sogleich sein Königreich Polen wieder in Besitz.

Der Sultan Achmed III. nahm den Flüchtling gastfreundlich auf und erklärte auf dessen Anstiften dem russischen Czar den Krieg. Peter wurde am Pruth von den Türken eingeschlossen und war in Gefahr, mit seinem Heere gefangen zu werden, allein seine Freundin, Kathinka, die nachmalige Kaiserin Katharina I., rettete ihn. Sie bestach den Großwessir, daß er die Russen abziehen ließ. Im Jahre 1711 kam ein Friedensschluß zu Stande, in welchem die Russen die wichtige Festung Asow, den Schlüssel des gleichnamigen Meeres, wieder abtreten mußten. Nun erhielt Karl, der mit etwa dreihundert Schweden bei Bender gelagert war, von dem Sultan den Befehl, das türkische Gebiet zu verlassen; allein dieser kehrte sich nicht an den Befehl und blieb. Der Sultan drohete; vergebens! Da war seine Geduld erschöpft. Er befahl dem Pascha von Bender, sich des lästigen Gastes mit Gewalt zu bemächtigen. Auch der Pascha wollte zuvor den Weg der Güte versuchen und ihn zur Nachgiebigkeit bewegen, allein Karl rief ihm mit höhnendem Stolze zu: „Gehorche Deinem Herrn, wenn Du Muth hast!“ Da ließ der Pascha ganze Haufen Janitscharen mit schwerem Geschütze gegen ihn anziehen. Karl aber schlug sich mit seinem Häuflein durch die Tausende der Feinde nach seinem hölzernen Hause Warnitza durch, trieb die Türken, welche es besetzt hatten, hinaus, verrammte die Thür und vertheidigte sich hier mit fünfzig Mann sieben Stunden lang gegen den stürmenden Angriff eines ganzen Heeres auf das Heldenmüthigste. Ganze Hügel

*) In demselben Jahre verlor Villars, Ludwig's XVI. Feldherr, die Schlacht bei Malplaquet gegen Eugen und Marlborough.

von Todten und Verwundeten lagen um sein Haus. Endlich wurde das Dach in Brand geschossen, und nun, als schon die brennenden Sparren herabfielen, mußte er das Haus verlassen. In der einen Hand den Degen, in der andern ein Pistol, stürzte er wüthend hinaus in den Feind, stolperte aber über seine Sporen, fiel hin und wurde nun schnell ergriffen. Die über solchen Muth hoch erstaunten Türken nannten diesen Kampf „Kalabalik" oder Löwenjagd. Nun wurde er nach Bender und von dort nach Demotika gebracht und unter Aufsicht gestellt. Dennoch blieb er, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande über ein ganzes Jahr, und versuchte noch fortwährend die Pforte gegen Rußland in Waffen zu bringen. Als er aber vernahm, daß die schwedische Reichsversammlung selbst einen Frieden mit Rußland und Polen unterhandle, verließ er, um diesen zu verhindern, augenblicklich die Türkei. Mit allen Beschwerden und Entbehrungen vertraut, jagte er voraus mit der Eile eines Kuriers, unter dem Namen Karl Frisch, durch Ungarn, durch Deutschland und erschien, aller Welt zum Erstaunen, im November 1714 vor den Thoren Stralsunds, nachdem er fünf Jahre in der Türkei zugebracht hatte.

Friede zu Nystädt (1721). — Jedoch kehrte sein früheres Glück nicht mit ihm zurück. Er war der Uebermacht seiner Feinde nicht gewachsen. Mehre Provinzen mußten an die Russen abgetreten werden. Um sich für diesen Verlust zu entschädigen, beschloß er, den Dänen Norwegen zu entreißen. Im Jahre 1715 eröffnete er den Feldzug, der aber unglücklich ablief. Der größte Theil seines Heeres wurde das Opfer einer ungeheuren Kälte, die einbrach, er selbst aber bei der Belagerung der Festung Friedrichshall im Süden Norwegens am 10. Dezember 1718*) in den Laufgräben von einer feindlichen Kugel getroffen. So starb der weit gefürchtete und bewunderte nordische Held, erst sechs und dreißig Jahre alt, der eigentlich nie regiert, sondern bloß Feldzüge geführt hatte. Mit ihm er-

* In demselben Jahre wurde der Friede zu Passarowitz geschlossen.

loſch Schwedens Anſehen und Ruhm, und Rußland war nunmehr die erſte Macht im Norden. Im Frieden von Nyſtädt 1721 erhielt dieſes von Schweden die ſchönſten Oſtſeeländer, Liefland, Eſthland, Ingermannland und einen Theil von Karelien, wogegen es Finnland zurückgab. Am Tage des großen Friedensfeſtes wurde Peter als Kaiſer aller Reußen (Ruſſen) feierlich ausgerufen, und ihm der Beiname des Großen gegeben. Die übrigen Mächte hatten ſich beits früher durch beſondere Verträge mit Schweden ausgeſöhnt. Preußen bekam Vorpommern nebſt Stettin und den Inſeln Uſedom und Wollin; Hannover Bremen und Verden, und Dänemark blieb im Beſitze des eingenommenen Schleswig.

48. Peter des Großen letzte Lebensjahre.

Während deſſen, im Jahre 1716, hatte Peter eine zweite Reiſe in's Ausland gemacht, um ſich mit den einzelnen Staaten näher zu befreunden. Seine zweite Gemahlin, Katharina, — die erſte hatte er verſtoßen — begleitete ihn bis Holland. Hier beſuchte er mit ihr ſein altes Saardam wieder und führte ſie in die Hütte, welche er einſt als Peter Baas bewohnt hatte. Erſt im folgenden Jahre verließ er ſein Lieblingsland und reiſete nach Frankreich. Zu Paris wurde er auf das Zuvorkommendſte empfangen; alle Merkwürdigkeiten der Stadt wurden dem wißbegierigen Fremden gezeigt. Auch beſuchte er Richelieu's Grabmal. Er betrachtete es mit Rührung, umarmte die Bildſäule und ſprach: „Großer Mann, die Hälfte meiner Staaten hätte ich dir gegeben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen!“ Eines Tages wurde ihm der kleine, erſt ſiebenjährige König Ludwig XV. vorgeſtellt. Mit zwangloſer Gemüthlichkeit nahm Peter ihn auf den Arm, küßte ihn und ſagte: „Ich wünſche, Sire, daß Sie wohl aufwachſen und löblich regieren mögen, vielleicht werden wir uns mit der Zeit einander brauchen können.“ Sechs Wochen hielt er ſich zu Paris auf; dann begab er ſich wieder nach Amſterdam zu ſeiner dort

zurückgebliebenen Gemahlin. Vier Wochen blieb er noch dort, dann eilte er über Berlin in sein Reich zurück, wo ein höchst peinliches Geschäft seiner wartete. Er hatte von seiner ersten Frau, die er verstoßen, einen Sohn, mit Namen Alexei. Dieser war ihm immer ein Gegenstand des Mißtrauens und der Besorgniß. Auf ihn sahen alle die mit Hoffnung, welche an den alten Gewohnheiten des Landes hingen und den Neuerungen des Vaters abhold waren, und er ließ sich deutlich merken, daß er alles auf den alten Fuß herstellen werde, sobald er den Thron seines Vaters bestiegen hätte. Das aber war es gerade, was der Vater fürchtete. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß die neuen Schöpfungen, an die er sein ganzes Leben gesetzt hatte, unter seinem Sohne wieder untergehen sollten, und er beschloß, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Mit jedem Tage wuchs das Mißtrauen zwischen Vater und Sohn. Alexei erklärte sich bereit, auf die Thronfolge zu verzichten und in's Kloster zu gehen; allein der Vater traute solchen Versprechungen nicht. Peter war eben nach Kopenhagen gereiset, als er in einer Anwandlung von Mißtrauen befahl, sein Sohn sollte unverzüglich dahin kommen. Statt aber nach Kopenhagen zu kommen, floh dieser nach Wien, von da nach Neapel. Der erzürnte Vater forderte vom Hofe die Auslieferung seines Sohnes. Zugleich schrieb er diesem selbst und bedrohete ihn mit seinem Fluche, wenn er nicht sogleich zurückkehrte, versprach ihm aber Vergebung, wenn er sich gehorsam seinem Willen unterwerfe. Alexei kehrte (1718) zu seinem Vater zurück und leistete feierlich auf die Thronfolge Verzicht. Da er jedoch seine Mitschuldigen nicht nennen wollte, und auch aus einer Untersuchung sich ergab, daß er mit Hülfe des ihm ergebenen Volkes nach dem Throne gestrebt, sprachen 144 Richter ihm das Leben ab. Die Hinrichtung wurde zwar nicht vollzogen; aber der Jüngling erkrankte plötzlich und starb bald, nachdem er zuvor reuig seinen Vater um Verzeihung gebeten, und dieser ihm auch verziehen und seinen Vatersegen ertheilt hatte. Nunmehr erließ Peter ein Gesetz (1722), nach welchem

der jedesmalige Regent berechtigt sein sollte, seinen Nachfolger zu bestimmen, ohne Rücksicht auf nahe Verwandte.

49. Peter des Großen nächste Thronfolger.

Katharina I. (1725—1727). — Peter der Große regierte bis zum Jahre 1725. Nach ihm bestieg seine Gemahlin Katharina, mit Menzikow's Hülfe den Thron. Diese berühmte Frau hatte sich aus der dunklen Mitte des Volkes auf den glänzenden Thron des größten Reiches der Erde emporgeschwungen. Sie war die Tochter eines armen liefländischen Bauern und diente anfangs in Marienburg. Nach der im Jahre 1692 erfolgten Einnahme dieser Stadt durch die Russen wurde sie als Gefangene nach Rußland gebracht, wo sie durch ihre Anmuth die Neigung Peter's gewann und seine Gemahlin wurde. So lagen denn, durch eine wunderbare Fügung des Himmels, die Angelegenheiten des größten Reiches der Erde in den Händen einer Kaiserin, die früher dienende Magd, und eines Fürsten und ersten Ministers, der früher Bäckerjunge gewesen war. Katharina regierte unter Menzikow's Leitung nur zwei Jahre. Im Jahre 1727 folgte sie ihrem Gemahle in's Grab.

Peter II. (1727—1730). — Nach ihr kam Peter II., der Sohn des unglücklichen Alexei, zur Regierung. Unter ihm wurde der noch vor kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikow, welcher schon auf dem Punkte stand, durch Verheirathung seiner Tochter Schwiegervater des Kaisers zu werden, plötzlich gestürzt. Habsucht soll ihn verleitet haben, große Geldsummen zu veruntreuen. Hierzu kamen viele geheime Anschwärzungen von Seiten des neuen kaiserlichen Günstlinges Dolgorucki und dessen Partei, so daß der aufgebrachte Kaiser Menzikow's unermeßliches Vermögen einzog und ihn selbst mit seiner Familie nach Sibirien verbannte. Mit männlichem Muthe ertrug er in den öden Steppen dieser Wildniß Unbestand menschlicher Größe. Peter II. starb schon 1730,

und mit ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Romanow. Es folgte nun

Anna (1730—1740), Herzogin von Kurland, des blödsinnigen Iwan's Tochter. Unter ihr versuchten es die Großen des Reiches, die höchste Gewalt zu beschränken; allein dieser Versuch endete zu ihrem Verderben und ward Veranlassung zur Bildung eines neuen Staatsrathes von Fremden. Unter diesen genoß der Herzog Ernst von Biron das unbegrenzte Vertrauen seiner Kaiserin, so daß die Regierung größtentheils in seinen Händen war. Mit Wuth verfolgte er die Dolgorucki's; eine große Menge von ihnen ließ er hinrichten, die übrigen verbannte er in die Wüsteneien Sibiriens. Auf dem Todesbette ernannte Anna ihn zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan; aber der letzte Wille dieser schwachen Fürstin ward nicht vollzogen. Sie starb 1740. Nach ihrem Tode brach ein großer Aufstand aus. Der kaum zwei Monate alte Iwan ward vom Throne gestoßen, sein Vormund Biron mit seinem ganzen Anhange nach Sibirien verbannt. Mit Hülfe der bestochenen Garden bestieg nun Elisabeth, die Tochter Peter des Großen, den Thron. Auf diese Kaiserin werden wir im Verlaufe der Geschichte zurückkommen.

Preußen.

I. Brandenburg bis 1618.

50. Die frühesten Bewohner der Mark Brandenburg.

Die Wege des großen in den nördlichen Theilen von Deutschland gelegenen Königreiches Preußen ist die Mark Brandenburg, die noch jetzt als Provinz den Mittelpunkt dieses Staates bildet. In der frühesten Zeit wohnten hier in den Gegenden zwischen der Elbe und Oder, zwei der edelsten deutschen Volkstämme, die Sennonen und Longobarden Diese aber verließen zur Zeit der großen Völkerwanderung ihr-

Wohnsitze, zogen nach Süden und gründeten im alten Römerreiche neue Staaten. In die verlassenen Gegenden drangen nun von Osten aus die Wilzen, ein Stamm der Wenden oder Slaven. Als diese ihre westlichen Grenznachbaren, die Sachsen, im Kriege gegen Karl den Großen unterstützten, drang der Frankenkönig auch in ihr Land ein und zwang sie, nach dem hartnäckigsten Widerstande, zu einem jährlichen Tribut. Sie behielten jedoch ihre Freiheit und behaupteten dieselbe auch unter den nachfolgenden Karolingern. Da endlich erschien der deutsche König Heinrich I., der schon früher, als sächsischer Herzog fortwährend zu kämpfen hatte mit diesen wilden räuberischen Grenznachbaren, eroberte im Jahre 926 mit stürmender Gewalt Brennabor (Brandenburg), die Hauptstadt der slavischen Heveller, und legte dann zur Sicherung der Reichsgrenze den Grund zur Nordmark, die den Namen Altmark erhielt, als nachher andere Bezirke neu hinzukamen. Ihr fester Hauptort war Soltwedel (Salzwedel) an der Jetze. Heinrich ernannte einen seiner tapfersten Waffengefährten, den edelen Sachsen Bernhard, zum ersten Markgrafen oder Grenzstatthalter. Gerade diese Nordmark (Altmark) ist der Boden, auf welchem die nachfolgenden Fürsten mit starkem Arme und seltener Klugheit das Gebäude der preußischen Monarchie aufgeführt haben.

Was der deutsche König Heinrich I. hier schön begonnen hatte, suchte sein Nachfolger Otto der Große zu kräftigen und zu befestigen. Insbesondere suchte er die heidnischen Bewohner des Landes für das Christenthum zu gewinnen, das erst bei wenigen Eingang gefunden hatte und stiftete zur größeren Befestigung desselben die Bisthümer Brandenburg und Havelberg, welche dem Erzstifte Magdeburg untergeordnet wurden.

Allein hiermit war das Werk der Unterwerfung und Bekehrung der Wilzen noch lange nicht vollendet. Wiederholt erhob sich das kriegerische Volk zu neuen Versuchen der Rache und Rettung, und unter den dreizehn Markgrafen von Salzwedel vom Ende des zehnten bis zu Anfange des zwölften

Jahrhunderts dauerte der Kampf unter wechselnden Siegen und Verlusten fort. Erst dem ritterlichen Grafen von Ballenstädt am Harze, Albrecht dem Bär, gelang es, sich und seine Nachkommen im Besitze der Nordmark zu befestigen. Von seinem Hauptsitze Aschersleben — Askanien — führte dieses gräfliche Haus auch den Namen Askanisches.

51. Brandenburg unter dem Hause Askanien (1133—1320.)

Albrecht der Bär (1133—1170). — Mit ihm beginnt das ruhmvolle Walten der Ballenstädter oder Askanier, denen es vom Himmel beschieden war, den slavischen Osten für das Christenthum und für deutsche Gesittung zu gewinnen. Es war Kaiser Lothar von Sachsen, welcher diesem Grafen von Ballenstädt im Jahre 1133 die Nordmark verlieh, weil derselbe ihm auf seinem Zuge nach Italien große Anhänglichkeit und Treue bewiesen hatte. Der nachfolgende Kaiser, Konrad III., verlieh dem ihm ebenfalls befreundeten neuen Markgrafen Albrecht auch das durch die Aechtung Heinrich des Stolzen erledigte Herzogthum Sachsen. Jedoch dieses neuen Besitzes sollte er sich nicht lange erfreuen. Der Parteigeist wurde rege und führte blutige Kriege herbei. Die sächsischen Großen ergriffen für ihren früheren Herzog und seinen Sohn Heinrich den Löwen die Waffen, und zwangen Albrecht, nicht nur Sachsen wieder aufzugeben, sondern sie trieben ihn sogar aus seinen eigenen Besitzungen. Erst im Jahre 1143 erhielt er durch einen Vergleich zu Frankfurt a. M. seine Erbländer und die Nordmark zurück, mit welcher jedoch zur Schadloshaltung für das Heinrich dem Löwen verbleibende Sachsen die erledigte Ostmark verbunden wurde. Dagegen breitete er bald seine Herrschaft durch Kämpfe gegen die Slaven auf dem rechten Elbufer aus, eroberte Brandenburg, die stärkste Festung der Heveller und nannte sich seit 1157 Markgraf von Brandenburg.

Aus Dankbarkeit für Gottes Hülfe in diesen Kämpfen und um Gnade und Kraft zu erflehen, das mit dem Schwerte er-

oberte Land durch christliche Sitte zu veredeln, machte Albrecht im Jahre 1158 mit seiner Gemahlin Sophie eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Hier lernte er die geistlichen Orden kennen, und er bewog die Johanniter und Tempelherren, sich in seinem Lande niederzulassen, um hier das Christenthum fester zu begründen, aber auch Schutz zu gewähren gegen die benachbarten heidnischen Wenden. Er schenkte den Ordensrittern reiche Besitzungen, und seitdem entfalteten diese ihre segensreiche Wirksamkeit, die Johanniter vorzüglich an der Nordgrenze des Landes, die Tempelherren an der Ostgrenze. Brandenburg und Havelberg wurden wieder Bischofssitze. Zum besseren Anbau des Landes zog er viele Kolonisten aus Franken, Sachsen, Westfalen und den Niederlanden herüber, deren Ansiedelung auf die Verbesserung des Ackerbaues, die Vermehrung der Gewerbethätigkeit und auf die festere Begründung deutscher Sitte von den heilsamsten Folgen war. Neue Dörfer wurden angelegt und erhoben sich allmälig zu Städten und Festungen. Unter andern wurde Spandau angelegt, und das längst als großes Dorf bestandene Berlin verschönert und mit Köln an der Spree verbunden. Auch die Künste und Wissenschaften fanden ihre Pflege besonders durch die vielen Stifte und Klöster. Sichtbar blühete das Land auf. Albrecht starb im Jahre 1170 mit dem Nachruhme eines großen Fürsten und des edelsten Wohlthäters für die Marken.

Albrecht's Nachfolger. — Gott segnete den frommen Stifter des askanischen Hauses auch in seinen Nachfolgern, die noch 150 Jahre regierten. Unter ihnen stieg das Ansehen desselben so hoch, daß sie auf den Reichstagen das Erzkämmereramt versahen und bald auch mit den sechs mächtigsten Reichsfürsten das ausschließliche Wahlrecht der deutschen Könige als Kurfürsten an sich rissen. Mit dem Tode Waldemar's im Jahre 1319 und dessen unmündigen Vetters Heinrich VIII. im Jahre 1320 erlosch dieses herrliche Geschlecht. Die Mark Brandenumfaßte damals nicht nur die heutige Provinz Branden-

burg, sondern auch einen Theil Sachsens, Mecklenburgs, Braunschweigs und Pommerns.

Mit dem Aussterben des askanischen Hauses beginnt eine Unglücksperiode für das verwaisete Land. Die benachbarten Fürsten ersahen sich die ihnen zunächst liegenden Länder zur Beute aus und überfielen dieselben mit Heeresmacht. Der damalige Streit zwischen den Häusern Wittelsbach und Habsburg um die Kaiserkrone verwickelte die Verhältnisse noch mehr. Als aber Ludwig von Bayern seinen Nebenbuhler besiegt hatte, nahm er 1323 die Mark Brandenburg als erledigtes Reichslehen für sich in Anspruch und belehnte im folgenden Jahre hiermit seinen neunjährigen Sohn Ludwig.

52. Brandenburg unter dem Hause Bayern (1324—1373).

Die fünfzigjährige Regierung Ludwig's I. und seiner beiden Brüder Ludwig II. und Otto VI. ist nur durch Unglück ausgezeichnet. Die Mark blieb fortwährend der Schauplatz wilder Kriege. Die Herzoge von Pommern, Sachsen und Braunschweig wie auch der Erzbischof von Magdeburg rissen ganze Landestheile an sich. Und als der Kaiser Ludwig gestorben war, wurde die Herrschaft seines Sohnes von allen Seiten angefochten. Zu den auswärtigen Feinden gesellten sich auch bald Feinde im Innern des Landes selbst. Räuber, bekannt unter dem Namen Stellmeiser, richteten schreckliche Verwüstungen an. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Betrüger, der sich für den, bereits vor 28 Jahren verstorbenen Markgrafen Waldemar aus dem askanischen Hause ausgab, und bemächtigte sich, vom Kaiser Karl IV. anfänglich begünstigt, eines großen Theiles der Mark. Später aber erklärte sich der Kaiser für Ludwig, als den rechtmäßigen Besitzer der Mark und bestätigte diesem auch in der goldenen Bulle seine Kurwürde. Allein Ludwig I. war der Regierung bald überdrüssig. Er übergab dieselbe im Jahre 1351 seinen Brüdern und zog sich nach Bayern zurück. — Ludwig II. (1351—1365) war zwar thätig, konnte aber bei

dem besten Willen die Ruhe im Lande nicht wieder herstellen; sein Bruder, Otto VI. (1351—1373) dagegen durchaus träge und genußsüchtig, so daß er von seinen Zeitgenossen den Beinamen „der Faule" erhielt. Dieser trat im Jahre 1373 die Marken gegen eine geringe Entschädigung an die Söhne des Kaisers Karl IV. ab und behielt sich nur die Kurwürde vor bis zu seinem Tode.

53. Brandenburg unter dem Hause Luxemburg (1373—1415).

Karl IV. übernahm für seine noch minderjährigen Söhne die Regierung der Mark und führte dieselbe mit Einsicht und Kraft. Ruhe und Ordnung kehrten allmälig wieder. Allein diese Ruhe, diese Ordnung waren nicht von Dauer. Sie gingen wieder unter mit dem, der sie herbeigeführt hatte. Karl IV. starb 1378, und bei der Theilung seiner Erbländer fielen die Marken größtentheils seinem zweiten, erst zehn Jahre alten Sohne Sigismund zu. Dieser aber kümmerte sich wenig um Brandenburg, er ließ es durch Statthalter verwalten, deren Habsucht unersättlich war. Er selbst schien sich ein glänzenderes Ziel gesteckt zu haben und lebte fern von den Marken in verschwenderischer Pracht. Und als er im Jahre 1387 auch die ungarische Königskrone erhielt, verpfändete er in seiner beständigen Geldnoth die Kurmark an seinen Vetter den Markgrafen Jobst (Jodokus) von Mähren. Auch dieser kümmerte sich wenig um dieselbe, überließ habsüchtigen Vögten die Verwaltung, und die Noth und das Elend des Landes stiegen zu einer grenzenlosen Höhe. Nirgends Ruhe, nirgends Sicherheit! Ganze Dörfer standen verlassen, und nur die größeren Städte konnten sich durch engere Verbindungen unter einander vor dem Uebermuthe des räuberischen Adels schützen. Jobst starb im Jahre 1411, und nun fiel die erledigte Mark Brandenburg an Sigismund zurück, der inzwischen Kaiser geworden war. Dieser überließ sie wieder seinem nächsten Freunde und Gönner Friedrich VI., dem Burggrafen von Nürnberg aus dem gräflichen

Hauſe Hohenzollern, einem der älteſten und berühmteſten deutſchen Häuſer in Franken. Nur gegen eine Entſchädigung von 100,000 Goldgulden (Dukaten) für die vom Burggrafen auf die Herſtellung der Ordnung in dem zerrütteten Lande aufgewandten Koſten ſollte die Mark von Sigismund oder deſſen Erben zurückgefordert werden können. Dieſen blieb auch die Kurwürde vorbehalten, bis der Kaiſer auf dem Concilium zu Coſtnitz am 30. April 1415, um die Zahl der Kurfürſten wieder vollſtändig zu machen, dem Burggrafen die Mark Brandenburg nebſt der Kur- und Erzkämmererwürde erblich übertrug, jedoch gegen Vorbehalt der Wiedereinlöſung. Zwei Jahre ſpäter, am 18. April 1417 fand ebendaſelbſt die feierliche Belehnung in Gegenwart aller Reichsfürſten Statt. Das Kurfürſtenthum Brandenburg gehörte nunmehr dem Hauſe Hohenzollern, und ſeit dem Jahre 1415 hieß Friedrich I. als Wahlfürſt Reichserzkämmerer; denn der Titel Kurfürſt war für die weltlichen Wahlfürſten damals noch nicht gebräuchlich. Mit ihm beginnt das glorreiche Walten der Fürſten aus dieſem Hauſe.

54. Brandenburg unter dem Hauſe Hohenzollern bis zur Vereinigung mit Preußen (1415—1618).

Friedrich I. (1415—1440). — Dieſer biedere thatkräftige Fürſt wurde ein Vater für ſein Land. Allmälig kehrten Ruhe und Ordnung, Achtung vor dem Geſetze, Sicherheit des Eigenthumes, Zucht und Sitte in die Marken zurück. Aber auch die alten Grenzen derſelben ſollten wieder hergeſtellt werden. Er griff zum Schwerte und zwang den Herzog von Pommern zur Herausgabe der von der Uckermarck abgeriſſenen Theile. Eben ſo ſiegreich war er auch im Kampfe mit dem Herzoge von Mecklenburg. Dieſer mußte die Priegnitz an Brandenburg abtreten und die Lehnsherrſchaft des Kurfürſten anerkennen. Dem vortrefflichen Vater folgte ſein vortrefflicher Sohn

Friedrich II. (1440—1470), welcher auch der Eiſerne, der Eiſenzahn, genannt wurde, theils mit Bezug auf ſeinen

festen Charakter, theils wegen der Gewohnheit dieses Fürsten, stets einen eisernen Harnisch zu tragen. Mit dem Herzoge von Mecklenburg schloß er in Folge neu ausgebrochener Streitigkeiten einen Vertrag zu Wittstock (1442), kraft dessen er sich die Anwartschaft jenes Landes vorbehielt. Im Jahre 1449 erlangte er vom Kaiser auch die Bestätigung der Lehnshoheit Brandenburgs über die Grafschaft Wernigerode; und der Erzbischof von Magdeburg mußte seiner Lehnshoheit über die Altmark entsagen. Die Neumark, das Land über der Oder, welches der Kaiser Sigismund dem deutschen Orden, gegen Vorbehalt des Rückkaufes, überlassen hatte, lösete er im Jahre 1455 wieder ein. Nach einer dreißigjährigen mit Kraft geführten Regierung überließ er diese seinem Bruder Albrecht. Er selbst zog sich nach der Plassenburg am weißen Main bei Kulmbach zurück und starb dort im folgenden Jahre 1471.

Albrecht Achilles (1470—1486). — Albrecht, der wegen seiner Tapferkeit und Ritterlichkeit der deutsche Achilles genannt wurde, war ein fein gebildeter Mann, den die rauhen Sitten seiner neuen Unterthanen wenig ansprachen. Darum war er gewöhnlich auf seinen fränkischen Gütern und hielt hier einen glänzenden Hof. Nach dem Tode seiner Brüder vereinigte er alle hohenzollerischen Länder, die brandenburgischen und fränkischen, und gründete im Jahre 1473 ein von seinem kaiserlichen Freunde Friedrich IV. bestätigtes Hausgesetz, die „ewige Erbordnung", wodurch allen Streitigkeiten über die Erbfolge für immer vorgebeugt werden sollte. Um ungestört in Franken weilen zu können, setzte er seinen Sohn Johann zum Statthalter in den Marken ein. Dieser war auch sein Nachfolger.

Johann Cicero (1486—1499). — Johann, wegen seiner Beredtsamkeit Cicero genannt, war der erste Hohenzoller, der in den Marken bleibend seinen Wohnsitz nahm. Er war ein frommer Fürst und besonders thätig für die Beförderung der Wissen-

Vom Papste und Kaiser wirkte er die Erlaubniß aus,

zu Frankfurt a. d. O. eine Universität zu gründen, die aber erst unter seinem Sohne und Nachfolger

Joachim I. Nestor (1499—1535) im Jahre 1506 feierlich eröffnet wurde. Joachim, wegen seiner Klugheit Nestor genannt, führte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Strenge trat er gegen die wieder erwachende Raubluft des Adels auf, und gründete zur bessern Handhabung der Gerechtigkeit und Ordnung im Jahre 1516 zu Berlin das Kammergericht, dem sich Adelige wie Bürgerliche unterwerfen mußten. Auch war er ein entschiedener Gegner der damals auftretenden Reformation. Sein Sohn und Nachfolger aber

Joachim II. Hektor (1535—1571) trat zur lutherischen Kirche über und führte die kirchliche Reform auch in sein Land ein. Dieser Fürst, der wegen seiner Tapferkeit, durch die er sich schon als Kurprinz gegen die Türken ausgezeichnet hatte, Hektor hieß, erwarb durch einen Vergleich mit Polen seinem Hause die Mitbelehnung und somit die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen.

Johann Georg (1571—1598). — Dieser, ein Feind aller Ueppigkeit und Pracht, sorgte besonders für die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend, und gründete im Jahre 1574 auch das Berliner Gymnasium zum grauen Kloster. Durch die Aufnahme der Flüchtlinge aus den Niederlanden sorgte er für das Aufblühen des Handels. Sein Sohn

Joachim Friedrich (1598—1608) war ebenfalls sehr thätig für die Verbesserung der dem Unterrichte der Jugend gewidmeten Bildungsanstalten. Er stiftete im Joachimsthal ein Gymnasium, das später nach Berlin verlegt wurde. Nicht minder thätig war er für die Beförderung des Handels und Gewerbfleißes. Außerdem eröffnete er sich und seinen Nachkommen eine sichere Bahn zur Vergrößerung der Macht seines Hauses. Nach dem Tode des Markgrafen von Ansbach erhielt er die vormundschaftliche Regierung über das Herzogthum Preußen für den in Blödsinn verfallenen Herzog Albrecht Friedrich.

Johann Sigismund (1608—1619), sein Sohn und Nachfolger, wurde vom Polenkönige mit Preußen belehnt (1611) und übte bei der andauernden Geisteskrankheit des Herzoges alle Rechte eines wirklichen Herrn aus. Und als im Jahre 1618 Albrecht Friedrich ohne männliche Nachkommen starb, vereinigte er das Herzogthum Preußen mit dem Kurfürstenthum Brandenburg. Auch im fernen Westen erhielt seine Hausmacht einen bedeutenden Zuwachs. Im Jahre 1609 erlosch der Mannesstamm in Jülich-Cleve-Berg, und Johann Sigismund mußte unter großen Schwierigkeiten sein Erbrecht gegen den Pfalzgrafen von Neuburg geltend machen. Erst im Jahre 1614 wurde dieser jülichsche Erbfolgestreit durch einen Vergleich zu Xanten am Rhein geschlichtet. Er erhielt in demselben Cleve, die Mark, Ravensberg und Ravenstein.

II. Preußen bis 1618.

55. Die ältesten Bewohner.

Preußen wird erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts in der Geschichte erwähnt, als der heil. Adalbert von Prag den Versuch machte, die noch heidnischen Preußen zum Christenthume zu bekehren. Diese gehörten zum Stamme der Letten und bewohnten damals das nördliche an Rußland schließende Gebiet an der Memel und Weichsel. Weil sie Anwohner der Reußen oder Russen waren, so gaben ihnen die Polen den Namen Preußen; denn dieser bezeichnet Nachbaren der Reußen oder Russen.*) Hier aber fand das Christenthum noch keinen Eingang; der heil. Adalbert und mehre andere Glaubensboten starben sogar den Märtyrertod. Da griff der König von Polen, Bojeslav I., zum Schwerte, und zwang die Preußen zu einem Tribute. Allein dieser Tribut ward bald vergessen, und vor Rache griffen diese nun im wilden Ungestüm

*) Der Name Preußen ist wahrscheinlich nur eine Abkürzung aus Borussen; denn po bedeutet im Poln. bei oder an, und oder Preußen die an oder bei den Russen (Wohnenden).

Polen selbst an, das seitdem fortwährend der Tummelplatz kriegerischer Einfälle blieb.

Unterdessen wurde der Same des Christenthums an der Küste von Liefland ausgestreuet. Bremer Kaufleute, durch Sturm an dieselbe verschlagen, stifteten Bekanntschaft mit den wilden Bewohnern, baueten sich zu Irküll an (1158), riefen Prediger in's Land und errichteten ein Bisthum, dessen Sitz später (1200) nach dem von ihnen gegründeten Riga an der Mündung der Düna verlegt wurde. Schon im Jahre 1201 wurde hier von dem Bischofe Albert der Orden der Schwertbrüder gestiftet zur Behauptung der Herrschaft und zur Befestigung des Christenthums; und Liefland, Esthland, Kurland und Semgallen wurden von demselben unterworfen.

Diesen neu emporblühenden Orden riefen die hartbedrängten Polen im Jahre 1215 zu Hülfe; aber die Macht desselben brach sich an dem wilden Ungestüme der heidnischen Preußen. Auf's Aeußerste gebracht rief endlich, 1230, der Herzog Konrad von Massovien den deutschen Orden herüber, welcher seit dem Verluste von Palästina zu Venedig seinen Sitz hatte. Diesem schenkte der Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. ganz Preußen, um in demselben das Christenthum auszubreiten. Mehr als ein halbes Jahrhundert stritten die herübergekommenen Ritter für ihre und des Evangeliums Herrschaft. Schlacht reihete sich an Schlacht. Das Blut floß in Strömen. Endlich unterlag Preußen in dem großen Vertilgungskampfe (1283).

56. Preußen unter dem deutschen Orden (1283—1525).

Mit väterlicher Milde und Fürsorge beherrschte fortan der deutsche Orden, welcher auch die Schwertbrüder mit sich vereinigte, das eroberte Land. Das Christenthum gewann einen festen Boden; neue Städte wurden gegründet, deutsche Kolonisten herübergerufen, und mit den eingewanderten Deutschen kam auch deutsche Sitte und Verfassung in die neugebauten Städte

Das prachtvolle Marienburg an der Nogat wurde 1309 Sitz des Ordens. Derselbe erlangte durch Ankauf sowohl Ostpommern mit der Hauptstadt Danzig, als auch Esthland. Unter weiser Verwaltung blühete das Land sichtbar empor und wurde immer ansehnlicher und mächtiger.

Hierüber erwachte die Eifersucht der Polen und führte viele langwierige Kriege mit dem Orden herbei, in welchem die Kraft desselben immer mehr erlosch. Innere Zwietracht vermehrte das Unheil. Im Frieden von Thorn 1466 mußte er endlich die Hälfte des Landes, Westpreußen, an Polen abtreten, und der Hochmeister für die andere Hälfte, Ostpreußen, den Lehnseid leisten. Königsberg wurde nun Sitz des Ordens, während Marienburg verfiel. Der Orden wurde von Deutschland nicht weiter unterstützt, und sein Ansehen und seine Macht sanken immer mehr. Die Kriege mit Polen dauerten fort, bis der zum Hochmeister gewählte Prinz Albrecht von Brandenburg, Sohn des Markgrafen von Ansbach und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles, im Jahre 1525 zur lutherischen Kirche übertrat und nun im Frieden zu Krakau das Ordensland als ein weltliches von der Lehnshoheit der Krone Polens abhängiges Herzogthum erhielt.

57. Preußen ein weltliches Herzogthum seit 1525.

Statt der Ordensobern wurden nun vier Landräthe eingesetzt, welche die vier höchsten Beamten des neuen Herzogthumes waren. Albrecht starb 1568, und mit seinem Sohne Albrecht Friedrich (1568—1618), der sich durch Vermählung mit der Erbprinzessin von Jülich, Cleve und Berg die Anwartschaft auf diese Länder erwarb, erhielt auch der oben genannte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen (1562). Unter dem Kurfürsten Johann Sigismund im Jahre 1618 wurde das Herzogthum Preußen für immer mit dem Kurfürstenthum Brandenburg vereint, wie bereits früher
-lt ist.

58. Vereinigung Brandenburgs mit Preußen bis zur Stiftung des Königreichs Preußen (1618—1701).

Die drei letzten Kurfürsten.

Georg Wilhelm (1619—1640). — Die Regierung dieses milden friedliebenden Fürsten fällt in die höchst traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges, und sein Land erlitt alle Drangsale und Schreckniſſe deſſelben. Obgleich ſelbſt Proteſtant trat er nicht gegen den Kaiſer auf; er hielt es für Unrecht, gegen das Oberhaupt des deutſchen Reiches die Waffen zu führen. Sein volles Zutrauen beſaß ſein katholiſcher Miniſter, der Graf Adam von Schwarzenberg, welcher in der Jülichſchen Streitſache für Brandenburg beſonders thätig geweſen war; dieſer lenkte vorzüglich ſeine Schritte. Im Jahre 1637, mitten unter den Schreckniſſen des Krieges, eröffnete ſich dem Kurlande die Ausſicht auf eine lang vorbereitete Erwerbung. Es war nämlich der Herzog Bogislaw von Pommern, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, geſtorben, und den beſtehenden vom Kaiſer und Reich beſtätigten Verträgen zufolge mußte das erledigte Herzogthum an Brandenburg fallen. Indeſſen nahmen die Schweden ſogleich davon Beſitz. Hierüber erbittert ſchloß ſich Georg Wilhelm enger an den Kaiſer Ferdinand III. an und griff zum Schwerte, um ſein rechtmäßiges Erbe aus Feindes Hand zu retten. Jedoch erlebte er das Ende des Krieges nicht, und ſein Sohn

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt (1640—1688) mußte im weſtfäliſchen Frieden (1648) mit einem Theile der beanſpruchten Länder, dem öſtlichen Hinterpommern, einſtweilen zufrieden ſein, und erhielt als Entſchädigung die Bisthümer Magdeburg, Minden, Halberſtadt und Camin als weltliche Fürſtenthümer. Unermüdet war nun des Kurfürſten Thätigkeit, die verwüſteten Felder wieder angebaut, die zerſtörten Städte und Dörfer aus der Aſche von neuem erſtehen zu ſehen. Er ſuchte daher die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in

sein Land zu ziehen. Schnell erhob sich der Ackerbau; Handel und Gewerbe nahmen einen neuen Aufschwung. Auch Künste und Wissenschaften fanden unter ihm besonderen Schutz. Vorzüglich aber sorgte er für die Ausbildung einer tüchtigen Heeresmacht, um allen Ereignissen der Zeit gewachsen zu sein. Bei der traurigen Lage, in welcher sich damals Polen befand, gelang es ihm, Preußen durch den Vertrag von Welau 1657 von der polnischen Oberhoheit zu befreien, und im Frieden zu Oliva (Kloster bei Danzig) 1660 bestätigten auch die Schweden diesen Vertrag. So wurde er der eigentliche Stifter von Brandenburgs und Preußens Größe. Die beiden vereinigten Länder bildeten die ersten großen Glieder zu dem Ringe, welcher bald den Norden und Westen inniger als je verband. Er war es, der am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin jenen glorreichen Sieg über die fast für unüberwindlich gehaltenen Schweden, die Bundesgenossen der Franzosen, erfocht und Preußens Namen in ganz Europa geachtet und gefürchtet machte. Nach dem Kaiser war er unstreitig der erste deutsche Fürst. Ihm folgte sein Sohn

Friedrich III. (1688—1701). — Dieser besaß die großen Eigenschaften seines Vaters nicht, dennoch gingen die Verbesserungen des Landes auch unter ihm ununterbrochen fort, weil erst jetzt die Aussaat seines großen Vorgängers recht zur Reife kam. Er selbst war ein eitler prachtliebender Mann. Es kränkte seinen Ehrgeiz, daß sein nächster Nachbar, der Kurfürst von Sachsen, König von Polen, und der Prinz von Oranien, mit dem er Geschwisterkind war, König von England geworden war, während er selbst noch immer Kurfürst hieß. Um nun die Königskrone auch sich zu verschaffen, wandte er sich an den deutschen Kaiser Leopold und suchte ihn für seinen Plan zu gewinnen, in seinem vom deutschen Reiche unabhängigen Herzogthume Preußen den Titel „König" anzunehmen. Er leistete ihm das Versprechen: das Kurhaus Brandenburg solle bei jeder [illegible]wahl dem Hause Habsburg seine Stimme geben und in

allen Kriegen den Kaiser unterstützen. Der Kaiser, welcher bei der eben erfolgten Erledigung des spanischen Thrones die mächtigsten Reichsfürsten auf seiner Seite zu sehen wünschte, ward endlich für seinen Plan gewonnen. Jetzt nahm der Kurfürst den Titel eines Königs in Preußen an, und setzte sich und seiner Gemahlin am 18. Januar 1701 zu Königsberg in Preußen unter großer Feierlichkeit die Krone auf, nachdem er am Tage vorher zum Andenken dieser großen Begebenheit den schwarzen Adlerorden mit der Inschrift Suum cuique (Jedem das Seine) gestiftet hatte. Die Anerkennung der neuen Königswürde erfolgte bald auch von allen anderen Mächten.*)

Aber was ursprünglich ein Werk der Eitelkeit war, wurde in der Folge ein Meisterstück der Staatsklugheit. Friedrich warf dadurch seinen sämmtlichen Nachfolgern ein Lockspeise hin und schien ihnen damit zu sagen: „Ich habe Euch einen Titel verschafft, macht Ihr Euch seiner würdig; ich legte den Grund zu Eurer Größe, Ihr müßt nun das Gebäude vollenden.“ Und in der That hatte sich Preußen so viele Verdienste um Kaiser und Reich erworben, daß es mehr als irgend eine andere Macht diese Erhebung verdiente. Die Einheit des deutschen Reiches aber lösete sich dadurch immer mehr auf.

59. Preußen ein Königreich seit 1701.

Friedrich I. (1701—1713). — Unter diesem ersten Könige erhielt der preußische Staat durch glückliche Umstände bedeutenden Zuwachs. Ihm fielen, in Folge des Erbrechts, die Grafschaft Meurs und Lingen zu; die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen wurde durch Kauf erworben. Nach dem Tode des spanischen Königs, Karl II., nahm er als Herzog von Cleve, vermöge alter Ansprüche, Geldern in Besitz; auch ward er nach dem Erlöschen des regierenden Hauses Longueville als Fürst

*) Weil das Ordenskleid der deutschen Ritter, welche früher in Preußen geherrscht hatten, ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze war, so blieben weiß und schwarz preußische Nationalfarben.

von Neufchatel (Neuenburg) und Valengin in der Schweiz anerkannt. — Die Wissenschaften und Künste erfreuten sich des besonderen Schutzes des Königes. Er stiftete noch als Kurfürst 1694 die Friedrichs-Universität zu Halle, und 1700 die Akademie der Wissenschaften in dem von ihm verschönerten Berlin.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740). — Dieser war ein abgesagter Feind aller Pracht und Verschwendung, und gab selbst vom Throne aus das Beispiel der größten Sparsamkeit und Enthaltsamkeit. Von den hundert Kammerherren, die sein Vater brauchte, reichten für ihn schon zwölf hin. An seiner Tafel wie in seiner Kleidung herrschte eine solche Einfachheit, daß seine Hofleute sich nicht selten über die Kargheit ihres Königes lustig machten. Er verwendete aber die ersparten Summen zu besseren Zwecken und beschämte so jede Verläumdung. Im Jahre 1714 fiel ihm die Grafschaft Limburg zu, auf welche der Kaiser seinem Vater die Anwartschaft gegeben hatte. Nach dem Kriege mit Schweden erhielt er im Frieden von Stockholm (21. Januar 1720) den größten Theil von Vorpommern gegen eine Geldentschädigung.

Für die Wissenschaften hatte dieser König keinen Sinn, ja er verschmähete sie als eitlen Tand und zeigte gegen die Forschungen und Bestrebungen der Gelehrten eine solche Gleichgültigkeit, daß die unter seinem Vorgänger gestiftete Akademie der Wissenschaften, statt fortzuschreiten auf der betretenen Bahn, in eine völlige Unthätigkeit versank. Dagegen war er mit ganzer Seele für das Soldatenwesen eingenommen. Er kannte keine angenehmere Beschäftigung, als täglich den Uebungen seiner Soldaten beizuwohnen. Auch der geringste Fehler entging dabei seinem Scharfblicke nicht und reizte ihn zu einer solchen Heftigkeit gegen den, an welchem er ihn bemerkte, daß er mit dem Stock, selbst mit der Faust auf ihn losschlug. „Räsonnir' Er nicht!" war das kräftige Wort, durch welches er auch den leisesten Widerspruch verstummen machte, und dem kräftigen Worte folgte nicht selten eine noch kräftigere Thätlichkeit. Er

hatte ein Leibregiment, das aus Soldaten von riesenartiger Größe bestand; dieses war sein Stolz und seine Freude. Kein Geld, keine List, keine Gewalt wurde gespart, wenn es galt, sich einen Menschen, gleichviel, ob er Inländer oder Ausländer war, zu verschaffen, der zu seiner Riesengarde paßte. Seine Werber durchstreiften deshalb das ganze Land. Wollte ihm ein fremder Fürst eine Freude machen, so mußte er ihm einen recht großen Menschen schenken. Diese Garde, so wie das ganze Heer, wurde mit beispielloser Strenge und Genauigkeit eingeübt. Des Abends besuchte er gewöhnlich sein Tabakskollegium; so nannte er eine Gesellschaft von Offizieren, mit denen er zusammenkam und rauchte. Zu dieser Gesellschaft gehörte auch der Fürst Leopold von Dessau, gewöhnlich der alte Dessauer genannt, einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit, übrigens aber, wie sein König, ohne diejenige Geistesbildung, welche sein hoher Stand erforderte.

Von dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich d. G., schien er für die Größe Preußens nicht viel zu erwarten; denn der Knabe las Bücher, liebte und übte Musik und Malerei, machte Verse und schien für das Soldatenspiel seines Vaters wenig Sinn zu haben. Der Vater behandelte ihn deshalb auch mit der äußersten Strenge und hatte sogar vor, ihn als einen Unfähigen vom Throne ganz auszuschließen. Dem königlichen Knaben wurde der Aufenthalt am väterlichen Hofe zuletzt ganz unerträglich, und er faßte den Entschluß, heimlich zu entfliehen. Zwei Freunde, ein junger Lieutenant, Namens Katt, und ein Edelknabe, Keith, halfen ihm alle Anstalten zur Flucht treffen. Von Wesel, aus, wohin der Prinz den Vater begleitete, wollte er in das nahe Holland, und von da weiter über das Meer nach England zu seinem mütterlichen Oheim, dem Könige Georg II., entfliehen. Durch einen aufgefangenen Brief aber wurde der Anschlag entdeckt, und Katt und Friedrich sogleich verhaftet; Keith hatte das Glück, zu entkommen.

Auf Befehl des erzürnten Vaters wurde der Prinz vor einem Kriegsgerichte wie ein Missethäter verhört. Seine Antworten waren kurz und trotzig und verschlimmerten noch seine Sache. Er wurde auf die Festung Küstrin in den strengsten Verhaft gebracht, Katt aber vor den Augen des Prinzen mit dem Beile enthauptet. Nach und nach söhnte sich aber der Vater wieder mit dem Sohne aus und entließ ihn seiner Haft. Ueberhaupt schien Friedrich mit der Zeit den großen Geist zu ahnen, der in dem Prinzen wohnte. Seitdem wich auch aller Groll, und immer enger schloß sich das Band der Liebe um Vater und Sohn. Der König starb am 31. Mai 1740 und hinterließ seinem Sohne

Friedrich II. (1740—1786) nebst dem Throne einen Schatz von neun Millionen Thalern und ein zahlreiches gutgeübtes Heer. Die Regierung dieses großen Königes von Preußen trifft fast ganz zusammen mit der der großen Kaiserin von Oesterreich, Maria Theresia. Beide, im langwierigen Kampfe gegen einander, treten nun in den Vordergrund der Begebenheiten.

Deutschland.

60. Maria Theresia (1740—1780). — Friedrich II. (1740—1786).

Das Todesjahr des zweiten Königes von Preußen war für ganz Europa ein verhängnißvolles Jahr. Es starb in demselben auch Anna, die Kaiserin von Rußland, wie auch der deutsche Kaiser Karl VI. Wie wenig diesem die pragmatische Sanction genützt, zeigte sich sogleich. Kaum hatte er die Augen geschlossen, und seine schöne geistreiche Tochter Maria Theresia vermöge des klarsten, von den Mächten gewährleisteten Rechtes, mit ihrem Gemahle Franz von Lothringen die Regierung der österreichischen Erblande angetreten, als sofort mehre Fürsten mit Erbschaftsansprüchen auftraten. Der Kurfürst von Bayern, Albrecht, sprach die ganze Erbschaft an und gründete

seinen Anspruch auf seine Abstammung von Anna, der Tochter Kaisers Ferdinand I. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., glaubte wenigstens einen Theil für sich beanspruchen zu dürfen, da er Schwiegersohn des Kaisers Joseph I. war. Auch Spanien, auch Sardinien wollten Miterben sein.

Erster schlesischer Krieg (1740 — 1742). — Diesen günstigen Augenblick nun ersah sich Friedrich II. in seiner Begierde nach Ruhm und Machtvergrößerung, um mit alten Ansprüchen auf vier kleine schlesische Fürstenthümer, Jägerndorf, Brieg, Liegnitz und Wohlau hervorzutreten. Und um der Forderung, die er der erstaunten Kaiserin stellte, Nachdruck zu geben, ließ er sogleich, mitten im Winter, ein großes Heer unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau und des Grafen Schwerin in Schlesien einrücken. Das Land war nur schwach mit österreichischen Truppen besetzt, die Eroberung deshalb leicht; ob es aber auch so leicht behauptet werden könne, mußte der nächste Feldzug entscheiden. Im Frühlinge des Jahres 1741 brach der österreichische Feldmarschall Neipperg mit einem Heere nach Schlesien auf, um es den Preußen wieder zu entreißen. Bei dem Dorfe Mollwitz, in der Nähe von Brieg, kam es am 10. April 1741 zur Schlacht. Die Preußen gewannen einen zwar blutigen aber entscheidenden Sieg, und ihr noch kürzlich als tollkühn verschriener König stieg durch diese erste große Waffenthat außerordentlich in Ansehen und Ruhm bei den übrigen europäischen Fürsten und Völkern. Preußens Siegesglück rief schnell auch die übrigen Mächte Europas in die Waffen; denn fast alle waren Feinde der M. Theresia, aber Freunde ihrer schönen Besitzungen. Am eifrigsten war Frankreich. Da es jetzt nicht selbst mit Erbschaftsansprüchen auftreten konnte, so warf es sich sofort zum Vertheidiger der Rechte des Kurfürsten von Bayern auf, warb überall Feinde gegen Oesterreich und hoffte, dies endlich jetzt ganz zu vernichten. Der König Ludwig XV. brachte durch seinen gewandten Minister Fleury am 18. Mai 1741 auf dem bayerischen Schloß-

Nymphenburg ein Bündniß Frankreichs, Spaniens, Sardiniens, Bayerns und Sachsens zu Stande. Unter den Verbündeten sollte der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, auch die deutsche Kaiserkrone, jede der übrigen Mächte einen bestimmten Theil von den österreichischen Ländern erhalten. Auch Preußen trat jetzt diesem großen Bunde bei. Dieser Krieg, welchen die Verbündeten gegen Maria Theresia führten, heißt:

Der österreichische Erbfolgekrieg. — Er währte von 1741 bis 1748. In diesen fallen auch die beiden ersten schlesischen Kriege, welche Friedrich II. zur Eroberung Schlesiens führte. Beide sind nur Theile desselben.

Im Sommer 1741 gingen zwei französische Heere über den Rhein. Das eine rückte in Hannover und zwang den König Georg II. von England, Oesterreichs einzigen Bundesgenossen, zu einem Vergleiche, in welchem er, um sein Kurfürstenthum zu retten, der Theilnahme am Kriege entsagte. Das zweite Heer brach mit den Bayern vereint in Oesterreich ein, wo der Kurfürst von Bayern bereits den Titel eines Erzherzoges annahm. Schon war er der Hauptstadt nahe, schon waren alle Kostbarkeiten aus derselben nach Preßburg gebracht; da trieb die Eifersucht den Kurfürsten von Bayern statt nach Wien, plötzlich nach Böhmen. Aus Furcht nämlich, es möchten die Sachsen, welche bereits in Böhmen eingedrungen waren, das Land für sich erobern, suchte er ihnen zuvorzukommen, nahm schnell Prag ein, und ließ sich hier am 19. Dezember zum Könige von Böhmen krönen. Im Anfange des folgenden Jahres, am 24. Januar 1742, wurde er auch unter Frankreichs Beistand als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt, und drei Wochen später in Frankfurt gekrönt. Maria Theresia schien verloren zu sein. Laut auf jubelten ihre Feinde. Aber dieser Jubel sollte bald verstummen.

Die junge Kaiserin, von allen Seiten bedrängt und schon zweier der schönsten Länder beraubt, verlor dennoch den Muth nicht. Sie vertrauete ihrem guten Rechte und der Liebe ihrer

Unterthanen, und ihr edeles Vertrauen ward herrlich belohnt. Sie berief die Magnaten d. i. die Großen Ungarns zum Reichstage in Preßburg und erschien selbst unter ihnen in ungarischer Tracht, die Krone des hl. Stephan auf dem Haupte, den Säbel umgegürtet, stralend vor Schönheit und Muth, und forderte sie bei ihrer Ritterpflicht auf, ihr beizustehen. Und begeistert rissen alle Magnaten ihre Schwerter aus der Scheide, schwangen sie über dem Kopfe und riefen: „Leben und Blut, wir sterben für Maria Theresia!“ Ganz Ungarn griff freudig zu den Waffen; fünfzehntausend Edelleute, alle wohl beritten und völlig gerüstet, waren schon innerhalb weniger Wochen bei Preßburg versammelt und brannten vor Kampflust. Von allen Seiten kamen auch die stets treuen Tiroler aus ihren Bergen herbeigeeilt, entschlossen, sich mit den Gegnern ihrer Kaiserin im Kampfe zu messen. In kurzer Zeit war Oesterreich befreiet, Bayern erobert; und an demselben Tage, an welchem der neue Kaiser Karl VII. in Frankfurt sich die deutsche Krone aufsetzte, rückten die Oesterreicher unter dem General Bärenklau in seine Residenz München ein. Nicht so glücklich aber waren sie gegen den König Friedrich. Dieser war von Schlesien aus in Mähren eingedrungen, und seine Husaren verbreiteten Schrecken bis vor die Thore Wiens. Zwar gelang es dem Prinzen Karl von Lothringen, die Preußen nach Böhmen zurückzutreiben; hier aber, bei Chotusitz, unweit Czaslau, wurde er am 17. Mai 1742 nach einem langen, zweifelhaften Kampfe geschlagen. In Folge dieses neuen Unglückes schloß Maria Theresia am 11. Juni 1742 den Frieden zu Breslau mit Preußen und überließ demselben das jetzige Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz. Sachsen ging den Frieden ein ohne Entschädigung und verbündete sich sogar im folgenden Jahre mit der Kaiserin.

Nachdem die Kaiserin sich auf diese Weise von Friedrich II., ihrem gefährlichsten Gegner, befreit hatte, trat sie um so muthiger gegen ihre übrigen Feinde auf den Kampfplatz. Der Prinz von Lothringen ging schnell auf Prag los und schloß hier die

Franzosen ein. Die Noth der Belagerten stieg auf's Höchste, ansteckende Krankheiten rafften Tausende dahin. Da endlich vertrauete der Marschall Belleisle seine Rettung einem kühnen Unternehmen. Mitten im Winter brach er mit vierzehntausend Mann, die er noch hatte, heimlich auf und entkam über hochbeschneite Gebirge und Bergthäler, wenngleich nicht ohne großen Verlust, nach Eger. Bald darauf ergab sich Prag, und nun war ganz Böhmen wieder in österreichischen Händen. Zu diesem Unglücke der Franzosen kam noch ein zweites. Der König Georg von England hatte für Maria Theresia wieder die Waffen ergriffen. Er schlug die Franzosen unter Noialles bei Dettingen am Main (27. Juni 1743) und jagte sie über den Rhein zurück. Auch der König von Sardinien war, voll Mißtrauen gegen Frankreich, mit ihr in ein Bündniß getreten. In Bayern, am Rhein, in Italien, überall lächelte ihr wieder das Glück.

Zweiter schlesischer Krieg (1744—1745). — Allein eben dieses Glück erregte die Besorgniß des Königes von Preußen, der unterdessen den Gang der Begebenheiten nicht aus dem Auge gelassen hatte. Er sah voraus, daß die Kaiserin suchen würde, mit überlegener Macht ihm sein Schlesien wieder zu entreißen, sobald sie die anderen Feinde zum Frieden gezwungen hätte. Er machte deshalb mit ihren Feinden wieder gemeinsame Sache. Im August 1744 brach er mit einem großen Heere an drei Punkten in Böhmen ein, eroberte Prag und bemächtigte sich schnell des ganzen Landes. Aber eben so schnell wurde er von dem Prinzen von Lothringen und von den mit Oesterreich verbündeten Sachsen nach Schlesien zurückgetrieben. Glücklicher waren die Bayern, die unterdessen unter dem General Seckendorf ihr Land wieder eroberten. Karl VII. kehrte in seine Hauptstadt München zurück, aber nur, wie es schien, um auf seinem Schlosse zu sterben; denn er erkrankte und endete schon nach wenigen Monaten (20. Januar 1745) sein kummervolles Leben. Der Tod überhob ihn einer abermaligen Flucht; denn gleich darauf wurden die Franzosen und Bayern wieder

vertrieben. Der Sohn Karl's VII. leistete endlich im Frieden von Füssen, einem Städtchen an der Grenze von Tirol, auf die ganze österreichische Erbschaft Verzicht und versprach im Voraus Maria Theresia's Gemahle, dem Großherzoge von Toscana, seine Stimme zur bevorstehenden Kaiserwahl. Dafür erhielt er sein Kurfürstenthum Bayern zurück. Nun wurde Franz ohne Mitbewerber von der Mehrzahl der Kurfürsten gewählt und am 4. Oktober 1745 in Frankfurt feierlich gekrönt. Maria Theresia wohnte selbst dem Krönungsfeste bei, hochentzückt, daß die Krone Karl des Großen jetzt wieder bei ihrem Hause sei, wo sie schon mehr als 300 Jahre ununterbrochen gewesen war.

Kaiser Franz I. (1745—1765).

Jetzt konnte die Kaiserin mit größerem Nachdrucke gegen ihren gefährlichsten Nachbar, Friedrich II., auftreten. Im Jahre 1745 ward der Krieg in Schlesien wieder eröffnet. In kurzer Zeit wurde Oberschlesien von den österreichischen Truppen überschwemmt, mehre Festungen erobert, und Friedrich schwebte in nicht geringer Gefahr. Allein mit der Gefahr wuchs auch sein Muth. Am 4. Juni 1745 griff er bei dem schlesischen Dorfe Hohenfriedberg den Herzog von Lothringen, welcher an nichts weniger als an einen Angriff der Preußen gedacht hatte, mit überraschender Schnelligkeit an und schlug ihn in die Flucht. Nun war Schlesien gerettet, und Friedrich rückte, seinen Sieg benutzend, sogleich in Böhmen ein. Hier gewann er bei Sorr am 30. September 1745 einen zweiten Sieg über die Oesterreicher und Sachsen. Aus Mangel an Lebensmitteln aber mußte er Böhmen bald wieder räumen und zog, von den Feinden hitzig verfolgt, nicht ohne Verlust nach Schlesien zurück. Seine Feinde wollten jetzt den kühnen Versuch machen, durch einen raschen Zug Berlin selbst wegzunehmen und so den König zur Wiedereinlösung seiner Residenz gegen Schlesien zu nöthigen. Friedrich indeß, welchem des Feindes Absicht nicht entging, eilte, um Berlin näher zu sein, mit Sturmesschnelle aus Schlesien in die Lausitz, und schickte den alten Dessauer mit einem

Heere gerade gegen Dresden. Dieser erfocht am 15. Dezember auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf nach langem hartnäckigen Kampfe einen blutigen Sieg über die Sachsen und nahm gleich hierauf Dresden ein. Dieses Unglück der Sachsen beschleunigte den Frieden. Er ward am 25. Dezember 1745 zu Dresden abgeschlossen. Friedrich behielt Schlesien und erkannte dagegen Maria Theresia's Gemahl als Kaiser an. So trat er, mit Ruhm gekrönt, vom Schauplatze des Krieges und kehrte unter dem Jubel seiner Unterthanen nach Berlin zurück. Im Jahre zuvor, 1744, nach dem Tode des letzten Herzoges, Karl Ezard, hatte er auch noch Ostfriesland an sich gebracht, vermöge einer 1694 seinen Vorfahren ertheilten kaiserlichen Anwartschaft.

Friede zu Aachen (1748). — Mit Frankreich und Spanien währte indeß der Krieg noch einige Jahre fort und wurde vorzüglich in den österreichischen Niederlanden geführt. Die Franzosen erfochten hier unter der Anführung des berühmten Marschalls Moritz von Sachsen mehre Siege über die verbündeten Oesterreicher, Engländer und Holländer. Als aber endlich auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland sich für Oesterreich rüstete und schon ihre Truppen gegen den Rhein aufbrechen ließ, trug Frankreich den Frieden an. Er wurde zu Aachen im Jahre 1748 geschlossen und machte dem ganzen österreichischen Erbfolgekriege ein Ende. In diesem verlor Maria Theresia außer Schlesien und der Grafschaft Glatz, welches sie bereits früher abgetreten hatte, nur die kleinen Herzogthümer in Italien, Parma, Piacenza und Guastalla, welche sie an den spanischen Infanten, Dom Philipp, abtrat. Sonst blieb Alles auf demselben Fuße, wie vor dem Kriege, und die Kaiserin ging demnach rühmlich genug aus einem Kampfe hervor, der ihr anfangs kaum eine Provinz lassen zu wollen gedrohet hatte.

61. Der siebenjährige (dritte schlesische) Krieg (1756—1763).

Friede war hergestellt mit Preußen, Freundschaft aber nicht. Die Kaiserin konnte den Verlust des schönen Schlesiens und

die dadurch erlittene Demüthigung des Hauses Oesterreich nicht verschmerzen. In Preußen sah sie fortan den Hauptgegner ihrer Macht. Schon früher hatte sie für den Fall, daß Friedrich den Dresdener Frieden brechen würde, mit der russischen Kaiserin Elisabeth unterhandelt. Nun versöhnte sie sich auch mit Frankreich, dem bisherigen Erbfeinde Oesterreichs, und ging auf den Rath ihres Ministers Kaunitz mit Ludwig XV. ein Bündniß ein, dem auch Sachsen und Schweden beitraten.

Hierdurch erhielt das bisherige Staatenverhältniß eine gänzliche Veränderung. Durch die Annäherung an Frankreich insbesondere verlor Maria Theresia einen seit hundert Jahren ihrem Hause treu ergebenen Bundesgenossen, das mächtige England, das von jeher der größte Feind und Nebenbuhler Frankreichs war. Und gerade jetzt waren zwischen Frankreich und England neue Feindseligkeiten ausgebrochen über die Grenzen von Neuschottland in Nordamerika. Da sah sich Georg II., König von England, besorgt für seine deutschen Staaten bei Frankreichs Bündniß mit Oesterreich, nach einem andern tüchtigen Bundesgenossen um, und schloß sich an Preußen.

Der Feldzug von 1756. — Obgleich Oesterreich seine Verhandlungen mit jenen ihm nun befreundeten Mächten so geheim als möglich betrieben hatte, so waren sie doch dem Adlerblicke Friedrich's nicht entgangen. Auf einem geheimen Wege hatte er von Allem Kunde erhalten. Die Klugheit rieth ihm, nicht zu warten, bis das furchtbare Ungewitter, welches von Ost und West, von Süd und Nord gegen ihn heraufzog, über seinen Staat sich entlade. Ein Gewaltschritt sollte jetzt entscheiden, und er brach plötzlich, ohne vorhergegangene Kriegeserklärung, zum Erstaunen von Europa, in das auf einen Krieg nicht vorbereitete Sachsen ein. Er bemächtigte sich der wichtigsten Städte des Landes, ja der Hauptstadt Dresden selbst, schloß das sächsische Heer, welches, siebenzehntausend Mann stark, in das enge Elbthal zwischen Königstein und Pirna eilig sich gezogen und dort verschanzt hatte, ein und forderte den König Au-

guſt III. auf, ſich mit ihm zu verbinden, oder wenigſtens ſein Heer zu entlaſſen. Auguſt wies dieſe Anträge zurück; denn er hoffte auf Entſatz von Oeſterreich. Wirklich rückte auch der Feldmarſchall Browne mit einem Heere heran, um die eingeſchloſſenen Sachſen zu befreien. Gegen dieſen brach Friedrich ſelbſt raſch nach Böhmen auf und griff ihn am 1. Oktober 1756 bei dem Dorfe Lowoſitz an der Elbe an. Mörderiſch war der Kampf. Schon ſechs Stunden hatte er gewährt, ohne daß ſich der geringſte Vortheil auf irgend einer Seite zeigte; ſchon hatte der linke preußiſche Flügel alle Patronen verſchoſſen und fing an unruhig zu werden; da rief dieſen der Herzog von Bevern zu: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonnete!“ Auf dieſen Ruf ſtürzten die Preußen in geſchloſſenen Reihen, mit gefälltem Bajonnet, wüthend gegen den Feind an und brachten ihn endlich zum Weichen. „Jetzt erſt habe ich geſehen,“ ſchrieb Friedrich nach dieſer Schlacht, „was meine Preußen vermögen; ſolche Wunder der Tapferkeit verrichteten ſie nicht, ſeit ich die Ehre habe, ſie anzuführen.“

Das freudige Victoriaſchießen im preußiſchen Lager, welches aus dem Gebirge herüberhallte, gab den eingeſchloſſenen Sachſen die traurige Gewißheit, daß das öſterreichiſche Entſatzheer geſchlagen ſei. So blieb den hartbedrängten Männern im Pirnaer Lager nichts übrig, als ſich den Preußen zu ergeben. Das geſchah am 14. Oktober. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht mehr zu fechten, entlaſſen; die Unteroffiziere und Gemeinen aber mußten, trotz allem Sträuben, zu den preußiſchen Fahnen ſchwören. Außerdem ließ der König noch neuntauſend Mann aus Sachſen ausheben und zog alle ſeine Kriegesbedürfniſſe aus dieſem Lande. So glücklich endete für ihn der erſte Feldzug.

Der Feldzug von 1757. — Jedoch dieſe erſte Waffenthat war gleichſam nur das Vorſpiel zu dem großen Kriege; denn jetzt erſt waren Friedrich's übrige Feinde gerüſtet. Die Franzoſen, die Ruſſen, die Schweden, Alle waren in vollem

Anzuge. Auch das deutsche Reich stellte ein Herr von sechzigtausend Mann, um den König für den Bruch des Landfriedens zu züchtigen. Auf Friedrich's Seite standen nur der König von England, der Landgraf von Hessen-Kassel und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Mit so geringer Hülfe sollte er gegen eine halbe Million auf den Kampfplatz treten! Dennoch verzagte er nicht; ja er scherzte noch wohl in seiner Weise über einen Krieg mit Weibern; denn in den Hauptstaaten, mit welchen er diesen Krieg zu führen hatte, herrschten damals Frauen. Der nächste und gefährlichste Feind war Oesterreich; mit diesem wollte er selbst anbinden. Gegen die Franzosen stellte er die Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger, gegen die Russen und Schweden eine Abtheilung seines Heeres, um sich den Rücken zu decken, und brach dann selbst mit dem Hauptheere in Böhmen ein. Bei Prag traf er am 6. Mai auf den Feind und griff ihn, selbst gegen den Rath seines Lehrers in der Kriegskunst, des alten Schwerin, sogleich mit seinen ermüdeten Truppen an. Die Oesterreicher, befehligt von Karl von Lothringen und Browne, hatten alle Anhöhen mit Kanonen besetzt, und ihr fürchterliches Kartätschenfeuer schmetterte ganze Reihen der anstürmenden Preußen darnieder. Auf keinem Punkte gelang der Angriff. Schon wich das preußische Heer bestürzt zurück. Da springt Schwerin vom Pferde, ergreift eine Fahne und mit dem Rufe: „Mir nach!" trägt er sie, an der Spitze eines Regiments, gegen das donnernde Geschütz; aber von vier Kartätschenkugeln wird der allzukühne Greis dahin gestreckt, mit der Fahne bedeckt. Und augenblicklich greift der General Manteuffel die blutige Fahne auf, führt die ergrimmten Preußen im Sturmschritt unaufhaltsam gegen die feindliche Anhöhe, erobert sie und richtet das Geschütz sogleich gegen den Feind. Auch der Prinz Heinrich, des Königs Bruder, und der Prinz Ferdinand von Braunschweig erstürmen eine Schanze nach der andern; dennoch will sich das Schicksal des Tages nicht entscheiden. Endlich, als der heldenmüthige Browne tödtlich verwundet, und nun der feindliche Mittelpunkt vom Könige durchbrochen wird,

da erst ist der Sieg für ihn entschieden. Ein Theil des österreichischen Heeres warf sich mit dem Herzoge Karl in die Stadt Prag, der andere zog in das Lager des Feldmarschalls Daun, welcher mit einem Hülfsheere im Anzuge war.

Jetzt belagerte der König Prag, und die Noth in der Stadt stieg bald zur gräßlichsten Höhe. Dennoch wollte sich der Herzog nicht ergeben. Um ihm alle Hoffnung, durch Daun entsetzt zu werden, abzuschneiden, brach Friedrich, nachdem er Prag fünf Wochen lang belagert hatte, mit einem Theile seines Heeres auf, vereinigte sich mit dem Herzoge von Bevern und griff am 18. Juni den Feind in seiner festen Stellung bei Kollin an. Der Angriffsplan des Königes war meisterhaft, aber er selbst wich gleich anfangs davon ab, und als der Prinz Moritz Gegenvorstellungen machte, wies er ihn mit gezogenem Degen zum Gehorsam. Sturm auf Sturm mißlang, und seine Scharen wurden furchtbar gelichtet. Als sie zum dritten Male zurückwichen, rief der König wüthend sie an: „Wollt ihr denn ewig leben?“ und führte sie von Neuem in's schrecklichste Feuer. Aber auch die äußersten Anstrengungen blieben erfolglos. Daun wich nicht und wankte nicht. Und als zuletzt der General Benkendorf mit der sächsischen Reiterei, die vor Rache glühete, in die Preußen einhieb, da wurde die Niederlage vollendet.

Durch diese Niederlage bei Kollin gingen alle früher errungenen Vortheile wieder verloren. Friedrich mußte die Belagerung von Prag sogleich aufheben und sich mit seinem geschlagenen Heere durch die Lausitz nach Sachsen zurückziehen. Die Oesterreicher nahmen ganz Böhmen und bald auch Schlesien in Besitz. Ja, einer ihrer Generale, Haddik, wagte sich mit viertausend Reitern bis vor die Thore von Berlin und brandschatzte die Stadt. Zugleich war jenes Unglück für Friedrich's Feinde das Signal zu einem allgemeinen Angriffe. Die Russen drangen unter Apraxin plündernd und raubend in das

östliche Preußen ein und erfochten am 30. August einen Sieg bei Großjägerndorf unweit Welau über den preußischen General Lehmann. Die Schweden nahmen Pommern in Besitz, und zwei französische Heere unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Etrées fielen in Hannover und Hessen ein. Der letztere schlug am 26. Juli bei Hastenbeck, nicht weit von Hameln, den Herzog von Cumberland, der hier ein englisch-deutsches Heer befehligte, und zwang ihn zu dem schmachvollen Vertrage zu Kloster Seeven (8. September), vermöge welchem der Herzog Hannover, Braunschweig und Hessen den Franzosen einräumte und sein Heer aufzulösen versprach. Der Prinz Soubise und die Reichstruppen drangen nach Sachsen vor, um dieses Land von den Preußen zu befreien. Friedrich's Lage erschien verzweiflungsvoll. Er theilte sein Heer in mehre Haufen, um bei günstiger Gelegenheit loszuschlagen. Mit einem derselben wandte er sich gegen die Franzosen, um den Fortschritten derselben Einhalt zu thun. In Gotha trafen die Preußen zuerst mit ihnen zusammen. Friedrich hatte von der Herzogin von Gotha geheime Nachricht erhalten, daß Soubise nebst der ganzen Generalität sich in das herzogliche Schloß eingelegt hätte, und daß sie leicht überfallen werden könnten. Und sogleich sprengte der preußische General Seidlitz mit fünfzehnhundert Reitern nach Gotha. Es war gerade Mittag, und die Franzosen ließen es sich bei reichbesetzten Tischen guter Dinge sein, als Seidlitz vor den Thoren erschien. Die sechstausend Franzosen, die in der Stadt lagen, dachten an keinen Widerstand, sondern verließen erschrocken ihre rauchenden Schüssel und flohen in solcher Eile aus der Stadt, daß von den hereinstürmenden Preußen nur wenige Soldaten, aber desto mehr Friseurs, Komödianten, Köche und Kammerdiener gefangen, und ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, auch eine Menge Haarbeutel, Pudermäntel und Sonnenschirme erobert wurden; — ein Beweis, welche Ueppigkeit damals im französischen Lager herrschte! Triumphirend kehrten die Reiter mit der gemachten Beute von diesem lustigen Zuge zurück.

Nachdem Soubise zu Erfurt mit dem Reichsheere sich vereinigt hatte, zog er weiter hinauf, um den König Friedrich aufzusuchen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Er rückte dem sechzigtausend Mann starken Feinde mit zwei und zwanzigtausend Mann kühn entgegen. An der Saale, bei dem Dorfe Roßbach, westlich von Lützen, traf er am 5. November mit den Feinden zusammen. Schon jubelten diese, daß Friedrich mit seiner Potsdamer Wachtparade — so nannten sie höhnend sein kleines Heer — dem Tode oder der Gefangenschaft nicht entgehen könne. Ihre einzige Sorge war nur, daß er ihnen wieder entrinnen möchte. Sie zogen deshalb mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel eilig um den Hügel herum, auf welchem das Häuflein stand, um es zu umzingeln. Friedrich beobachtete ruhig ihre Bewegungen, ohne einen Schuß zu thun. Um sie recht sicher zu machen, hatte er alle Batterien heimlich verdecken lassen; die Gezelte blieben aufgeschlagen, und die Soldaten mußten sich eben jetzt ihr Mittagsmahl bereiten. Er selbst saß mit seinen Feldherren ganz ruhig zur Tafel. Die Franzosen traueten kaum ihren Augen; sie hielten diese sorglose Ruhe des Feindes für dumpfe Verzweiflung und ruhige Ergebung in ein unabänderliches Schicksal. Da winkt Friedrich! Und im Nu sind die Gezelte verschwunden, das Heer steht schlagfertig, die Kanonen donnern. Und augenblicklich kommt Seidlitz mit seinen Reitern herangeflogen und stürmt in die überraschten Feinde. Zu gleicher Zeit rückt auch das preußische Fußvolk im Sturmschritt vor. Entsetzen kam über die Feinde; sie geriethen in Unordnung, und ehe anderthalb Stunden verflossen, war das ganze Heer in der verwirrtesten Flucht. Und so unaufhaltsam war diese Flucht, daß Viele erst jenseit des Rheins vor den nachsetzenden preußischen Reitern sich sicher glaubten! Siebentausend Gefangene, drei und sechzig Kanonen und zwei und zwanzig Fahnen waren die Beute des Sieges, der über fünfzig Jahre sprichwörtlich blieb. Noch wichtiger wurde diese Franzosenjagd für Friedrich durch die Behauptung Sachsens.

Aber nur allzubald wurde Friedrich's Freude über den lustigen Sieg bei Roßbach durch die traurigen Nachrichten getrübt, welche aus Schlesien einliefen. Der General Winterfeld, sein Liebling, war bei Moys unweit Görlitz gefallen, die wichtige Festung Schweidnitz am 11. November vom General Radasti erobert, und elf Tage später war der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen und gefangen, und kurz darauf die Stadt selbst nebst großen Vorräthen übergeben worden. Ganz Schlesien war in Gefahr, den Oesterreichern in die Hände zu fallen, wenn nicht schnell ein Retter erschien. Friedrich eilte deshalb mit sechzehntausend Mann aus Sachsen nach Schlesien, zog dort siebentausend Mann, die von dem Heere des Herzoges von Bevern übrig geblieben waren, an sich und trat so der Gefahr muthig entgegen. Ihn erwartete Daun in seinem festen, beinahe unangreifbaren Lager hinter der Lohe. Des Königes kleine Schar erregte die Verachtung des Feindes, und wurde wieder die Potsdamer Wachtparade genannt. Dennoch wollte der vorsichtige Daun sie nicht angreifen. Der feurige Prinz von Lothringen aber, welcher es für schimpflich hielt, mit einem so großen siegreichen Heere hinter festen Stellungen sich zu sichern, entschied für eine Schlacht. Sie ward am 5. Dezember, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, bei Leuthen, fünf Meilen von Breslau, geliefert. Da die österreichische Schlachtlinie sich zwei Stunden weit ausdehnte, so wählte Friedrich, um nicht überflügelt zu werden, die schräge Schlachtordnung, durch welche einst Epaminondas bei Leuctra die noch unbesiegten Spartaner besiegte, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er in drei Stunden den herrlichsten Sieg erfocht. Und während der General Ziethen den fliehenden Feind mit rastloser Schnelligkeit verfolgte, eroberte der König Breslau wieder. So glücklich endete auch dieses Jahr.

Der Feldzug von 1758. — Friedrich eröffnete diesen mit der Wiedereroberung von Schweidnitz am 18. April. Nun seines Schlesiens wieder Meister drang er nach Mähren vor

und belagerte Olmütz. Allein die Stadt vertheidigte sich auf das Heldenmüthigste; die umwohnenden ihrer Kaiserin treu ergebenen Landleute erschwerten die Zufuhr, und brachten von Allem genaue Kunde dem Daun. Und als dieser eine Zufuhr von dreitausend Wagen mit Lebensmitteln abschnitt, da wurde die Belagerung sofort aufgehoben. In dieser schwierigen Lage mußte der König jetzt den Rückzug um so schleuniger antreten, da auch die Russen, welche das Jahr zuvor aus Mangel an Lebensmitteln Preußen verlassen hatten, unter ihrem General Fermor von Neuem hineingefallen waren. Wie Barbaren hatten sie überall gehauset, rauchende Trümmer bezeichneten ihren Weg. Die Festung Küstrin, die damalige Hauptstadt der Neumark, war von diesen Raubscharen fast bis auf den Grund niedergeschossen worden. Um solche Frevel zu rächen, rückte Friedrich mit seinem ergrimmten Heere gegen sie; und bei Zorndorf, unweit Küstrin, kam es am 25. August zu einer Schlacht, welche die mörderischste im ganzen Kriege war; denn aufgerieben, nicht bloß geschlagen mußten die Russen werden, wenn der König sich freie Hände machen sollte gegen die übrigen Feinde. Der Schreckensruf: „Die Preußen geben keinen Pardon!“ lief durch die russischen Reihen. — „Und wir auch nicht!“ tönte es gräßlich durch dieselben wieder. Und jetzt ward vom Morgen bis in die Nacht gestritten mit aller Wuth der Rache, der Barbarei und der Verzweiflung. Das preußische Geschütz spielte fürchterlich in die dicht gedrängten Haufen der Feinde, der General Seidlitz that mit seiner Reiterei Wunder der Tapferkeit; dennoch wichen die Russen nicht. Mit dem Bajonnet, mit dem Kolben stürmten die Preußen grimmig gegen die feindlichen Glieder an; aber unbeweglich standen die Russen und empfingen mit kalter Todesverachtung den feindlichen Stoß und Hieb. Ganze Reihen von ihnen bluteten tot oder verwundet am Boden, wo sie vorher gestanden hatten. Selbst die Verwundeten am Boden wütheten und mordeten noch unter einander. Erst die Dunkelheit der Nacht und die völlige Ermüdung machten dem Würge ein Ende, und die Russen traten den Rückzug an.

Nach diesem blutigen Siege eilte Friedrich nach Sachsen, wohin Daun und die Reichstruppen sich gewendet hatten. Bei der Annäherung des Königs bezog der Marschall ein festes Lager; ihm gegenüber bei dem Dorfe Hochkirch, eine Meile östlich von Bautzen in der Lausitz, lagerte sich der König. Seine Stellung war höchst unsicher, und mehre Generale machten ihn auf das Gefährliche derselben aufmerksam. Der General Keith sagte ihm frei heraus: „Wenn die Oesterreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden!" Friedrich lächelte darüber und sagte: „Ich hoffe, sie sollen sich vor uns noch mehr fürchten, als vor dem Galgen!" Die Zuversicht des Königs wuchs noch mehr, als er drei Tage lang unangefochten blieb. Allein dieses Mal hatte er sich in seinem Gegner geirrt. Daun traf in der Stille alle Anstalten zu einem Ueberfalle. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober verließen seine Truppen das Lager und fingen an, die Preußen zu umzingeln. Die Vorposten und Feldwachen derselben wurden von einem Haufen österreichischer Soldaten, die sich für Ueberläufer ausgaben, ohne Geräusch überwältigt, mehre Batterien genommen und sogleich gegen den Feind gerichtet.

Es schlug fünf Uhr vom Kirchthurme in Hochkirch, als die Preußen durch die Kugeln ihres eigenen Geschützes aus dem Schlafe geweckt und niedergeschmettert wurden. Wie aus der Erde gestiegen standen die Feinde plötzlich mitten in ihrem Lager. Auf den entstandenen Lärm griffen die Ueberraschten zu den Waffen und sammelten sich, so gut es die Dunkelheit zuließ. Das flammende Dorf war das einzige Licht, das ihnen leuchtete. Vergebens boten die Feldherren Alles auf, ihre Scharen zu ordnen und den Feind aus ihrem Lager zu schlagen; — der General Keith wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, dem Prinzen Franz von Braunschweig durch eine Kanonenkugel der Kopf weggerissen, und Prinz Moritz von Dessau tödtlich verwundet. Mit Sehnsucht harrten die Bedrängten auf den anbrechenden Tag; allein auch dieser brachte keine Hülfe; denn

ein dichter Nebel hinderte den König, sein und das österreichische Heer zu übersehen. Endlich schwand der Nebel, und nun erkannte der König, daß die Ordnung seines Heeres zwar wieder hergestellt, aber dessen eine Seite schon umgangen sei. Er ließ deshalb den Rückzug antreten, und dieser erfolgte in solcher Ordnung, daß Daun ihn nicht zu stören wagte. Friedrich zog sich in sein Lager zurück, gleich als ob er selbst den Sieg gewonnen hätte.

Dieser Ueberfall bei Hochkirch kostete dem Könige neuntausend Mann und fast alles Geschütz und Gepäck. Dennoch verlor er den Muth nicht und suchte ihn auch bei seinen Soldaten aufzufrischen. Als die Artilleristen ohne Geschütz an ihm vorüberzogen, rief er scherzend: „Wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?“ — „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt!“ war die Antwort. — „Nun, so wollen wir sie bei Tage wiederholen. Nicht wahr, Grenadiere?“ — „Ja, und die Zinsen dazu!“ hallte es aus ihren Reihen zurück. Durch künstliche Märsche gelang es ihm, nach Schlesien zu entkommen, um seine Festung Neiße zu entsetzen. Unterdessen hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Bruder des regierenden Herzoges Karl, die Franzosen, welche sich wieder hervorgewagt hatten, über den Rhein zurückgetrieben und ihnen bei Krefeld am 23. Juni eine abermalige Niederlage beigebracht.

Der Feldzug von 1759. — Für diesen trafen die Verbündeten noch nachdrücklichere Anstalten zur gänzlichen Unterdrückung Friedrich's. Zwei französische Heere waren wieder über den Rhein gegangen, das eine unter dem Herzoge Broglio bei Mainz, das andere unter dem Marschall Contades bei Düsseldorf. Ferdinand von Braunschweig griff das erstere, das sich bereits der Stadt Frankfurt bemächtigt hatte, bei Bergen an, wurde aber mit einem Verluste von zweitausend Mann zurückgeschlagen. Beide Heere vereinigten sich nun, eroberten Kassel, Paderborn und Münster und lagerten sich dann bei Minden. In Paris war ein außerordentlicher Jubel über so

glückliches Gelingen. Aber bald verstummte dieser Jubel. Der Herzog Ferdinand griff die Franzosen am 1. August bei Minden von neuem an und schlug sie mit einem Verluste von achttausend Mann und dreißig Kanonen in die Flucht. Ungleich glänzender hätte dieser Sieg werden können, wenn nicht Sackville, der Anführer der englischen Reiterei, aus Neid über des Herzogs Ruhm, seine Pflicht vernachlässigt hätte.

Nicht so glücklich aber war Friedrich, der in diesem Feldzuge beinahe alle Früchte seiner früheren Siege verlor. Um die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern, schickte er gegen die ersteren den General Wedel, mit dem Befehle, diese anzugreifen, wo er sie finde. Wedel griff am 23. Juni bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, an, wurde aber geschlagen, und die Vereinigung der Russen unter Soltikow mit einer Abtheilung des österreichischen Heeres unter Laudon ging nun vor sich. Schon in seinem fünfzehnten Jahre war Laudon in russische Dienste getreten und hatte in mehren Schlachten Proben seiner Tapferkeit und seines Muthes abgelegt. Bald aber ward ihm dieser Dienst verleidet, und er suchte bei dem Könige von Preußen, Friedrich dem Großen, eine Hauptmannsstelle nach, hatte aber nicht das Glück, ihm zu gefallen. Nun trug er seine Dienste der Kaiserin Maria Theresia an und erhielt von ihr die nachgesuchte Hauptmannsstelle. Wie einst der von seinem Könige verkannte Prinz Eugen, so rechtfertigte auch er das in ihn gesetzte Zutrauen des Wiener Hofes. Er schwang sich durch seine ausgezeichneten Verdienste nach und nach zur Marschallswürde empor und gab dem Könige oft genug Veranlassung zur bitteren Reue, ihm eine Hauptmannsstelle in seinem Heere verweigert zu haben.

Friedrich brach jetzt selbst gegen die vereinigten Feinde auf und griff sie am 12. August Mittags 12 Uhr bei Kunersdorf, eine Meile jenseit Frankfurt a. O., an. Zuerst warf er sich auf den linken Flügel der Russen. Diese standen auf

wohlverschanzten Anhöhen, und ihr zahlreiches Geschütz sprühte Tod und Verderben in die hinanstürmenden Preußen. Ganze Rotten derselben wurden auf einmal niedergeschmettert. Dennoch trug die preußische Tapferkeit den Sieg davon. Um sechs Uhr Abends war der ganze linke Flügel geworfen, und alles Geschütz, über siebenzig Stück, erobert. Schon fertigte der König, gleich nach diesem ersten glücklichen Erfolge, einen Boten mit der Siegesnachricht nach Berlin ab. Allein unerschüttert stand noch der rechte russische Flügel, und die Oesterreicher waren noch gar nicht in den Kampf gekommen. Um den Sieg zu vollenden, ging deshalb der König, ungeachtet der Gegenvorstellungen seiner Feldherren, mit seinen durch Hitze und Anstrengung erschöpften Soldaten auf diese los. Da aber war das Glück des Tages dahin. Ganze Regimenter erlagen dem furchtbaren feindlichen Kartätschenfeuer; zugleich brach die zahlreiche österreichische Reiterei auf allen Punkten los, und grauenvoll ward die Niederlage und Flucht der Preußen. Mitten in diesem Getümmel hielt der König in dumpfer Verzweiflung; und obgleich schon zwei Pferde unter ihm gefallen waren, ja eine Kugel nur durch das goldene Etui in seiner Westentasche aufgehalten wurde, so wollte er dennoch nicht weichen. Fast mit Gewalt mußte man ihn aus der nahen Gefahr reißen. „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie!“ schrieb er gleich nachher an seinen Minister von Finkenstein; und einige Stunden später: „Ich werde des Vaterlandes Sturz nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“ Und in der That war seine Lage nie so verzweiflungsvoll als jetzt; nur fünftausend Mann sammelten sich am Morgen nach dem Unglückstage um seine Fahnen; das Geschütz war gänzlich verloren. Unter den zahllosen Gefallenen war auch der Held und Dichter, Major Kleist, der Sänger des Frühlings. Doch auch theuer war dieser Sieg von den Verbündeten erkauft worden, so daß der russische Feldherr sagte: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen!“

Unberechenbare Folgen hätte dieser Sieg nach sich ziehen können, wäre er von Friedrich's Feinden besser benutzt worden. Allein das ließ ihre Eifersucht nicht zu. Als Daun dem russischen Feldherrn Soltikow wegen seiner Unthätigkeit Vorwürfe machte und ihn zum Vorrücken dringend ermahnte, schrieb dieser ihm zurück: „Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin Alles allein thue; sobald auch Sie, wie ich, zwei Schlachten gewonnen haben, werde ich vorrücken.“ Solche Eifersucht kam dem Könige noch mehre Male zu Statten.

Auch in Sachsen ereignete sich für den König neues Unglück. Die Hauptstadt Dresden mußte sich ergeben, und ein Heer von fünfzehntausend Preußen, welches unter dem General Fink zum Entsatze herbeigeeilt war, wurde am 20. November bei Maxen, unweit Dresden, von Daun eingeschlossen und gefangen genommen. Das nannten die Oesterreicher scherzend ihren Finkenfang. Triumphirend zog Daun mit den gefangenen Preußen, wie zum Ersatze für die fast an derselben Stelle gefangenen Sachsen in Dresden ein. So endete Friedrich's unglücklichstes Kriegesjahr.

Der Feldzug von 1760. — Dieser fing eben so unglücklich an, als der vorhergehende geendet hatte. Ein preußischer Heerhaufen von neuntausend Mann unter dem General Fouquet wurde von Laudon am 23. Juni bei Landshut in Schlesien umzingelt und theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Am 31. Juli wurde Glatz, nächst Magdeburg die stärkste preußische Festung, von Laudon erobert. Friedrich, der eben Dresden belagerte und durch ein schreckliches Bombardement einen großen Theil dieser schönen Stadt in Schutt und Asche legte, mußte unverrichteter Sache die Belagerung aufheben und nach Schlesien eilen, wo selbst seine Hauptstadt Breslau vom Feinde hart bedrängt wurde. Bei Liegnitz an der Katzbach, am 15. August, überraschte er mit seinem Bruder Heinrich den General Laudon und erfocht, bevor das Daun'sche Hülfsheer

angekommen war, einen vollständigen Sieg. Schlesien wurde nun größtentheils vom Feinde befreit.

Unterdessen zogen der General Tottleben mit zwanzigtausend Russen, und Lacy mit fünfzehntausend Oesterreichern von Breslau nach Berlin, nahmen nach einem Bombardement am 4. Oktober die Stadt und trieben bedeutende Summen ein. Aber schon nach acht Tagen wurde die Hauptstadt ihrer Gäste entledigt, indem die Nachricht von der Annäherung des Königs sie schnell verscheuchte. Jetzt konnte Friedrich sich wieder nach Sachsen wenden, um auch dieses Land sich zu erhalten. Daun hatte sich selbst mit den Reichstruppen vereinigt und, seiner Gewohnheit gemäß, ein festes Lager bei Torgau bezogen. Ungeachtet der Ueberzahl und der trefflichen Stellung der Feinde, wagte es der König, sie hier anzugreifen. Am 3. November war die furchtbare Schlacht. Von den Höhen der Weinberge gaben die Oesterreicher aus zweihundert Feuerschlünden ein so mörderisches Feuer auf die unten aus einem Walde heranziehenden Preußen, daß, ehe es zum Handgemenge kam, schon sechstausend fünfhundert Grenadiere derselben todt oder verwundet auf dem Wahlplatze lagen. Sogleich rückten neue Heerhaufen vor; aber alle Angriffe der Tapfern wurden von den Oesterreichern zurückgeschlagen; selbst des Königs Brust wurde von einer Kugel gestreift. Erst die Nacht brach den blutigen Kampf ab. Der Kern des preußischen Fußvolkes lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, ohne auch nur eine feindliche Schanze mit seinem Blute erobert zu haben. Daun hatte schon einen Boten mit der Siegesnachricht nach Wien abgeschickt. Dennoch wollte der König am anderen Tage mit gefälltem Bajonnete den Kampf erneuern. Während der Nacht saß er in der Kirche des nahen Dorfes Koswig auf den Stufen des Altares und schrieb beim schwachen Scheine der Kirchenlampe Befehle für den morgigen Tag. Mit Sehnsucht erwartete er den Anbruch desselben, um das Schicksal seines Generals Ziethen zu erfahren, welchen er mit einem Heerhaufen dem Feinde

in den Rücken geschickt hatte. Da plötzlich kommt Ziethen mit einigen Husaren herangesprengt und überrascht seinen König mit dem freudigen Zurufe: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen; er zieht sich zurück.“ Ziethen hatte nämlich, fast mit übermenschlicher Anstrengung, des Abends 10 Uhr die Anhöhen von Siptitz endlich erstürmt, wodurch die Stellung der Oesterreicher gebrochen wurde. Daher zog Daun, selbst verwundet, in der Nacht über Torgau nach Dresden. So ward Friedrich mit einem Schlage aus der gefährlichsten Lage gerettet. Er nahm jetzt in und um Leipzig die Winterquartiere, um weiter auf seine Vertheidigung Bedacht zu nehmen. Um diese Zeit starb Friedrich's treuester Bundesgenosse, Georg II., König von England. Sein Nachfolger, Georg III., erneuerte zwar das Bündniß mit ihm, verweigerte aber alle ferneren Hülfsgelder.

Begebenheiten der Jahre 1761 und 1762. — Friedrich's alte Kerntruppen waren bereits in den vielen mörderischen Schlachten gefallen; sein Heer wurde immer schwächer, seine Hülfsquellen immer erschöpfter. Er konnte den Krieg nur noch vertheidigungsweise führen; große Schlachten fielen deshalb auch in diesen beiden Jahren nicht mehr vor. Des Königs Lage blieb, ungeachtet der beiden vorhergegangenen Siege, immer sehr bedenklich und wurde noch bedenklicher durch den Verlust der Festung Schweidnitz, welche die Oesterreicher unter Laudon im Oktober, und der Festung Kolberg, welche die Russen im Dezember 1761 erstürmten. Aber mit dem Anfange des neuen Jahres gingen auch neue Hoffnungen für den König auf. Im Januar 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth, Friedrich's unversöhnlichste Feindin, und ihr Neffe, Peter III., bestieg den Thron. Dieser, schon längst Friedrich's persönlicher Freund und Bewunderer, entließ sogleich alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld, gab eben so uneigennützig alle Eroberungen zurück und schloß am 5. Mai zu Petersburg nicht nur Frieden, sondern auch ein Bündniß, dem zufolge zwanzigtausend Russen unter Czernitschef von den Oesterreichern wegzogen und

mit den Preußen, ihren alten Feinden, sich friedlich vereinigten. Aus Furcht vor einem Einfalle von Rußland schloß auch Schweden zu Hamburg mit dem Könige Frieden. Jetzt konnte dieser die vereinigte Macht der Russen und Preußen einzig gegen die Oesterreicher richten. Zuerst sollte Daun aus seinen festen Stellungen bei Schweidnitz vertrieben werden. Schon war Friedrich auf dem Wege dahin, als Czernitschef plötzlich den Befehl erhielt, mit den Russen sogleich umzukehren. Peter III. hatte nämlich kurz nach seiner Erhebung durch eine schnell ausgebrochene Revolution Thron und Leben verloren. Seine übereilten Maßregeln, insbesondere die vielfachen Mißhandlungen, die seine Gemahlin Katharina, welche die Liebe der Nation besaß, von ihm erleiden mußte, machten ihn allgemein verhaßt. Ihrer eigenen Selbsterhaltung wegen veranlaßte Katharina einen Aufstand unter dem Volke, und Peter wurde das Opfer derselben. Nun bestieg sie selbst als Kaiserin Katharina II. den Thron ihres ermordeten Gemahles. Sie rief zwar ihre Truppen zurück, hielt aber den Frieden mit Friedrich aufrecht. Allein auch dieses war schon für den König, der nun einen Hauptfeind weniger hatte, ein außerordentlicher Vortheil; der Feldzug ward dadurch für ihn sehr erleichtert. Im August 1762 siegte er über die Oesterreicher bei Reichenbach; drei Wochen später fiel auch die Festung Schweidnitz wieder in seine Gewalt. Auch Prinz Heinrich, der einzige, welcher nach dem Zeugnisse des Königs in diesem ganzen Kriege keinen Fehler gemacht hatte, schlug am 29. Oktober die Reichstruppen bei Freiberg in Sachsen und schloß mit diesem Siege die glänzende Reihe der Waffenthaten, durch welche Preußens Helden unsterblichen Ruhm sich erworben haben. An dem Ende von sieben harten und blutigen Feldzügen hatten die Feinde von allen ihren Eroberungen nur noch Dresden mit der nächsten Umgebung und die Grafschaft Glatz.

Friede von Hubertsburg, 15. Februar 1763. — Die allgemeine Erschöpfung aller kriegführenden Parteien führte

auch den allgemeinen Wunsch, ja das allgemeine Bedürfniß des Friedens herbei. Zwischen Frankreich und England wurde derselbe am 10. Februar zu Versailles geschlossen. England gewann hierin wegen seines außerordentlich glücklich geführten Seekrieges große Erweiterung seiner Besitzungen in den übrigen Erdtheilen, besonders in Amerika, und stürzte seinen Nebenbuhler Frankreich in tiefe Entkräftung. Dem Kriege zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen wurde am 15. Februar durch den Frieden zu Hubertsburg, einem sächsischen Jagdschlosse bei Wurzen, ein Ende gemacht. Von allen Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Gefangenen ausgeliefert und keine Kriegeskosten erstattet. Friedrich blieb im Besitz von Schlesien und gab dafür dem Kurfürsten von Sachsen sein Land wieder. Oesterreich so wenig als Preußen hatten in diesem langwierigen höchst blutigen Kriege neue Vortheile errungen. Friedrich jedoch hatte sein Heer und Volk in dieser großen Waffenprobe zum Gipfel des Ruhmes erhoben und sich den Rang der fünften Großmacht Europas erkämpft.

Bald nach diesem Kriege, am 18. August 1765, starb der Kaiser Franz I. zu Innsbruck, an demselben Tage, als sein Sohn Leopold seine Vermählung mit Maria, Infantin von Spanien, feierte. Maria Theresia war untröstlich über den Verlust ihres heißgeliebten Gemahles und bestimmte nun ihren Sohn Joseph zum Mitregenten.

62. Friedrich des Großen fernere Regierung.

Friedrich's nächste Sorge war nun darauf gerichtet, die vielen Wunden zu heilen, welche der langwierige Krieg seinen Ländern geschlagen hatte. Er eröffnete seine Magazine, um seinen Unterthanen Getreide zur Nahrung, und Samen zur Bestellung der Felder zu verschaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen, die eingeäscherten Häuser bauete er aus eigenen Mitteln wieder auf, errichtete viele Fabriken und Manufakturen und legte zur Beförderung des Handels verschiedene

Kanäle an. Die Neumark und Pommern, welche von den Russen schrecklich verheert worden waren, erhielten auf zwei Jahre, Schlesien auf sechs Monate Befreiung von allen Abgaben. Durch diese und ähnliche Beweise väterlicher Fürsorge half er dem gesunkenen Wohlstande seines Landes allmälig wieder auf. Weniger lobenswerth war aber die Einführung des französischen Zoll- und Accise-Wesens, welches, außer seiner drückenden Einrichtung, noch dadurch vorzüglich gehässig wurde, daß für die Verwaltung dieses Geschäftes nur Franzosen gebraucht wurden. Ueberhaupt hatte der König für alles Französische eine entschiedene Vorliebe, die größtentheils von seiner ersten Erziehung herrührte, welche ganz französisch war. In seinen Jugendjahren stand die deutsche Sprache und Literatur gegen die weit ausgebildetere französische noch zurück und schwang sich erst nach dem siebenjährigen Kriege zu einer bewunderungswürdigen Höhe empor. Da aber konnte der erste Jugendeindruck nicht mehr vertilgt werden, und seine früh gefaßte Vorliebe für alles Französische blieb bis an seinen Tod. Franzosen waren seine liebsten Gesellschafter, und unter ihnen behauptete Voltaire den ersten Rang. Er berief diesen in religiösen wie in politischen Angelegenheiten gleich aberwitzigen Gelehrten nach Potsdam, erzeigte ihm fürstliche Ehre und lebte mit ihm auf seinem Lustschlosse Sanssouci ein ganzes Jahr hindurch in wissenschaftlicher Beschäftigung. Sanssouci war gleichsam ein Tempel der Musen. Dort verweilte der König am liebsten, wenn er von den ernsten Sorgen der Regierung ausruhete. Als er dieses herrliche Lustschluß erbauen ließ, brauchte er eine Stück Land, welches zu einer Mühle gehörte, deren Nachbarschaft überdies den Betrachtungen des gekrönten Weisen nicht günstig war. Er ließ dem Müller für sein Gut weit mehr anbieten, als es werth war. Allein dieser weigerte sich standhaft, sein Eigenthum abzutreten. Der König ließ ihn zu sich kommen und versprach ihm außer einer vollständigen Entschädigung für dasselbe noch eine weit größere Mühle zu verschaffen. „Mein Großvater," antwortete der starrsinnige Alte, „hat diese Mühle gebaut; ich

habe sie von meinem Vater geerbt, und meine Kinder sollen sie einst von mir erben." — „Aber," sagte der König etwas unwillig, „weißt du auch wohl, daß ich deine Mühle umsonst haben könnte?" — „Ja," antwortete der Müller, „wenn das Kammergericht zu Berlin nicht wäre!" Lächelnd entließ ihn der König, ohne je wieder der Mühle zu erwähnen; ja so weit ging seine Großmuth, daß er, als die Mühle nach einigen Jahren baufällig wurde, dem Besitzer einen ansehnlichen Beitrag zur Wiedererbauung schenkte. — Auf diesem Sanssouci hatte der König immer einen Kreis französischer Gelehrten um sich. Von den deutschen Gelehrten dagegen hatte er eine sehr geringschätzende Meinung und kümmerte sich wenig um sie. Er las nur französische Bücher und schrieb auch größtentheils nur in französischer Sprache; in der deutschen konnte er sich nicht einmal richtig ausdrücken. Seine vielen schriftstellerischen Werke allein sind schon im Stande, seinen Namen unsterblich zu machen; und sie geben uns noch insbesondere einen hohen Begriff von der außerordentlichen Thätigkeit dieses Königes, der gleich nach dem Waffengeräusche auf seiner stillen Studirstube bei den Wissenschaften wieder Erholung suchte. Je größer aber die Achtung war, welche seine Unterthanen gegen ihn hegten, um so mehr schmerzte es sie auch, daß ihr großer König sich so enge an die aberwitzigen Fremdlinge schloß, deren Urtheil gewiß nicht geeignet war, ihn gegen die deutschen Gelehrten gerechter zu machen. Wir werden auf diesen merkwürdigen König wieder zurückkommen.

63. Erste Theilung Polens (1772).

Während Preußen im Nordosten von Europa in jugendlicher Kraft emporblühete, ging daselbst ein anderes Königreich, Polen, das bisher die Schutzmauer Deutschlands gegen den Andrang der barbarischen Völker aus dem Osten gewesen war, mit vollen Schritten seinem Untergange entgegen. Nie war wohl die Verfassung eines Staates unglücklicher, als die von Polen, und eben dieses bereitete den allmäligen Untergang dessel-

ben vor. Obgleich ein König an der Spitze stand, so war dennoch die Verfassung republikanisch. Der König war fast ohne alle Gewalt, der Bürger ohne Ansehen, der Bauer ein gedrückter Leibeigener. Alle Macht war in den Händen des Adels, der nirgends zahlreicher ist. Die polnischen Edelleute lebten auf ihren Gütern wie kleine Könige und herrschten in unbeschränkter Freiheit über ihre Bauern. Nur sie hatten den Zugang zu allen höheren Aemtern und Würden, nur sie wählten bei Erledigung des Thrones den König. Besonders tumultuarisch ging es auf ihren Reichstagen her, so daß diese sogar zur Bezeichnung einer tollen Verwirrung sprichwörtlich wurden. Jeder einzelne Adelige konnte durch seinen Einspruch (Veto) den Beschluß einer ganzen Reichsversammlung aufheben. Die Unordnung im Innern wuchs noch mehr, als die Reformation einbrach, und die Nichtkatholiken — hier Dissidenten (Abtrünnige) genannt — einen wüthenden Kampf um Gleichheit der Rechte mit den Katholiken begannen. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung.

Die Kaiserin Katharina II. von Rußland benutzte die Verwirrungen und Spaltungen in Polen, um in diesem Reiche nicht nur größeren Einfluß zu gewinnen, sondern auch Ländererwerbungen zu machen. Im Jahre 1763 wurde mit dem Tode des sächsischen Kurfürsten, August III., der polnische Thron erledigt, und nun verlangte Katharina, als Nachbarin und Freundin, die Polen sollten aus ihrer Mitte den Grafen Stanislaus Poniatowski, der früher als Gesandter an ihrem Hofe gewesen und ihr ganz ergeben war, zu ihrem Könige wählen. Zur Erreichung ihres Zweckes ließ sie russische Truppen in Polen einrücken, und nun wurde Poniatowski gewählt. Von dieser Einmischung Rußlands in das Wahlgeschäft hebt die Leidensgeschichte Polens an, und eröffnet sich das traurigste Schauspiel in der neueren Geschichte. — Der größere Theil der Nation war unzufrieden über die gezwungene Wahl. Die Unzufriedenen traten in eine Verbindung, Conföderation genannt, und es

entstand nun ein Bürgerkrieg mit allen seinen Gräueln. Zugleich brach eine furchtbare Pest aus, welche die Menschen zu Tausenden dahinraffte. Diese unglückliche Zeit der Zerrüttung dauerte mehre Jahre fort.

Unter den wachsenden Unruhen in Polen wuchs auch die Hoffnung der russischen Kaiserin auf Gebietserwerbungen in dem zerrütteten Lande. Zu gleicher Zeit führte sie auch einen glücklichen Krieg gegen die Türkei, wodurch diese selbst in ihrem Bestehen gefährdet wurde. Um Rußland in seinen Eroberungen an der untern Donau und am schwarzen Meere aufzuhalten, versuchten die westlichen Nachbarreiche, Oesterreich und Preußen, einen Frieden zwischen der russischen Kaiserin und dem Sultan zu vermitteln. Die Gefahr aber, welche von Seiten der Russen dem polnischen Reiche drohete, konnte nicht abgewendet werden. Preußen und Oesterreich, die für das zerrüttete Land sich nicht in kostspielige und schwere Kriege einlassen wollten, willigten endlich in eine Theilung polnischer Provinzen, damit Rußland nicht allein seine Macht vergrößere. Nur das Herz der Maria Theresia blutete über diese Theilung. Der preußische König bekam das jetzige Westpreußen, außer Danzig und Thorn; Oesterreich erhielt die in früherer Zeit mit Ungarn verbundenen Länder Lodomerien und Galizien nebst der Grafschaft Zips zurück; Rußland nahm die östlichen Länder in Besitz. So hatte das Königreich Polen den dritten Theil seines Umfanges verloren, und der Reichstag zu Warschau im Jahre 1773 mußte noch jene schweren Abtretungen förmlich anerkennen. — Friedrich II. nannte sich seitdem nicht mehr König in Preußen, sondern von Preußen, weil er nun das ganze Land besaß.

64. Der bayerische Erbfolgekrieg (1778—1779).

Friedrich II., dessen Hauptstreben nunmehr dahin ging, der österreichischen Macht das Gleichgewicht zu halten, ergriff bald wieder die Waffen, um einen Plan Kaisers Joseph II. zur Vergrößerung und Abrundung Oesterreichs zu durchkreuzen.

30. Dezember 1777 starb der Kurfürst von Bayern Maximilian Joseph, und mit ihm erlosch der Pfalzbayerische Regentenstamm. Sein nächster Erbe war der ebenfalls kinderlose Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Zweibrücken, der nun die Regierung antrat. Aber auch der Kaiser Joseph II. machte Erbschaftsansprüche auf die böhmischen Lehen in der Oberpfalz so wie auf Niederbayern. Und da Karl Theodor große Vorliebe für Mannheim, aber kein Herz für Bayern hatte, so ließ er sich leicht bewegen, ganz Niederbayern an Oesterreich abzutreten; und österreichische Truppen besetzten sofort das abgetretene Land. Gegen die Gültigkeit dieser Abtretung erklärte sich aber der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Karl Theodor's nächster Verwandter, welchem nach des Kurfürsten Tode das Land rechtmäßig zufallen mußte. Friedrich II., der keine Vergrößerung Oesterreichs wünschte, trat jetzt als Vertheidiger der Rechte des Herzoges auf und forderte von Oesterreich die Zurückgabe Niederbayerns. Und um seiner Forderung Nachdruck zu geben, rückte er sogleich mit einem großen Heere in Böhmen ein. Der Kaiser Joseph war auf diesen Fall vorbereitet und wünschte nichts mehr, als sich mit seinem großen Gegner im Kampfe zu messen, ungeachtet der Gegenvorstellungen seiner Mutter, die Alles aufbot, einen Krieg mit Preußen zu verhindern. Friedrich rechnete auf Rußlands, Joseph auf Frankreichs Unterstützung. Allein die Verbündeten zeigten sich ziemlich lau. Auch Friedrich mochte nicht seinen großen Feldherrnruhm noch am Ende seiner Tage auf's Spiel setzen und den Kaiser, der sich in seinem Lager bei Troppau verschanzt hatte, angreifen. So blieb es bei großen Märschen und kleinen unbedeutenden Gefechten; und man nannte diesen Krieg spottweise den Kartoffelkrieg, weil die Soldaten nichts zu thun fanden, als im Lager Kartoffeln zu essen. Beide Parteien waren des Krieges müde und schlossen unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung am 13. Mai 1779 den Frieden zu Teschen. Oesterreich behielt das Innviertel nebst Braunau und entsagte allen weiteren Ansprüchen auf Bayern. Dagegen sprach es

dem preußischen Hause die Erbfolge in den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zu.

Maria Theresia überlebte den Teschener Friedensschluß nur ein Jahr. Die große Kaiserin starb am 29. November 1780 im vier und sechzigsten Lebensjahre, mit dem Ruhme, unter den mißlichsten Umständen die herrlichsten Anstalten für das Wohl ihrer Unterthanen gegründet zu haben. Darum wird sie auch stets in gesegnetem Andenken bleiben. Nach dem Tode dieser ausgezeichneten Landesmutter, deren Regierungszeit Oesterreichs goldene genannt wird, nahm Joseph II. die Zügel der Regierung allein in seine Hand.

65. Joseph II., Kaiser von Deutschland (1765—1798).

Joseph II., der Sohn Maria Theresia's und Franz I., war als stiller Bewunderer Friedrich des Großen aufgewachsen. Was dieser für Preußen war, wollte er für seine Staaten werden. Wenige Regenten kommen ihm gleich an wohlwollender Gesinnung und regem Eifer für das Wohl seiner Unterthanen. Schon in früher Jugend entwickelte sich sein großer und kräftiger Geist und entwarf hohe Plane zur künftigen Umbildung seines Reiches; denn viele alte Vorurtheile und Mißbräuche schienen ihm noch in demselben zu herrschen. Nach dem Tode seines Vaters 1765 nahm ihn Maria Theresia zum Mitregenten an; allein noch war er im freien Wirken gebunden; denn die eigentliche Regierung blieb doch in den Händen der Mutter. Bei der ihr eigenthümlichen Milde und Herzensgüte ging diese aber dem feurigen Jünglinge viel zu langsam in Abstellung der Mißbräuche zu Werke. Erst ihr Tod ließ ihn zur selbstständigen Regierung kommen. Er war damals neun und dreißig Jahre alt, als er, im Bewußtsein der Kürze des menschlichen Lebens und des weiten Umfanges seiner Aufgabe, mit rastloser Thätigkeit die schönen Plane zu verwirklichen suchte, die er im vollen Jugendfeuer entworfen hatte. Wie er als Kaiser dachte, dafür spricht am besten die Stelle eines Briefes an seinen Bruder

Maximilian, als dieser Kurfürst von Köln geworden war: „Als Kurfürst sind Sie einer der ersten Fürsten des Reiches. Vergessen Sie, daß der Kaiser Ihr Bruder ist, daß Sie ein Prinz meines Hauses sind. Opfern Sie sich ganz dem Vaterlande und Ihrem Volke.“ So dachte der Kaiser, und so handelte er auch. Er berücksichtigte bloß das Verdienst und zog es hervor, wo er es fand, ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse zu nehmen. Insbesondere nahm er sich des gedrückten Bauernstandes an. Er hob die von seiner Mutter schon gemilderte Leibeigenschaft auf. Bei Raudnitz in Mähren legte er einst selbst die Hand an den Pflug und ackerte eine Furche, den Landleuten zu zeigen, wie sehr er ihre Beschäftigung achte. Jeder Mensch galt ihm als Bruder, und er ließ ihn gern an seinen Freuden und Erholungen Theil nehmen. Daher ließ er den bisher verschlossenen Augarten zur Belustigung des Volkes öffnen und über dem Eingange die Worte setzen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.“ Als ihn einige baten, er möge doch den schönen Lustgarten Prater nur für einzelne Stände bestimmen, damit man sich mit seines Gleichen vergnügen könne, erwiderte er: „Wenn ich immer nur mit meines Gleichen sein wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Kapuzinern hinuntersteigen und dort meine Tage zubringen.“ Als Freund und Gönner der Wissenschaften, namentlich in ihrer Nutzanwendung für das Leben, gründete er für alle Zweige derselben besondere Lehrstühle; die schon vorhandenen Schulen erhielten eine zeitgemäßere Einrichtung. Die Todesstrafe ward abgeschafft, und diese in eine lebenslängliche harte Strafarbeit, besonders in Ziehen der Donauschiffe, ohne Unterschied des Ranges und Standes, verwandelt. Ueberhaupt suchte der Kaiser durch die großartigen Einrichtungen jene neuen Ideen zu verwirklichen, welche der damals zur Geltung gekommene Weltbürgersinn in Frankreich als die vorzüglichsten Maßregeln zur vermeintlichen Beglückung eines Staates an die Hand gab. Diese neuen Ideen übertrug er auch auf das kirchliche Gebiet. Unbekümmert um die Absicht der frommen Stif-

ter hob er alle Klöster auf, deren Mönche ein bloß beschauliches Leben führten, und sämmtliche Nonnenklöster, die der Elisabetherinnen und Ursulinerinnen allein ausgenommen, weil jene mit der Pflege der Kranken, diese mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend sich beschäftigten; denn in seinem Staate sollte Jeder thätig zum Wohle des Ganzen mitwirken. Alle ihre Besitzungen wurden sofort als Eigenthum des Staates eingezogen. Hierüber kam es zu bitteren Klagen und Beschwerden; und der damalige Papst Pius VI., erschrocken über des Kaisers willkürliche Neuerungen, machte um Ostern 1782 selbst eine Reise nach Wien. Der Kaiser holte ihn mit aller ihm gebührenden Feierlichkeit ein, fuhr mit ihm in Einem Wagen durch die freudetrunkene Menge, die sich zu dem päpstlichen Segen drängte, und vermochte den heiligen Vater, einen ganzen Monat in den Mauern der beglückten Hauptstadt zu verweilen; nur in seinen einmal getroffenen Einrichtungen brachte die Anwesenheit des Papstes keine Abänderung hervor. Seinen weitläufigen, an Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Staaten suchte er die möglich größte Einheit zu geben und in Ungarn insbesondere die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen. Auch hatte er seinen Lieblingsplan, welchen er schon im bayerischen Erbfolgekriege gern verwirklicht hätte, nämlich Bayern an Oesterreich zu bringen und auf diese Weise die Grenzen seines Reiches von der Türkei bis an den Rhein auszudehnen, noch nicht aufgegeben. Jetzt wollte er es durch einen Austausch gegen die österreichischen Niederlande, die Karl Theodor mit dem Titel eines Königes von Burgund bekommen sollte, an sich bringen. Allein Friedrich der Große trat zum zweiten Male zu Gunsten des Herzoges von Zweibrücken dazwischen und vereitelte ihn. Er stiftete zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung und zur Sicherung der Rechte und des Länderbesitzes der Reichsfürsten im Jahre 1785 mit den Kurfürsten von Hannover und Sachsen den deutschen Fürstenbund, dem später noch andere Reichstände beitraten.

Friedrich II. schloß hiermit sein thatenreiches Leben. Der alte Fritz, so nannten die Preußen ihren großen König, starb am 17. August 1786 nach sechsundvierzigjähriger Regierung. Die Nachricht seines Todes machte einen tiefen Eindruck auf ganz Europa. Freunde und Feinde wurden davon so ergriffen, als hätte ein höherer Geist die Erde verlassen. Ihm folgte, da er selbst keine Kinder hatte, seines ältesten Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II., der bis zum Jahre 1797 regierte.

Kehren wir jetzt zum Kaiser Joseph II. zurück. Es konnte nicht fehlen, daß durch sein rasches, rücksichtsloses Darniederreißen des Alten, längst Bestandenen Manche sich in ihren Rechten gekränkt fühlten. Das Alte, Herkömmliche hat einmal für den Menschen etwas Ehrwürdiges, und ungern mag er sich von demselben trennen. Nur allmälig kann er für neue Einrichtungen herangebildet und gewonnen werden; und darin lag Joseph's Fehler, daß er in seinen Neuerungen viel zu rasch zu Werke ging, daß er, um in einem Bilde zu sprechen, selbst in dem Schatten der Bäume ruhen wollte, die er gepflanzt hatte. Wie in der Natur, so darf es auch in den menschlichen Einrichtungen keine plötzliche Uebergänge und Sprünge geben. Wie das ausgestreute Samenkorn nur allmälig zu einer fruchttragenden Staude heranwächst, so verhält es sich auch mit den menschlichen Einrichtungen; auch diese fassen nur allmälig Wurzel. In mancher Hinsicht verletzte der Kaiser aber auch alte, wohlbegründete Rechte. Es entstand deshalb Unwillen und Gährung in allen Theilen des Reiches und unter allen Ständen; in den Niederlanden kam es sogar zu einer offenen Empörung. Die Niederländer gingen in ihrem Trotze so weit, daß sie dem Kaiser, der eben aus einem Türkenkriege, an welchem er als Verbündeter Rußlands Theil genommen hatte, krank nach Wien zurückgekehrt war, den Gehorsam aufkündigten und die kaiserlichen Beamten verjagten. Obgleich er allgemeine Verzeihung versprach und sogar versicherte, ihnen alle Vorrechte wieder herstellen, allen ihren Wünschen Genüge leisten zu wollen,

so blieben sie dennoch bei ihrem Trotze und verschmäheten jede friedliche Unterhandlung. Zu gleicher Zeit traten die Ungarn mit Beschwerden gegen die österreichische Regierung auf und forderten ihre alten Rechte und ihre alte Verfassung zurück. Der Kaiser versprach, auf dem nächsten Landtage allen ihren Beschwerden abzuhelfen; aber die Ungarn verlangten mit Ungestüm augenblickliche Abhülfe. Da erklärte der tiefgebeugte Kaiser im Januar 1790 alle seit seinem Regierungsantritte gemachten Einrichtungen und Gesetze für aufgelöst und zerstörte so mit einem Schlage den mühsamen Bau seines ganzen Lebens. Alle die glänzenden Plane, die er in edelem Jugendeifer entworfen und dann mit leidenschaftlicher Vorliebe verfolgt hatte, mußte er schon jetzt, nach so wenigen Jahren, vereitelt sehen! Er lebte darauf nicht lange mehr. Er starb schon am 20. Februar 1790. „Ich wünsche," sagte er kurz vor seinem Tode, „man schriebe auf mein Grab: „Hier ruhet ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Der kinderlose Kaiser nahm vielleicht nur eine Hoffnung für diesseits mit in's Grab, daß sein edeler Bruder und Nachfolger, Leopold II., glücklicher regieren werde.

66. Katharina II., Kaiserin von Rußland (1762—1796).

Diese merkwürdige Kaiserin, welche wohl die nordische Semiramis genannt wird, war 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, Gouverneur war. Können glänzende Waffenthaten, umfassende Gebietserweiterungen und großartige Einrichtungen für sich allein, ohne Rücksicht auf innere sittliche Würde und Haltung, Anspruch auf Größe geben, so verdient auch sie, die große Kaiserin genannt zu werden. Müssen aber zu einer wahren Größe auch diese innern Tugenden sich gesellen, welche aber die Geschichte leider nicht immer zum Maßstabe ihrer Größe nimmt; dann muß Katharina allerdings auf diesen Beinamen verzichten. Wir haben schon früher gesehen, auf welche unrühmliche Art sie sich auf den Thro-

schwang. Damals lebte noch ein Enkel Iwan's, des Stiefbruders ihres ermordeten Gemahles Peter III. Er hieß auch Iwan und war, weil er das nächste Recht auf den Thron hatte, im Jahre 1740 noch als Kind von wenig Monaten zum Kaiser ausgerufen worden; die herrschsüchtige Elisabeth aber hatte den Thron sich zu erhalten gewußt. Die neue Kaiserin Katharina ließ den jungen Prinzen auf der Schlüsselburg noch sorgfältiger überwachen. Ein Volksaufstand, der zu Gunsten desselben ausbrach, wurde durch Gewalt niedergeworfen, der Prinz selbst getödtet (1764).

Als sie sich nun auf dem Throne hinlänglich befestigt glaubte, richtete sie ihren Blick nach Außen, um durch Eroberungen ihre Herrschaft auszubreiten. Das benachbarte Polen und die Türkei waren in tiefe Ohnmacht versunken; die Eroberung dieser Länder war leicht. Wie sie sich vorläufig eines Theiles von Polen bemächtigte, ist früher schon erwähnt. Seit dieser Zeit übte sie fortwährend einen gebieterischen Einfluß über dieses unglückliche Land. Gegen die Türken führte sie zwei Kriege; der erste begann 1768 und dauerte bis 1774. An der Spitze des russischen Hauptheeres stand Romanzow, der zwei glänzende Siege an den beiden Nebenflüssen der Donau, am Pruth und am Kagul, erfocht. Zugleich hatte die Kaiserin die Griechen in der Türkei zum Aufstande gegen die Unterdrücker gereizt, der aber zum Verderben der Griechen endete, weil sie von den Russen nicht kräftig genug unterstützt wurden. Auch zur See blieben die Russen Sieger. Ihre Admirale Elphinstone, ein geborner Engländer, und Spiritow griffen den Kapudan Pascha — so nennen die Türken den Anführer der Flotte — bei der Insel Scio am 5. Juli 1770 an und erfochten über ihn einen vollkommenen Sieg. Die geschlagene türkische Flotte flüchtete sich eiligst in die Bay von Tschesme an der kleinasiatischen Küste, Scio gegenüber; aber die russische eilte ihr mit vollen Segeln nach und griff sie dort am 16. Juli von Neuem an. Einem anderen kühnen Engländer, der ebenfalls

auf der russischen Flotte diente, gelang es, seinen Brander einem türkischen Schiffe anzuhängen. Dieses fing Feuer und theilte es schnell den übrigen mit. Bald stand die ganze türkische Flotte in vollen Flammen und erhellte schauerlich die dunkle Nacht. Schiff auf Schiff flog krachend in die Luft, das Meer zischte und brauſete in der entsetzlichen Gluth; und so schrecklich war das Getöse der auffliegenden Schiffe, daß selbst die europäischen Küsten davon wiederhallten. Aber auch dieses Unglück vermochte nicht den türkischen Stolz zu beugen. Der Krieg währte noch drei Jahre fort. Erst der Friede von Kutschuck-Kainardge, einem Dorfe unweit Silistria, machte ihm im Jahre 1774 ein Ende. Rußland erlangte in demselben wichtige Gebietserweiterungen am schwarzen Meere. Die Türken nahmen jetzt furchtbare Rache an den Griechen, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten.

Katharina rüstete sich zu einem neuen Kriege gegen die Türken. Sie hatte nichts geringeres im Sinne, als dieses Volk in seine asiatischen Steppen zurückzujagen und auf den Trümmern seines Reiches ein neues griechisches unter einem Prinzen ihres Hauses, der deshalb auch schon den Namen Constantin führte, zu errichten. Auch den Kaiser Joseph wußte sie bei einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm zu Cherson zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Dieser zweite Krieg fing 1787 an und dauerte bis 1791. Den Oberbefehl über das russische Heer führte jetzt der Fürst Potemkin.

Die Türken waren in diesem neuen Kriege, in welchem sie sich größtentheils auf die Vertheidigung ihrer Festungen beschränkten, nicht glücklicher. Am 17. Dezember 1788 erstürmte Potemkin die Festung Oczakow und richtete ein fürchterliches Blutbad an. Noch blutiger war die Erstürmung der Festung Ismail durch den General Suwarow am 22. Dezember 1790. Die Besatzung leistete verzweiflungsvolle Gegenwehr und schlug die anstürmenden Russen zweimal mit großem Verluste zurück. Endlich jedoch erstiegen diese die Wälle und bra-

chen wild und gewaltig in die Festung ein. Fast fünf und zwanzigtausend Türken wurden ein Opfer der Wuth der Sieger. Acht Tage waren nöthig, um die Gefallenen zu begraben. Auch die österreichischen Feldherren Laudon und Koburg erfochten herrliche Siege; und vielleicht wären die Türken ganz aus Europa vertrieben worden, hätte nicht die plötzliche Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers Joseph, wie auch die Eifersucht Englands und Preußens, von welchen die Schweden zur Ergreifung der Waffen gegen Rußland unaufhörlich aufgereizt wurden, die Fortschritte der verbündeten Waffen gehemmt. Katharina, die an Oesterreich einen mächtigen Bundesgenossen verloren hatte, neigte sich jetzt zum Frieden, der zu Jassy 1792 zu Stande kam. Sie mußte sich mit Oczakow und dem Lande zwischen den Flüssen Bug und Dniester begnügen.

Keiner übte einen größeren Einfluß auf die russische Kaiserin, als der vorerwähnte Fürst Potemkin. Unter allen ihren Günstlingen war er der Einzige, in dessen Händen die ausschließende Verwaltung des ganzen Staates lag. Er besaß mehr glänzende als große Eigenschaften; gleichwohl behauptete er sich bis an seinen Tod in der unumschränkten Beherrschung seiner sonst so klugen und kräftigen Monarchin; denn er wußte sie in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sei. Sein ungewöhnliches Glück verführte ihn auch zu einem ungewöhnlichen Stolze und Uebermuthe. Er wollte allein der Mächtige sein und wußte dieses mit großem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann mit Worten, sogar Schlägen mißhandelte. Selbst gegen die Kaiserin soll er anmaßend aufgetreten sein, als habe nicht sie, sondern er zu befehlen. Dagegen täuschte er sie wieder durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Als sie im Jahre 1787 nach Taurien reisete, um diese neue Provinz zu sehen, waren auf Potemkin's Anordnung in einiger Entfernung von der Land-

straße hin und wieder Dörfer oder vielmehr Bretterwände aufgeschlagen, die eine täuschende Aehnlichkeit mit Häusern hatten, und die Bewohner der Umgegend in ihren besten Kleidern dahin aufgeboten worden. Bei der Eile hatte die Kaiserin nicht Zeit, die Sache zu untersuchen; und Potemkin's Absicht, ihr ein großartiges Bild von den hohen Fortschritten der Cultur und dem Wohlstande der Einwohner in dem ihm anvertrauten Gouvernement zu machen, war erreicht. Kein Wunder, wenn fast alle europäischen Höfe sich beeiferten, durch Ehrenbezeugungen diesen mächtigen Günstling für sich zu gewinnen. Als ihm Friedrich der Große den schwarzen Adlerorden etwas später schickte, als er erwartet haben mochte, erwiderte er wegwerfend: „er sei zwar dem Könige sehr verbunden; jedoch wisse er nicht, wie er die Menge der Auszeichnungen der Art, die er schon habe, neben einander ordnen solle."

Indessen ist auch nicht zu leugnen, daß Potemkin sich manche Verdienste um Rußland erwarb, indem er die großartigen Bestrebungen seiner Kaiserin zur Beförderung der Cultur des Landes kräftig unterstützte. Unter ihrer Regierung wurde die Gesetzgebung verbessert, und manche Mißbräuche in der Staatsverwaltung abgestellt. Insbesondere gewannen viele Städte herrliche Anstalten für die Bildung und Erziehung der Jugend. Auch der Landbau wurde gehoben, und zweckmäßige Einrichtungen für Handel und Verkehr getroffen. Ganz Rußland fühlte den Segen ihrer Regierung und näherte sich mit starken Schritten der Cultur der übrigen europäischen Völker. Wir werden später, bei der Erzählung des Unterganges des polnischen Reiches, noch einmal auf diese Kaiserin zurückkommen müssen.

67. Gustav III., König von Schweden (1771—1792).

In demselben Maße, in welchem Rußland aus seiner früheren Dunkelheit sich hinaufschwang, sank Schweden von seiner früheren Höhe hinab. Dieses war durch seine vielen Kriege, besonders unter Karl XII., ganz erschöpft und unzufrieden we-

gen der vielen und leichtsinnig unternommenen Kriege. Daher entwarfen sogleich nach dem Tode Karl's XII. die Reichstände eine Verfassung, durch welche die königliche Macht wesentlich beschränkt wurde, und ihnen das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, Gesetze und Abgaben zukam. Neben den Reichständen gab es noch einen Reichsrath, der eigentlich die höchste Gewalt ausübte, weil die Reichstände nur selten zusammen kamen. Die beiden ersten Nachfolger Karl's XII., der König Friedrich I. und Adolf Friedrich, ertrugen noch diese Beschränkung, nicht aber des letzteren Sohn, Gustav III., der im Jahre 1771 seinem Vater in der Regierung folgte. Dieser junge liebenswürdige Fürst gewann sich bald die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes durch eine nie gesehene Leutseligkeit und den leichten Zutritt, den er allen seinen Unterthanen zu seiner Person eröffnete. Der Liebe des Volkes gewiß, arbeitete er im Stillen an dem Plane, die Gewalt des Adels zu brechen und das alte Ansehen des schwedischen Thrones wieder herzustellen. Er fing damit an, einige junge, unternehmende Offiziere näher mit sich zu verbinden und in seinen Plan einzuweihen, während seine Brüder in den Provinzen umherreiseten und das Volk für die Sache des Königs zu gewinnen suchten. Durch diese Offiziere wurde auch der größte Theil der Besatzung von Stockholm für den König gewonnen.

Indessen näherte sich der Augenblick der Ausführung. Der Befehlshaber von Christianstadt, Hauptmann **Hellichius**, einer der treusten und kühnsten Anhänger des Königs, gab das Signal. Sobald Hellichius, der nachher **Gustavskiold**, d. i. Gustav's Schild, genannt wurde, die Offiziere der Besatzung in seinen Plan eingeweiht und alle für die Sache des Königs gewonnen hatte; und als er auch auf die Treue und Anhänglichkeit der Truppen rechnen konnte; da schritt er zur Ausführung seines Planes. Er erließ am 12. August 1772*) eine Art von Manifest (Bekanntmachung), worin er den Reich-

*) Gleichzeitig die erste Theilung Polens.

ständen, die noch immer in Stockholm tagten, ihr schlechtes und gesetzloses Benehmen vorhielt und ihnen den Gehorsam kündigte. Und sofort ließ er die Stadtthore schließen, die Wachtposten verdoppeln. Der Prinz Karl, des Königs Bruder, welcher sich gerade zu Landskrona befand, versammelte auf die erste Kunde von dem Unternehmen des Befehlshabers von Christianstadt die Truppen der Provinz und führte sie vor die genannte Stadt, in der Absicht, wie er vorgab, die Empörung in ihrem Entstehen zu unterdrücken. Die Nachricht von diesem Aufstande verbreitete große Bestürzung bei den Reichsständen in Stockholm. Auch gegen den König hegten sie Verdacht und trafen Vorkehrungen der Sicherheit.

Jetzt war die größte Eile nöthig, sollte der Plan nicht vereitelt werden. Der König bestimmte deshalb den 19. August 1772 zur Ausführung. Am Abende zuvor wohnte er noch mit der größten Ruhe und Heiterkeit — so wenigstens schien es — der Oper bei. Am Morgen darauf begab er sich nach einem Spazierritte auf's Schloß in den Reichstag, wo er absichtlich einen heftigen Wortwechsel mit einigen Reichsräthen veranlaßte. Im höchsten Unwillen verließ er ihn und ritt nach dem Zeughause, wo die Garde zur Parade stand. Sogleich versammelten sich die ihm ergebenen Offiziere um ihn und begleiteten ihn nach dem Schlosse zurück, wo eben die Wache wechselte. Der König versammelte in der Wachtstube die Offiziere um sich, eröffnete ihnen seinen Plan und forderte sie zur Unterstützung auf. Alle schwuren ihm Beistand; nur die drei Aeltesten verweigerten ihn. Es wurde ihnen sogleich der Degen abgenommen. Alle andern aber banden sich um den linken Arm ein weißes Tuch, als Zeichen, an welchem sie sich einander als Freunde erkennen wollten. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungsorte des Reichsrathes besetzen und eilte nach der Parade zurück, wo er durch eine kräftige Rede auch das Artillerieregiment nebst den übrigen Truppen, die sonst gewohnt waren, nur die Befehle des Reichsrathes zu befolgen, für sich

gewann. Es entstand ein allgemeines, freudiges Zujauchzen, das von dem Volke mit Begeisterung wiederholt wurde. Dann ritt der König mit bloßem Degen durch die Straßen und versicherte freundlich, er habe nur die Absicht, das Vaterland zu retten. Von allen Seiten strömten ihm die Scharen des Volkes jauchzend und frohlockend nach. Gleich am anderen Tage leistete ihm der Magistrat unter dem allgemeinen Zurufe des Volkes den Eid der Treue. Dann ging er, nachdem er den Schloßhof mit Truppen und Kanonen hatte besetzen lassen, in Begleitung einiger Offiziere in den Reichsrath. Hier schilderte er in einer kraftvollen Rede die traurige Lage des Reiches, die Nothwendigkeit einer Umänderung, versicherte seine gemäßigten Absichten und ließ eine neue Verfassung verlesen, die von dem erschrockenen Reichsrathe augenblicklich angenommen und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde.

So endete, ohne alles Blutvergießen, diese Staatsumwälzung — Revolution genannt, — durch welche die ursprünglichen Rechte des Königs wieder hergestellt wurden. Nach derselben regierte der König noch zwanzig Jahre mit Milde und Weisheit. Allein der übermüthige Adel konnte den Verlust seiner großen Vorrechte nicht verschmerzen und wurde noch erbitterter, als der König auch Bürgerliche zu solchen Aemtern und Würden aufsteigen ließ, die früher ein ausschließliches Eigenthum des Adels gewesen waren. Endlich entstand eine Verschwörung gegen sein Leben, und der 16. März (1792), an welchem der König gerade einen großen Maskenball im Opernhause gab, ward zur Ausführung des Mordanschlages festgesetzt. Kurz vor der Eröffnung erhielt der König einen mit Bleistift geschriebenen Warnungszettel, diesen Abend nicht im Opernhause zu erscheinen; denn man trachte ihm nach dem Leben. Dennoch begab er sich unverzagt mit dem Grafen Essen um elf Uhr dahin, trat zunächst in seine Loge und, da Alles ruhig blieb, in den Saal selbst. Hier umringte ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und, indem ihm eine derselben, der Graf Horn, mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!“ auf die Schulter klopft, fällt

ein Pistolenschuß, und der König sinkt mit dem Rufe: „Ich bin verwundet durch eine schwarze Maske!“ in Essen's Arm. Man trug ihn schleunigst in ein besonderes Zimmer, welches er im Opernhause hatte, und ließ Wundärzte herbeiholen. Im Augenblicke dieser hochverrätherischen That hatten die Verschworenen, um im Getümmel zu entkommen, einen Feuerlärm erhoben; allein die Wache hielt alle Ausgänge besetzt und drängte die heranwogende Menge in den Saal zurück. Alsbald trat auch der Polizei-Lieutenant herein und schrieb den Namen eines jeden Anwesenden auf. Um vier Uhr war er hiermit fertig, und die Versammlung wurde entlassen, ohne daß man den Thäter ausgemittelt hatte. Man fand aber im Saale einen Dolch und zwei Pistolen. Die Waffenschmiede wurden befragt, ob sie dieselben kennten. Einer derselben erklärte, er habe die Pistolen an den Herrn von Ankarström verkauft. Sogleich wurde dieser nebst zwanzig seiner Freunde eingezogen. Er gestand sein Verbrechen ein und erhielt die verdiente Strafe. Drei Tage hinter einander wurde er an den Pranger gestellt und mit Ruthen gepeitscht, dann auf einem Karren zum Schaffot geführt und enthauptet. Die übrigen Mitverschworenen wurden für immer des Landes verwiesen. Ihnen allen folgten die Verwünschungen des entrüsteten Volkes, welches um seinen König wie um einen Vater trauerte. Gustav starb schon am zwölften Tage nach erhaltener Wunde (29. März 1792), und sein Sohn, Gustav IV., wurde nun zum Könige ausgerufen.

68. Der nordamerikanische Freiheitskrieg (1775—1783).

Washington. — Franklin.

Kolonien in Nordamerika. — Der nördliche Theil von Amerika ward erst später von den Europäern angebaut. Bei der ersten Landung schien ihnen die ganze Gegend nur eine Wildniß zu sein, mehr zum Aufenthalte der Thiere, als der Menschen geeignet. Dichte, unermeßliche Urwälder, in denen wilde Indianer nach den hier zahlreichen Pelzthieren jagten, und große Sümpfe schreckten die ersten Europäer von diesen rauhen Gegenden zurück,

in welchen sie nicht, wie an den schönen Küsten von Mexico und Peru, ihre Lüsternheit nach Gold und Silber befriedigen konnten. Die erste Entdeckung ward hier unter dem Könige von England, Heinrich VII., gemacht. Dieser schickte den Venetianer Johann Cabot aus, welcher um das Jahr 1496 Neufundland entdeckte. In den dortigen Gewässern fand er außerordentlich viele Kabliaus (Stockfische), und von der Zeit an kamen jährlich mehre englische Schiffe des Fischfanges wegen dahin. Weiter aber wurde diese Entdeckung nicht benutzt. Erst unter der Königin Elisabeth, unter welcher die Schifffahrt der Engländer einen neuen Schwung erhielt, wurden nach und nach die Küstenländer angebaut, die jetzt zu dem Freistaate der „Vereinigten Staaten" gehören. Der Engländer Walter Raleigh war der erste, welcher hier im Jahre 1585 eine Kolonie gründete und sie zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Virginien (Jungfrauenland) nannte. Dieses erste Beispiel fand bald Nachahmung. Zwar hatten die ersten Kolonisten viel zu leiden von den Anfällen der Wilden; allmälig aber gewannen diese die neuen Ansiedler sogar lieb, weil sie ihnen nicht nur Pelzwerk, sondern auch Ländereien theuer abkauften. Von nun an kamen mit jedem Jahre Kolonisten auch von anderen Nationen herüber, größtentheils junge unternehmungslustige Männer, die vor Unmuth ihr Vaterland verließen, um in dem neuen Erdtheile einen Zufluchtsort für kirchliche und bürgerliche Freiheit zu suchen. So entstanden allmälig die Kolonien: Virginien, Neu-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jersey, Pennsilvanien, Delaware, Maryland, Georgien, Nord- und Süd-Karolina. Unter allen diesen blühete Pennsilvanien am schnellsten empor, wo der menschenfreundliche William Penn mit seltener Rechtlichkeit das ihm von der Krone gegebene Land noch einmal den Indianern abkaufte und die Stadt Philadelphia (Bruderliebe) anlegte, die jetzt eine der schönsten und reichsten Städte von Amerika ist.

Alle Kolonisten aber, aus welchem Lande und von welcher Religion sie auch waren, erkannten die Engländer als die

sprünglichen Herren des Landes an und waren auch stets von England aus mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt und gegen alle Angriffe ihrer mächtigen Nachbarn, der Franzosen in Canada und der Spanier in Florida, beschützt worden. Noch jüngst, während des siebenjährigen Krieges, hatte es sie gegen Frankreichs Plan, einer Unterjochung derselben durch eine Reihe in ihrem Rücken angelegter Festungen näher zu kommen, mit der größten Anstrengung vertheidigt. Durch außerordentlichen Kostenaufwand waren die Kolonien vom Mutterlande aus zu einer so herrlichen Blüthe gebracht worden, daß die Zahl der Bürger innerhalb hundertfünfzig Jahre schon zu drei Millionen angewachsen war. Es schien daher auch billig, daß sie zur Abtragung der dadurch vergrößerten englischen Nationalschuld steuerten. Allein die Kolonisten weigerten sich dagegen und erklärten: „das Mutterland habe durch den ausschließenden Handel mit ihnen genug gewonnen; ohne Berechnung seines eigenen Vortheiles würde es sich wohl nicht in einen Krieg für sie eingelassen haben. Jedoch seien sie bereit, zu der englischen Staatschuld beizusteuern, aber nur nach selbsteigener Schätzung; denn durch die Auswanderung seien sie nicht englische Unterthanen geworden, sondern freie Männer mit allen Rechten der englischen Bürger geblieben. Wie diese aber keine Abgaben zahlten, die nicht ihre Abgeordneten im Parlament bewilligten, so würden auch sie jede Abgabe verweigern, zu welcher sie nicht durch ihre eigenen Vertreter im Parlament ihre Einwilligung gegeben hätten." Desungeachtet führte das englische Parlament, welches sich das Besteuerungsrecht seiner Kolonien nicht wollte nehmen lassen, im Jahre 1765 die Stempelacte ein, nach welcher sie zu allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen Stempelpapier gebrauchen sollten. Hierüber kam der Unwille zum offenen Ausbruche. An dem Tage, an welchem das Stempelpapier eingeführt werden sollte, wurden in mehren Städten die Todtenglocken gezogen, in einer sogar ein förmlicher Leichenzug veranstaltet, als würde nun das Glück der Kolonien zu Grabe getragen. An anderen Orten kam es selbst zu groben Gewaltthätigkeiten. Die Stempelver-

käufer wurden mißhandelt, ihre Häuser geplündert, das Stempelpapier in's Feuer geworfen, die Gerichtshöfe geschlossen. Bei solcher Widersetzlichkeit fand das englische Parlament es für rathsamer, die Stempelacte im Jahre 1766 wieder aufzuheben; es behielt sich aber ausdrücklich das Besteuerungsrecht vor.

Durch die ersten gelungenen Versuche wurde der widerstrebende Geist der Kolonisten noch mehr angefeuert. Ungeachtet dieser schwierigen Stimmung in den Kolonien erschien 1767 ein neuer Befehl des englischen Parlaments, gemäß welchem die Kolonisten für die Einfuhr von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß eine kleine Abgabe zahlen sollten. Auch dieser Befehl ward nicht besser wie der frühere aufgenommen. Die einzelnen Kolonien ließen ein Rundschreiben ergehen, in welchem sie sich einander verpflichteten, allen Handel mit dem Mutterlande einzustellen, um so der widerrechtlichen Steuer auszuweichen. Seitdem ruhete aller Handel, und das Parlament fand sich auf die wiederholten Klagen der englischen Kaufleute, die ihre aufgehäuften Waaren nicht mehr absetzen konnten, im Jahre 1770 bewogen, alle Steuern zurückzunehmen und nur die auf den Thee zu lassen. Dazu sollte diese Steuer außerordentlich gering sein, für das Pfund Thee sollten nur drei Pence — etwa anderthalb Groschen — gezahlt werden. Es war klar, daß das Parlament aus dieser geringen Steuer keinen besonderen Vortheil ziehen konnte, sondern dadurch nur sein Besteuerungsrecht feststellen wollte; aber gerade das war auch der Grund, weshalb die Kolonisten sich dieser sogenannten Theeacte aus allen Kräften widersetzten. Sie erklärten Jeden für ehrlos, der aus einem englischen Magazine seinen Thee beziehen werde, und kauften ihn lieber um einen weit höheren Preis von ihren Schleichhändlern, die ihn größtentheils aus Holland bezogen.

Aufstand in Boston (1773). — Im Dezember 1773 liefen drei englische, mit Thee beladene Schiffe in den Hafen von Boston ein. Die Einwohner verlangten, die Schiffe sollten, ohne auszuladen, nach England zurückkehren; und als der englische

Gouverneur dieses nicht sogleich zugeben wollte, überfiel ein Haufe verkleideter Bostonianer die Schiffe und warf unter dem Jubel des Volkes 342 Kisten Thee (18,000 Pfund) in's Meer. Dieser Gewaltstreich war die Losung zum Kriege. Das englische Parlament faßte sofort, ungeachtet die beiden Minister Pitt und Burke das Recht der Amerikaner, sich selbst zu besteuern, vertheidigten und jede gewaltsame Maßregel widerriethen, mehre harte Beschlüsse. Der Hafen von Boston wurde gesperrt, die Freiheitsbriefe mehrer Provinzen vernichtet. Da traten am 5. September 1774 alle Provinzen in einen Congreß zu Philadelphia zusammen. Hier wurde jeder Verkehr mit dem Mutterlande abgebrochen, und der Beschluß gefaßt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Mit nie gesehenem Eifer begannen nun alle Provinzen die Rüstung. Als der englische General Gage den Versuch machte, mit bewaffneter Hand die Rüstung zu verhindern, kam es am 19. April 1775 bei Lexington, unweit Boston, zu einem hitzigen Gefechte, in welchem das erste Bürgerblut floß. Noch wollte der Congreß keine Trennung vom Mutterlande, sondern nur gleiches Recht mit demselben. Als aber England deutsche Truppen, besonders Hessen und Braunschweiger, in Sold nahm, um Nordamerika zu unterwerfen, da erklärten sich die dreizehn vereinigten Provinzen für einen freien, unabhängigen Staat und stellten Washington an die Spitze ihrer Bewaffnung. Dieser, ein reicher Pflanzer in Virginien, hatte schon im siebenjährigen Kriege gegen Frankreich sein Feldherrntalent erprobt. Er war ein Mann von anerkannter Einsicht und Redlichkeit und lenkte mit seltener Umsicht alle Anstalten der Vertheidigung. Vaterlandsliebe und die Noth selbst ersetzten bei seinen Truppen den Mangel an Kriegsübung und ließen alle Schwierigkeiten überwinden. Entweder Freiheit oder ehrenvoller Tod, falls ihnen jenes köstliche Geschenk vom Himmel nicht beschieden sei, war die Losung der kühnen Männer. Dagegen fochten ihre Feinde größtentheils mit Miethlingen ohne persönliches Interesse, die aus fernen Landen mit schweren Kosten herbeigeführt werden mußten, die mit den Oertlichkeiten des Kriegs-

schauplatzes unbekannt waren und dabei noch die Schwierigkeiten eines wenig und zerstreut bewohnten Landes zu überwinden hatten.

Krieg mit England. — Der Kampf blieb in den vier ersten Jahren ohne Entscheidung. Am 11. Oktober 1777 aber wurde der Muth der Nordamerikaner über alle Erwartung belohnt. Der englische General **Bourgoyné** wurde bei **Saratoga** von ihnen abgeschnitten und umzingelt und mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben. Diese glorreiche Waffenthat erregte große Theilnahme bei den meisten europäischen Staaten, besonders bei Frankreich, das schon längst aus Eifersucht gegen England die Kolonien heimlich unterstützt hatte. Viele Franzosen schifften sich aus eigenem Antriebe, unter stillschweigender Genehmigung der Regierung nach Amerika ein und reiheten sich an die republikanischen Streiter, unter ihnen der Marquis **Lafayette**, welcher aus eigenen Mitteln ein Schiff für die amerikanische Sache ausrüstete. Die Augen von ganz Europa waren auf das großartige Schauspiel dieses Kampfes gerichtet. Zu spät bot England jetzt den Frieden an: „Nie solle in Amerika ein englisches Heer gehalten, nie den Einwohnern ohne Einwilligung ihrer Vertreter eine Steuer auferlegt werden; ihre Abgeordneten sollten Sitz und Stimme im englischen Parlamente haben.“ Allein die Sache der Freiheit hatte schon zu große Fortschritte gemacht, und der Congreß wollte nicht das Vaterland zu einer Provinz von England machen, wodurch dasselbe nur in dessen Umtriebe und Krieg mit den europäischen Höfen verwickelt worden wäre. Nun trat auch das eifersüchtige Frankreich offen auf Amerikas Seite.

Die Kolonien im Bunde mit auswärtigen Mächten. — Der Congreß hatte den berühmten **Benjamin Franklin***), einen der größten Staatsmänner damaliger Zeit, der durch

*) Er war der Sohn eines Seifensieders, zu Boston 1706 geboren. Bei einem seiner Brüder erlernte er die Buchdruckerkunst, widmete aber alle Freistunden und oft selbst einen Theil der Nacht dem Lesen nützlicher Bücher. Bald verfertigte er selbst kleine Aufsätze für das Volk, die allgemeinen Beifall fanden. Hierdurch aufgemuntert setzte er seine schriftstelle-

Schriften voll Kühnheit und Feuer seine Landsleute fortwährend für die Sache der Freiheit begeisterte, nach Frankreich geschickt und durch ihn ein Bündniß mit Ludwig XVI. im Jahre 1778*) glücklich zu Stande gebracht. Im Jahre 1779 trat Spanien, und das Jahr darauf auch Holland dem Bunde gegen England bei, dessen Herrschaft auf dem Meere schon längst die Eifersucht der übrigen seefahrenden Nationen erregt hatte. Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Meeren, und die englische Flagge bewährte von Neuem ihren alten Ruhm. Zwar gelang es den Spaniern, die Insel Minorka wieder zu erobern; dagegen mißlang völlig die Belagerung von Gibraltar im Jahre 1782, welche eine

---

rischen Arbeiten fort, legte nachher eine eigene Buchdruckerei an und gab eine Zeitung heraus, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Durch tiefes Nachdenken und gründliches Forschen erfand er 1777 den Blitzableiter, wodurch sein Name in ganz Europa berühmt wurde. England beeiferte sich, diesen merkwürdigen Mann für sich zu gewinnen und ernannte ihn zum General-Postmeister aller englisch-nordamerikanischen Kolonien; allein dieser mit ansehnlichen Einkünften versehene Posten bestach ihn nicht zum Nachtheile der Wahrheit und der gerechten Sache seines Vaterlandes. Bei dem Ausbruche der Mißhelligkeiten zwischen England und Amerika reisete er selbst nach London und vertheidigte hier die Rechte seines Vaterlandes mit eben so großer Einsicht als Freimüthigkeit. Als er im Jahre 1778 wegen Abschließung des Bündnisses mit Frankreich nach Paris kam, gerieth die ganze Stadt in freudige Bewegung; Jeder wollte den berühmten Amerikaner sehen. Er erlebte den Tag der Freiheit noch, den sein und seines Freundes Washington unermüdetes Wirken herbeigeführt hatte. Als Erfinder des Blitzableiters und Befreier des Vaterlandes ward er bei seiner Aufnahme in die französische Akademie von dem gelehrten d'Alembert mit dem eben so schönen als wahren Verse bewillkommnet: „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis!“ d. i. „Dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“ Er starb, allgemein verehrt und bewundert, 1790, in seinem vier und achtzigsten Jahre. Merkwürdig ist noch die Grabschrift, die er sich selbst setzte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und welches seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird der Verfasser“ selbst nicht verloren sein, sondern einst wieder von dem Verfasser“ schöneren Ausgabe [illegible] Jahre brach der bayerische Erbfolgekrieg aus.

der denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte ist. Seit dem spanischen Erbfolgekriege war diese wichtige Festung in den Händen der Engländer. Spanier und Franzosen wetteiferten jetzt in vereinter Kraft, um sie ihnen wieder zu entreißen. Ein Heer von dreißigtausend Mann schloß sie von der Landseite ein, während von der Seeseite schwimmende Batterien, eine Erfindung des Franzosen d'Arçons, sich den ungeheuren Felsenwänden näherten. Die schwimmenden Batterien waren eine besondere Art von Fahrzeugen mit zwei Schutzdächern gegen Kugeln und Bomben. Es waren deren zehn, die zusammen 197 Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren sechs und dreißig Mann gerechnet. Elliot aber, der Kommandant der Festung, wußte diesem fürchterlichen Angriffe eine eben so fürchterliche Vertheidigung entgegenzustellen. Am Tage des Angriffes, am 13. September, warf er über viertausend glühende Kugeln auf die feindlichen Batterien und richtete die schrecklichste Verwüstung an. Ungeachtet aller Vorkehrungen fingen die Batterien Feuer und schlugen flammend gegen Himmel auf. Verzweiflungsvoll war die Lage der unglücklichen Soldaten, über die jetzt das Verderben von drei Seiten losbrach. Die Feinde selbst erbarmten sich am Ende der Unglücklichen und retteten mit eigener Lebensgefahr die, welche noch zu retten waren. Für diese glorreiche Waffenthat ward Elliot von seinem Könige glänzend belohnt. Dieser überschickte ihm den Verdienstorden, der ihm von dem Ueberbringer an derselben Stelle umgehangen wurde, auf welcher er sich dem feindlichen Feuer ausgesetzt und die Vertheidigungsanstalten angeordnet hatte. Sein kleines Besatzungsheer, das größtentheils aus hannöverischen Truppen bestand, erhielt eine Regimentsfahne, auf der man die Worte las: Mit Elliot Ruhm und Sieg! Nach Elliot's Tode machte der König selbst den Riß zu einem Monumente, das ihm in Gibraltar errichtet wurde.

Friede zu Versailles. Nordamerika

schwankte das Kriegesglück lange zwischen den Engländern

Amerikanern. Endlich, im Jahre 1781, gelang es Washington, den englischen General Cornwallis bei Yorktown einzuschließen und ihn mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen. Diese Niederlage entschied über Amerikas Schicksal. Die Engländer hatten kein neues Heer zu senden, und ein Ministerwechsel in London erleichterte den Frieden, der endlich nach acht blutigen Jahren, 1783*), zu Versailles, unter Vermittelung des Kaisers Joseph II. und der Kaiserin Katharina II. von Rußland glücklich zu Stande kam. In demselben ward von England die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannt, Minorka an Spanien, und Tabago an Frankreich abgetreten, während Holland Negapatam in Ostindien an England abtrat. Alles übrige blieb fast so, wie es vor dem Kriege war. Jetzt legte der biedere Washington, da er das große Werk vollbracht hatte, seine Befehlshaberstelle nieder und ging, von dem Danke und den Segenswünschen seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz in Virginien zurück, um hier in ländlicher Stille sich und den Seinigen zu leben.

Seit jenem Frieden hat der junge nordamerikanische Freistaat so staunenswerthe Fortschritte sowohl in der Bevölkerung als auch im Wohlstande gemacht, als kein anderer Staat weder im Alterthume noch in der neueren Zeit. Anfangs bestand er nur aus dreizehn Provinzen, zählte aber in der neuesten Zeit schon vier und dreißig. Ein Generalcongreß, nach welchem

*) In dieses Jahr fällt die Erfindung der Kunst, vermittelst eines Ballons in die Luft zu steigen und in derselben gleichsam umherzuschwimmen. Die Gebrüder Montgolfier in Frankreich kamen zuerst auf den Gedanken, große papierne Ballons zu verfertigen und die darin befindliche Luft so zu verdünnen, daß dieselben von der äußern Luft in die Höhe getrieben wurden. Im Jahre 1783 verfertigten sie den ersten großen Ballon, und noch in demselben Jahre machte der Physiker Rozier eine Luftreise. Nach den Erfindern nannte man die papiernen Ballons Montgolfieren. Bald verfertigten die Franzosen ähnliche Maschinen aus Taffet, die sie mit einem Leberharzfirnisse überzogen und mit Wasserstoffgase füllten. Unter allen Luftschiffern hat sich nachher Blanchart am berühmtesten gemacht, der in seinem Leben ein und sechszig Luftreisen unternahm.

jede einzelne Provinz ihre Abgeordneten schickt, berath das Wohl des ganzen Bundesstaates. Dieser Congreß besteht aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten oder Volksvertreter. Ein Präsident, der alle vier Jahre gewählt wird, steht an der Spitze und leitet die Geschäfte. Diese neue Verfassung wurde im Jahre 1787 zu Philadelphia gegründet, und Washington einstimmig zum ersten Präsidenten ernannt. Er bekleidete bis zum Jahre 1797 diesen Ehrenposten. Dann zog er sich, ein zweiter Cincinnatus, von dem Dank aller Guten begleitet, auf sein Landgut zurück, wo er 1797 starb. Zur Ehre dieses Freiheitshelden wurde auch die Stadt Washington gegründet und zur Hauptstadt des ganzen Freistaates und zum Versammlungsorte des Congresses erhoben.

Allein die ruhige Entwicklung der vereinigten Staaten wurde bald durch Parteiungen gestört, und so das verknüpfende Band immer lockerer. Während die eine Partei größere Unabhängigkeit der einzelnen Staaten von einander erstrebte, wollte die andere eine engere Verknüpfung zu einem Ganzen. Dazu kam, daß die Südstaaten mit Hartnäckigkeit auf die Beibehaltung des Sclavenhandels bestanden, der in den Nordstaaten bereits abgeschafft war. In dem Streite hierüber haben sich im Jahre 1861 die Südstaaten von den Nordstaaten förmlich losgesagt und eine eigene Regierung eingesetzt. Hierüber kam es zu einem höchst blutigen Kriege, der vier Jahre lang zu Wasser und zu Lande fortwüthete. Erst der große Sieg, den im Mai 1865 der Ober-Anführer der Nordstaaten, General Grant, über den Ober-Anführer der Südstaaten, General Lee, erfocht, führte den Frieden wieder herbei. Das aus dem furchtbaren Kampfe siegreich hervorgegangene Nordamerika hat die frühere Union (Vereinigung) wieder hergestellt und in feierlicher Weise die Abschaffung der Sclaverei verkündet. Möge nunmehr der Segen des Friedens ein festeres Band um die wieder vereinigten Staaten Nordamerikas, die größte Republik des ganzen Erdkreises, knüpfen.

Geschichte der neuesten Zeit.

Französische Revolution.

69. Ursachen derselben.

Nächst der Reformation gibt es keine wichtigere und erfolgreichere Begebenheit in der Geschichte der Menschheit, als die französische Revolution, die eine ähnliche Umwälzung im Staate, wie jene in der Kirche war. Von Frankreich ausgehend theilte sie sich nach und nach fast allen gebildeten Völkern der Erde in dem Maße mit, als dieselben Gährungsstoffe mehr oder weniger bei ihnen vorhanden waren.

Zu Anfange dieser in der Geschichte ewig denkwürdigen Epoche hatten die meisten europäischen Staaten, insbesondere aber Frankreich, eine mehr künstliche, als natürliche Festigkeit. Viele Mißbräuche aus den Zeiten des Mittelalters waren stehen geblieben, die bei den veränderten Verhältnissen und bei der gesteigerten Aufklärung der neueren Zeit am Ende nothwendig zusammenstürzen mußten. Der Adel besaß noch immer seine großen Vorrechte, ohne die Verpflichtungen ferner zu erfüllen, unter denen er sie früher erlangt hatte. Die einträglichsten Aemter des Staates, die reichsten Pfründen waren in seinem ausschließlichen Besitze; nicht Verdienst, sondern Geburt gab Ansprüche zu denselben. Viele Stellen waren sogar käuflich; — als ob man mit dem Amte auch die Fähigkeit zu demselben kaufen könnte! Am meisten aber kränkte, daß gerade die reichen adeligen Gutsbesitzer von allen Abgaben frei waren, die der Bürger- und Bauernstand allein aufbringen mußte. Ja, es schien fast, als seien diese zu keinem anderen Zwecke da,

als durch Schweiß zu erringen, was jene muthwillig vergeudeten. Denn während der hohe Adel mit dem Hofe in Paris und Versailles große Summen leichtsinnig verpraßte, erlagen die Bürger und Bauern in den Provinzen fast dem Drucke der Abgaben. Die Leiden des Volkes wurden noch erhöhet durch die Erpressungen der Generalpächter, welche die Abgaben mit einer Härte und Grausamseit eintrieben, die alle Vorstellung übersteigt. Nicht viel besser war das Loos des ärmeren Landadels und der niederen Geistlichkeit, auf die der hohe Adel mit gleicher Geringschätzung herabsah. Und doch wurden gerade bei den mittleren Ständen die größte Bildung und die vorzüglichsten Talente gefunden, zumal in den größeren Städten und vor allen in Paris, wo die unsinnige Verschwendung der Großen sie bereichert und ihnen die Mittel zu einer wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Kinder gegeben hatte. Je mehr die mittleren Stände ihre geistige Ueberlegenheit fühlten, um so tiefer kränkte sie auch die unverdiente Zurücksetzung. So erzeugte sich bei ihnen eine glühende Erbitterung, zunächst gegen den Adel und dann auch gegen den König selbst, der ihn so sehr begünstigte, und immer reger wurde die Sehnsucht nach einer Veränderung, die dem Talente eine freie ungehinderte Laufbahn eröffne. Daher damals jenes häufige und genaue Forschen nach dem Ursprunge des Unterschiedes der Stände, jenes allgemeine Lästern der bestehenden Ordnung, und jenes Hinweisen auf die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft zur Rechtfertigung der ursprünglichen Gleichheit und Freiheit. Schon vor einigen Dezennien hatten Rousseau, Voltaire und andere französische Gelehrte derartige Grundsätze in ihren Schriften mitgetheilt und das aufgeregte Volk in den Schwindel ihrer Meinungen hineingezogen. Ihre Lehre schien durch die Unabhängigkeit Nordamerikas die Bestätigung erhalten zu haben. Eben dieser nordamerikanische Freiheitskrieg, an welchem die Franzosen so warmen Antheil nahmen, war für sie eine Schule der patriotischen Begeisterung und der brennenden Freiheitsliebe, wie früher bemerkt ist.

Zu den allgemeinen Ursachen der Unzufriedenheit und Gährung unter dem Volke kamen noch besondere. Ludwig XVI., der seit 1774 über Frankreich herrschte und mit Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, vermählt war, hatte von seinen nächsten Vorgängern in der Regierung, dem kriegeslustigen Ludwig XIV. und dem schwachen Ludwig XV. eine ungeheuere Schuldenlast ererbt, welche sich durch die Theilnahme am nordamerikanischen Kriege und die Unordnung im Staatshaushalte so gesteigert hatte, daß der öffentliche Kredit vollends sank. Der edele König selbst führte mitten unter den Verschwendungen seines Hofes das einfachste Leben und suchte dem Volke die Abgaben zu verringern. Da es ihm aber an Kraft und Strenge fehlte, der Zerrüttung des Staatswesens entgegenzutreten, so sah er sich endlich genöthigt, dem Rathe seines berühmten Finanzministers, Necker aus Genf, zu folgen und die Reichstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, zu berufen, um mit denselben die Mittel zu berathen, dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen. Necker, der die Absicht hatte, das Defizit der Finanzen durch den Adel und die Geistlichkeit zu decken und dem Bürgerstande das Uebergewicht zu verschaffen, hatte 621 Deputirte von dem dritten Stande, dem tiers état, 285 vom Adel und 308 von der Geistlichkeit zu einem Reichstage versammelt, der zu Versailles, wo seit Ludwig XIV. die königliche Residenz war, am 5. Mai 1789 feierlich eröffnet wurde. Der König ahnte nicht, daß er eine Pulvermine anlegte, an der sich ganz Frankreich zu einem großen Brande entzünden würde.

70. Ausbruch der Revolution (1789).

Sturm der Bastille am 14. Juli 1789. — Bevor die eigentlichen Berathungen anfingen, entstand ein hitziger Streit über die Frage, ob nach drei Kammern, wie früher, oder nach Köpfen gestimmt werden solle. Der dritte Stand, dem eine doppelte Anzahl Deputirter bewilliget war, verlangte Ab-

stimmung nach Köpfen, weil er sonst in Gefahr gekommen wäre, von den beiden andern Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, überstimmt zu werden. Da diese sich aber weigerten, mit dem dritten Stande gemeinsam zu berathschlagen, so erklärte sich derselbe auf den Vorschlag des verschmitzten Abbé Sieyes am 17. Juni 1789 unter dem Jubel des Volkes für eine Versammlung der Nation und rechnete bei der Anmaßung einer solchen Macht auf die Unterstützung des größten Theiles des Volkes, dessen Vertreter er war. Mehre Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit traten sogleich zu dem dritten Stande über und fingen nun ihre Sitzungen mit wesentlichen Veränderungen in der bisherigen Verfassung an. Der König erschrak. Am 23. Juni erschien er selbst in der Versammlung, bezeigte sein Mißfallen über die Zwistigkeiten und über die eigenmächtigen Veränderungen und befahl, daß sie sogleich auseinandergehen und sich am folgenden Tage, aber jeder Stand besonders, wieder versammeln sollten. Der größte Theil des Adels und der Geistlichkeit folgte ihm; der dritte Stand aber, der mit mürrischem Schweigen die Worte des Königs angehört hatte, blieb zurück und eröffnete die Sitzung auf's Neue. Der König schickte sogleich darauf seinen Großceremonienmeister in die Versammlung, mit dem Befehle, unverzüglich auseinander zu gehen. Da erhob sich der zum dritten Stande übergetretene Graf Mirabeau und rief dem königlichen Abgeordneten mit kühnem Trotze zu: „Geh' und sage denen, die Dich schickten, daß wir hier auf den Willen des Volkes versammelt sind, und daß wir nur der Gewalt der Bajonnete weichen werden." Das war eine verwegene Herabwürdigung des königlichen Ansehens und hätte strenge Ahndung verdient; allein der gutmüthige König war zu gewaltsamen Maßregeln nicht zu bewegen. Ja, er selbst befahl dem Adel und der Geistlichkeit, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Da war die Revolution entschieden. Der pariser Pöbel nahm bereits eine drohende Stellung an. Um Ruhe unter dem Volke zu erhalten, hatte der König ein Heer von fünfzigtausend Mann um

Paris zusammengezogen; aber dieses Mittel entflammte die Wuth nur noch mehr. Und als der König eben jetzt seinen Minister Necker, den Abgott des Volkes, entließ, weil er ihn für den Haupturheber aller dieser Unruhen hielt, da gerieth die ganze unermeßliche Hauptstadt in Aufruhr. Die Sturmglocken ertönten, das Volk rottete sich zusammen auf allen Plätzen, in allen Straßen, erbrach die Zeughäuser und zog bewaffnet gegen die Bastille, das ihm längst verhaßte Staatsgefängniß. Diese ward erstürmt und geschleift, die Besatzung niedergemetzelt, und der Kopf des Kommandanten auf einer langen Stange unter dem gräßlichen Jubel des nachströmenden Volkes im Triumphe durch die Stadt getragen. Dieses geschah am 14. Juli 1789*) und war der Anfang der großen französischen Staatsumwälzung.

Um den gewaltigen Sturm der Volkswuth zu beschwichtigen, hatte der König die Schwäche, das Heer schnell aus der Nähe von Paris zu entfernen und Necker zurückzurufen. Das Volk sah nun, daß man dem Könige alles abtrotzen konnte, und wurde immer zügelloser. Ganze Haufen des nichtswürdigsten und verworfensten Gesindels strömten aus allen Provinzen nach Paris, um hier mit den Aufrührern Gefahr und Beute zu theilen. Wie in Paris, so wurden in allen Städten die bisherigen Magistrate durch neue ersetzt, und eine besondere Bürgermiliz, Nationalgarde genannt, errichtet. Sie trug als Abzeichen der Revolution dreifarbige Kokarden: roth und blau, die Farben der Stadt Paris, und weiß, die Farbe des Reiches.

Unterdessen erklärte die Nationalversammlung, statt auf Tilgung der Schulden zu denken, „die Rechte der Menschen," und in der ewig denkwürdigen Nacht vom 4. auf den

*) In demselben Jahre machte der englische Arzt Eduard Jenner die wichtige Entdeckung, daß die Kuhpocken gegen die Menschenblattern schützen, wenn man die Kinder damit einimpft.

5. Auguſt wurde auf einmal aller Unterſchied der Stände aufgehoben, und Freiheit und Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Franzoſen feſtgeſetzt. Die höchſte Gewalt legte ſie ſich ſelbſt, als Stellvertreterin des Volkes, bei und ließ dem Könige nur das Recht der Genehmigung oder Verwerfung ihrer Beſchlüſſe. Aus Liebe zur Ordnung und Ruhe genehmigte der König alle Beſchlüſſe, welche die Verſammlung in jener Nacht gefaßt hatte; das Volk aber durchbrach im wilden Taumel der neuen Freiheit jede Schranke der Ordnung und des Geſetzes. Viele ihm verhaßte Männer wurden auf öffentlicher Straße niedergemacht. An die Laterne! war das gewöhnliche Mordgeſchrei, unter welchem die Unglücklichen fortgeſchleppt und an einen Laternenpfahl aufgehängt wurden. Was die Hauptſtadt zuvor that, das ahmte das ganze Land nach; Freiheit und Gleichheit war die Loſung. Bewaffnete Banden durchzogen das Land, und mit dem Triumphgeheule: „Krieg den Paläſten! Friede den Hütten!“ plünderten ſie die Schlöſſer der Edelleute und die Häuſer der Geiſtlichen. Der Herzog von Orleans, des Königes eigener Vetter, einer der verworfenſten Menſchen damaliger Zeit, wiegelte unaufhörlich das Volk zum Aufruhr auf, um, nach dem Umſturze des königlichen Thrones und der ganzen Verfaſſung, mit Hülfe des von ihm beſoldeten Pöbels ſeine ehrſüchtigen Abſichten durchzuſetzen. Bei der immer wachſenden Gefahr verließen Mehre vom Hofe ſchnell das Reich, unter ihnen der jüngere Bruder des Königs, Graf Artois, und der Prinz Condé. Viele Edelleute und Geiſtliche folgten dieſem traurigen Beiſpiele, und der unglückliche König blieb nunmehr allein, ſchutz- und rathlos, in dem brauſenden Sturme zurück, preisgegeben der Wuth des empörten Volkes. Selbſt die Nationalverſammlung, obgleich die Mehrzahl der Abgeordneten von dem aufrichtigen Wunſche beſeelt war, eine das Volk beglückende Verfaſſung zu entwerfen, vermochte nicht, die Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Sie wurde bald durch den Strom des Pöbels eben ſo mechaniſch in Bewegung geſetzt, wie das Rad einer Mühle durch die fallenden Gewäſſer.

Zug nach Versailles. — Am 5. October 1789 brach in Paris ein neuer Tumult als Folge einer großen Brodtheuerung aus, ein Tumult, der alle übrigen an Gräßlichkeit überbot. Ein roher Haufen Weiber, unter denen die Fischweiber — die sogenannten Damen der Halle — die Hauptrolle spielten, zog mit dem Schrei: „Brod! Brod! — Nach Versailles! Nach Versailles!“ — durch die hungernde Hauptstadt. Männer, als Weiber verkleidet, schlossen sich dem Gesindel an. Das Rathhaus wurde erstürmt, Waffen und Kanonen von den wüthenden Weibern fortgeführt. Mit jedem Augenblicke wuchs die tobende Menge, und immer wüthender und allgemeiner wurde das Geschrei: „Brod! Brod! — Nach Versailles! Nach Versailles!“ Lafayette, derselbe, welcher an dem amerikanischen Freiheitskriege so thätigen Antheil genommen hatte und jetzt Befehlshaber der Nationalgarde war, ließ diese unter Waffen treten, um das Gesindel auseinander zu treiben. „Wir fechten nicht gegen verhungerte Weiber!“ riefen die Garden und forderten selbst, nach Versailles geführt zu werden. Vergebens suchte Lafayette durch Bitten und Ermahnungen die Aufrührer zu besänftigen. Um größeres Unglück zu verhüten, gab er der Gewalt nach; und ungeachtet der Abend schon einbrach, und der Regen in Strömen vom Himmel goß, brach der Haufe mit zwanzig Kanonen unter wildem Freudengeschrei nach Versailles auf.

Gegen Mittag langte der Vortrab der Weiber mit ihren männlichen Alliirten unter Gesang und Trommelschlag in Versailles an. Ihr erster Besuch galt der Nationalversammlung. Ein roher Mensch, Maillard, den bloßen Säbel schwingend, mit einem Weibe neben sich, welches an einer langen Stange eine Trommel trug, hielt im Namen des Volkes eine Rede. „Wir haben kein Brod,“ rief er, „wir wissen, der König und seine Minister sind Verräther; aber der Arm des Volkes ist erhoben, sie zu zerschmettern.“ Diese Worte wurden von seinen Begleitern mit den heftigsten Drohungen gegen den König

und die Königin begleitet. Darauf drang die ganze Rotte der Weiber tobend und lärmend in den Saal und mischte sich unter die Abgeordneten. Ein Weib bemächtigte sich sogar des Sitzes des Präsidenten und ahmte, mit der Glocke in der Hand, seine Verrichtungen nach. Dann holten sie Lebensmittel und Wein herbei, tranken, sangen, fluchten, schimpften und schrien wild durcheinander. Die Versammlung suchte vergebens sie zu beruhigen; der Präsident selbst führte einige Weiber in's Schloß zum Könige. Dieser gab ihnen die gütigsten Versprechungen; und nun lagerten sich die Weiber wie Soldaten auf dem großen Paradeplatze, zündeten Feuer an und tranken und sangen in die Wette.

Gegen Mitternacht traf auch die pariser Nationalgarde ein. Der brave Lafayette, welcher zwar ein Freund der Freiheit, aber voll Rechtlichkeit und Ehrliebe war, hatte alles aufgeboten, um jeden ferneren Ausbruch roher Leidenschaft zurückzuhalten. Er hatte zuvor den Haufen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor seiner Wohnung Achtung zu haben. Er selbst ging dann auf's Schloß zur bestürzten königlichen Familie und verbürgte sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung.

Kaum graute der Morgen des 6. Oktobers, als eine Bande der Aufrührer ein Mittel gefunden hatte, in das Innere des Schlosses zu dringen. Sie mordete die königlichen Leibwächter, deren sie ansichtig wurde und stürzte über die blutigen Leichname in das Schlafgemach der Königin. Allein ihr Opfer, zu größeren Leiden ausersehen, war halb angekleidet durch einen geheimen Gang nach dem Zimmer des Königs entflohen, und die wüthend hereinbrechenden Mörder durchstachen das verlassene Bett mit Piken und Schwertern. Die schnell zu Hülfe eilende Garde aber nahm die königliche Familie in Schutz und trieb die Mörder aus dem Schlosse. Nun wandte sich die ganze Wuth des Volkshaufens gegen die Garde, die unmöglich den ungleichen Kampf gegen die ganze Rotte bestehen konnte. Alle erwarteten den Tod. Da erschien der König auf

dem Balkon und rief mit ausgebreiteten Armen: „Gnade für meine Garde!“ — „Hoch lebe der König!“ war die Antwort der augenblicklich gerührten Menge. Sie ließ vom Morden ab, schleppte sogar einige gefangene Gardisten herbei und umarmte sie vor den Augen des Königs. „Die Königin! Die Königin!“ schrie dann die Menge. Mit sichtbarer Angst trat die unglückliche Fürstin auf den Balkon, an jeder Hand führte sie eins ihrer Kinder. „Fort mit den Kindern!“ schrie man ihr von unten zu. Sie führte diese zurück, und nun stand die erhabene Frau allein auf dem Balkon, mit bethränten Augen und gefaltenen Händen, während dort unten die aufrührerische Menge wogte und brüllte und ihre Piken und Gewehre mit den wildesten Geberden der Wuth schwenkte. Einer schlug sogar sein Gewehr auf sie an, aber einer der Nebenstehenden riß es nieder. Die stille Majestät der wehrlos darstehenden Frau gab der Leidenschaft des Volkes eine plötzliche Wendung. Begeistert rief der ganze Haufe: „Hoch lebe die Königin!“ Der König wurde noch einmal verlangt. Er erschien, und ihm entgegen hallte das tausendstimmige Geschrei: „Nach Paris, nach Paris!“ — „Ja meine Kinder,“ erwiederte der König sichtbar bewegt, „ich will nach Paris gehen, aber nicht anders, als in Begleitung meiner Frau und Kinder.“ — „Hoch lebe der König!“ schrie nun wieder der Pöbel. Dann erschien auch die Königin wieder auf dem Balkon, geführt von Lafayette. Der König stellte sich aus Besorgniß nahe hinter sie. Vor dem Getöse und dem Lärm der Menschenmasse konnten keine Worte gehört werden, man mußte zu den Augen reden. Lafayette näherte sich der Königin und küßte ihr im Angesichte des Volkes die Hand. Man erstaunte anfangs über diese Handlung, sie ward aber bald erklärt, und die herrschende Stille durch heftiges Beifallklatschen und wiederholtes: „Hoch lebe die Königin! Hoch lebe der General!“ unterbrochen.

Schon um 1 Uhr nach Mittag setzte sich der Zug in Bewegung. Aber welch' ein Zug! Voran wurden die blutigen

Köpfe der gemetzelten Leibgarden als Siegestrophäen auf hohen Stangen getragen; die noch übrig gebliebenen Garden schleppte der Pöbel gleich Gefangenen in seiner Mitte. Dann folgte der Wagen, in welchem der König, die Königin, ihre beiden Kinder und des Königs Schwester, Elisabeth, saßen, und zu beiden Seiten wogte eine ungeheure, lärmende Volksmenge. Einige grinzten nach dem Wagen hin und stießen Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie aus; andere heulten Triumphgesänge; noch andere schrien: „Da bringen wir euch den Bäckermeister sammt Frau und Lehrjungen!" — als ob die Rückkehr der unglücklichen machtberaubten Familie die Brodtheuerung in Paris würde heben können! Hinter dem Wagen wurden mehre Kanonen geführt; Weiber saßen auf den Lafetten und trugen Brod und Fleisch auf Bajonneten und Piken. Berauschte Männer und Weiber ritten durch einander, der ganze Weg war von den Einwohnern der benachbarten Dörfer besetzt und so voll Menschen, daß die königlichen Wagen oft halten mußten. Erst nach sechs Stunden der Schmach und Angst langte der unglückliche Ludwig vor der Barriere (Schlagbaum) von Paris an, wo ihn der Maire (Bürgermeister) empfing und den schönen Tag pries, welcher den König von Frankreich der Hauptstadt wiedergebe. Der König erwiederte: er sei mit Vergnügen gekommen, und die Königin: sie trete mit Vertrauen in die gute Stadt. Nach diesen gegenseitigen Förmlichkeiten wurde dem gedemüthigten Fürsten erlaubt, sich nach dem Palaste der Tuilerien zu begeben, in welchem kaum die nöthigsten Anstalten zur Aufnahme der königlichen Familie getroffen waren.

Ueber zweihundert Abgeordnete verließen sogleich die Nationalversammlung, weil sie mit den Mördern des 6. Oktobers in keiner Gemeinschaft mehr stehen wollten; die übrigen folgten dem Könige nach Paris, wo sie am 19. Oktober ihre Sitzungen wieder eröffneten. Diese hielten sie in einer Reitbahn, welche im Garten der Tuilerien lag und zu diesem Zwecke

mit rundlaufenden Bänken in Form eines Amphitheaters, oben mit einer Galerie für die Zuschauer, eiligst errichtet worden war. In der Mitte hatte der Präsident seinen Sitz, zur Rechten saßen die gemäßigten, zur Linken aber, besonders auf den höchsten Bänken, die deshalb den Namen: der Berg, erhielten, die heftigsten Revolutionsmänner. In Paris entstanden Klubs oder Vereine gleichgesinnter Deputirten, die vorher das besprachen, was sie in der Nationalversammlung durchsetzen wollten. Der stärkste und wüthendste, welcher vom Schwindel eines wilden Revolutionsgeistes ergriffen Alles bestehende über den Haufen zu werfen beabsichtigte, war der Klub der Deputirten von Bretagne, im aufgehobenen Jakobiner-Kloster, daher der Jakobiner-Klub genannt. Als äußeres Abzeichen trugen die Jakobiner eine rothe, lang herabhangende Mütze. Bald entstanden, bei der unruhigen Regsamkeit der Franzosen, in allen kleineren und größeren Städten, sogar in vielen Dörfern ähnliche Vereine, welche der große Mutterklub in Paris immer enger mit sich zu verbinden suchte. Die Zuschauer auf der Galerie, größtentheils Anhänger der Jakobiner, bezeigten durch Zujauchzen und Händeklatschen den ungestümsten Rednern ihrer Partei lärmenden Beifall; dagegen zischten und pfiffen sie die Redner der Gemäßigten aus; — gerade als sei hier die Verhandlung über das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes zur Komödie geworden! Des Königs Ansehen war dahin. Er war nunmehr ein Gefangener seiner Hauptstadt und fügte sich ohne Widerspruch in alle Beschlüsse der Nationalversammlung, so sehr er sie auch im Herzen mißbilligen mußte. Was von der alten Verfassung noch übrig war wurde mit stürmender Hand niedergerissen. Alle geistlichen Orden, alle Gelübde wurden aufgehoben, alle Güter der Kirche und der Krone für Eigenthum der Nation erklärt und verkauft. Um den Verkauf zu erleichtern, wurde ein Papiergeld eingeführt, welches man Assignate nannte, weil es auf die eingezogenen Güter assignirt oder angewiesen war. Selbst die Assignate leisteten der Revolution Vorschub; denn die Käufer schlossen sich schon ihres Vortheiles

wegen an dieselbe, um ihr neues Besitzthum zu sichern. Da aber die Assignate in der Folge in unendlicher Masse geschaffen wurden, so verlor endlich der Werth derselben so sehr, daß z. B. ein Paar Stiefel gegen 20,000 Franken (über 5000 Thlr.) zu stehen kam. Die alte Eintheilung Frankreichs in Provinzen hörte auf; eine neue in 83 Departements, die ihre Abmarkung und Benennung von natürlichen Grenzen und Gegenständen, in der Regel von Bergen, Flüssen und Küsten erhielten, trat an ihre Stelle und hob somit alle früheren Vorrechte einzelner Provinzen auf. Der König wurde auf ein Jahrgehalt gesetzt, der gesammte Erbadel abgeschafft und mit ihm Alles, was an Auszeichnung oder Knechtschaft erinnern konnte. Selbst die unbedeutenden Titel „Monsieur“ und „Madame“ hörten auf. Jeder ohne Unterschied sollte nunmehr bloß Bürger (Citoyen) und Bürgerin heißen.

Das Bundesfest am 14. Juli 1790. — Unter diesen und ähnlichen Neuerungen war der 14. Juli 1790, der Jahrtag der Zerstörung der Bastille, erschienen. Das Andenken an die erfolgreiche That gab Veranlassung zu einem großen Bundesfeste, welches auf dem Marsfelde, einer geräumigen Ebene am westlichen Ende von Paris, feierlich begangen wurde. Schon in der Nacht zuvor hatte sich die weite Ebene mit Menschen angefüllt. Die Nationalgarde war aufgezogen, und beim ersten Strale der Morgensonne verkündete der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken den festlichen Tag. Des Morgens 10 Uhr erschienen in der Mitte von Hunderttausenden von Zuschauern die Mitglieder der Nationalversammlung, die Abgeordneten der Departements, später auch der König und seine Familie. Durch einen schön geschmückten Triumphbogen ging der feierliche Zug auf das Marsfeld. In der Mitte desselben stand ein hoher Altar, „der Altar des Vaterlandes“ genannt, diesem gegenüber eine Galerie, auf welcher die Nationalversammlung und der König ihren Sitz hatte. Talleyrand, der Bischof von Autun, hielt das Hochamt u

segnete die Fahnen des Departements ein. Unter Freudenschüssen und Festgeläute schwuren im Angesichte des Himmels die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und die Abgeordneten der ganzen Nation Gehorsam den Gesetzen, und Alle umarmten sich in trunkener Freude als Brüder. Von der Begeisterung fortgerissen hob selbst die Königin den Dauphin in die Höhe und stimmte in den Jubel ein. Es war ein großer, herzerhebender Augenblick; ein Band allgemeiner Verbrüderung schien König und Volk wie eine einzige große Familie wieder zu umschlingen und dem gebeugten Lande eine schönere Zukunft zu verkünden.

Allein bald zeigte es sich, wie locker ein Band ist, das nur plötzliche Rührung knüpft. Die Jakobiner gingen in ihren Gewaltstreichen immer weiter und erlaubten sich sogar grobe Schmähungen gegen den König und seine Familie. Am 18. April 1791 wollte dieser mit seiner Familie nach dem nahe gelegenen Schlosse St. Cloud fahren, um dort, wie gewöhnlich, das Osterfest zu feiern. Schon hatte er den Wagen bestiegen, als der Pöbel mit lautem Geschrei, welches von der wachthabenden Nationalgarde wiederholt wurde, herbeistürzte und forderte, der König solle die Tuilerien nicht verlassen. Lafayette erschien und befahl der Nationalgarde, den Pöbel auseinander zu treiben und dem königlichen Wagen Platz zu machen. Vergebens! Der Maire eilte herbei und ermahnte zur Ruhe, der König ermahnte und bat, die Königin weinte. Vergebens! Nachdem der Lärm länger als eine Stunde gedauert hatte, stiegen die königlichen Personen wieder aus und kehrten beschimpft in das Schloß, jetzt nur ihr Gefängniß, zurück. Lafayette wurde über den Ungehorsam der Nationalgarde so aufgebracht, daß er seine Stelle, als Kommandant derselben, niederlegte. Erst nach vielen Bitten, und nachdem die Soldaten ihm unbedingten Gehorsam geschworen hatten, übernahm er sie wieder.

Flucht und Gefangennehmung des Königs am 21. Juni 1791. — Jener so traurige Vorfall brachte den

unglücklichen König zu dem verzweifelten Entschlusse, sich mit seiner Familie durch die Flucht der traurigen Gefangenschaft zu entziehen. Die Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 wurde dazu bestimmt. Anfangs schien das Unternehmen zu gelingen. Sie kamen Abends ungestört in St. Menehould (unweit Chalons) an. Allein während sie hier anhielten, um die Pferde zu wechseln, wurde der König, dessen Gesichtszüge auffallend waren, von Drouet, dem Sohne des Postmeisters, erkannt. Als eifriger Anhänger der Revolution beschloß der junge Mann, die Flucht des Königs zu verhindern. Er bestieg ein Pferd und eilte auf einem Seitenwege voran nach Varennes, um den Bürgerrath von der Ankunft des Königs zu unterrichten. Sogleich wurde die Sturmglocke gezogen, das Volk trat unter Waffen und besetzte alle Ausgänge; und als die königlichen Wagen ankamen, wurden diese sogleich angehalten, und die Personen zum Aussteigen genöthigt. Anfangs suchte Ludwig zu verheimlichen, daß er der König sei; als er sich aber von immer Mehren erkannt sah, rief er wehmüthig aus: „Ja, ich bin euer König! In der Hauptstadt von Dolchen und Bajonneten umgeben, will ich in der Provinz, mitten unter meinen getreuen Unterthanen, die Freiheit suchen, welche ihr Alle genießt; ich kann nicht länger in Paris bleiben, ohne mit meiner Familie umzukommen.“ Seine Worte fanden kein Erbarmen. Er ward als Gefangener nach Paris zurückgebracht, umgeben von zürnenden Pöbelhaufen und Nationalgarden, vor deren Beleidigungen die drei ihn begleitenden Deputirten keinen genügenden Schutz gaben.

Dieser mißlungene Versuch verschlimmerte noch die Lage der unglücklichen königlichen Familie. Es wurden noch strengere Maßregeln zu ihrer Bewachung getroffen. Die Königin durfte nicht einmal die Thüre ihres Schlafzimmers schließen, und als der König selbst sie einst schloß, öffnete der wachthabende Offizier sie sogleich wieder und sagte dabei kalt: „Sie machen sich nur unnütze Mühe, wenn Sie die Thüre schließen.“

Die gesetzgebende Versammlung (1791—1792). — m September 1791 war die neue Constitution oder Verfas- ung vollendet. Der König, welcher voraussah, daß jeder Wider- ruch vergeblich sein würde, nahm sie in der ihm übergebenen orm an und beschwur sie. Sie enthielt unstreitig viel Gutes, dem sie die erste Grundlage zur bürgerlichen Freiheit der ranzosen legte; allein in vielen Punkten, besonders in der eschränkung der königlichen Rechte, überschritt sie so sehr das Maß, daß sie unmöglich von Dauer sein konnte. Im Septem- er 1791, ging die Nationalversammlung, welche von der Con- itution, die sie Frankreich gegeben hatte, die constituirende enannt wurde, aus einander, und an ihre Stelle trat am Oktober eine neue, die gesetzgebende, welche nun auch das rühere Recht des Königes, die Gesetze des Landes zu bestim- en, für sich in Anspruch nahm. Die Mitglieder derselben aren größtentheils junge talentvolle Männer, aber ohne Welt- rfahrung, nur vom revolutionären Schwindelgeiste ergriffen. nter ihnen zeichneten sich die Abgeordneten des Departements er Gironde, die sogenannten Girondisten, aus, deren Ab- cht war, den Königsthron allmälig zu stürzen und auf dessen rümmern eine Republik zu gründen. In dieser Versammlung ßen aber auch die wildesten Jakobiner, deren boshaftes Trach- n dahin ging, den Königsthron nicht allmälig, sondern rasch, urch gewaltsame Mittel, zu stürzen, und so groß auch die eindschaft unter den einzelnen Parteien war, in dem Hasse gen die königliche Regierung kamen sie sich alle gleich. Fast lle Aemter, selbst die Ministerstellen, kamen in die Hände der akobiner, und die gemäßigteren Männer zogen sich allmälig on dem Tummelplatze der wildesten Leidenschaften zurück. chreckensmänner, wie Robespierre, Marat, Danton, anuel, Pethion, deren Namen in der Geschichte Frank- ichs ewig gebrandmarkt bleiben werden, verübten in dieser elfach bewegten Zeit Gräuel, vor denen das menschliche Ge- hl zurückschaudert. Diese Bösewichter verbanden sich mit dem ht verführten wilden Pöbelhaufen zum Schutz und Trutz.

Sie wollten durch Aufruhr und Blut eine Republik schaffen und diese beherrschen. Rohheit galt für Patriotismus, Mäßigung für Unlauterkeit. Alle durch Rang, Vermögen Bildung und Adel der Gesinnung von den herrschenden Demokraten Unterschiedene schwebten in steter Lebensgefahr. Die Pöbelherrschaft brach herein mit ihren Schrecken. Wie zur Zeit einer ansteckenden Seuche fürchtete einer den andern. Jeder trug das Gewand der Dürftigkeit und Armuth, um sich vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Man brauchte nur recht zerlumpt einherzugehen, um für einen ächten Freund der Freiheit zu gelten. Der Name „Sansculotten" (Ohnehosen) kam auf und galt als Ehrentitel. Das Recht ward nach der Kraft der Stimme und nach der Stärke der Faust ermessen. Bei so mahnenden Anzeichen verließen immer mehre der besser gesinnten Franzosen das stürmische Vaterland.

Die gesetzgebende Versammlung faßte den Beschluß ab, es sollten alle Ausgewanderten, die nicht innerhalb einer bestimmten Frist zurückkehrten, des Todes schuldig und ihrer Güter verlustig sein, eben so sollten alle Geistlichen, welche die neue Verfassung nicht beschwören würden, nicht nur ihre Aemter verlieren, sondern auch als Empörer und Verräther der Nation gerichtet werden. Als der König sich weigerte, so harten Beschlüssen, nach welchen er sogar seine eigenen Brüder hätte ächten müssen, seine Zustimmung zu geben, beschlossen die Jakobiner, dieselbe durch einen Volksaufstand zu erzwingen. Zu diesem Zwecke theilten sie unter den Pöbel der berüchtigsten Vorstädte Piken aus, und am 20. Juni 1792 drang ein Haufen von 40,000 Menschen, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, mit tobendem Geschrei auf die Tuilerien los und stürzten die Treppe hinauf gerade nach des Königes Zimmer. Die Thüre ward eingestoßen, und der Pöbel drang ein. Unerschüttert trat der König, der nur eine Wache von sechs Grenadieren um sich hatte, den Bösewichtern entgegen, die von der Majestät seiner Würde wie betroffen unentschlossen stehen blieben

Aber andere Haufen drangen nach, überhäuften den König und die Königin mit den heftigsten Schmähungen und verlangten die Bestätigung der Beschlüsse der Nationalversammlung. Allein der König blieb in dieser schweren Prüfungsstunde unerschüttert und nahm ruhig ihre Schmähungen hin. Ein Nichtswürdiger warf ihm seine rothe Jakobinermütze zu, der König nahm sie gelassen hin und setzte sie sich auf. Ein anderer reichte ihm seine Flasche dar und gebot ihm, auf das Wohl der Nation zu trinken; auch das that der König, und da kein Glas zur Hand war, so trank er aus der Flasche selbst. Mit innerer Erbitterung sahen die Grenadiere solche Entwürdigung der Majestät des Königs und waren entschlossen, ihn mit ihrem Blute zu vertheidigen. „Fürchten Sie nichts, Sire!" sprach ihm einer von diesen zu. Der König nahm ruhig dessen Hand, legte sie auf seine Brust und erwiederte: „Urtheile ob dieses Herz von Furcht bewegt wird!" Endlich entschloß sich die Nationalversammlung, eine Gesandtschaft von 25 Mitgliedern nach dem Palaste zu schicken. Ihre Ankunft machte dem Tumult ein Ende. Das „arme und tugendhafte Volk", wie Robespierre es mit heuchlerischem Mitleide zu nennen pflegte, zog sich für diesesmal ohne blutbefleckte Piken zurück, nicht wenig erstaunt, daß es zu weiter nichts sollte berufen gewesen sein. Der Maire Pethion lobte es noch insbesondere wegen der „Weisheit und Würde", mit welcher es dem Könige seine Wünsche überbracht hätte.

71. Absetzung des Königs am 10. August 1792.

Dieser mißlungene Versuch steigerte nur noch mehr die Wuth der Jakobiner und vermochte sie zu dem Entschlusse, durch einen neuen Aufstand den König entweder zu ermorden, oder wenigstens abzusetzen. Zu dem Ende hatte sie noch einen Haufen nichtswürdigen Gesindels aus Marseille und der Umgegend verschrieben, die unter dem Namen der Föderirten oder Verbündeten am 30. Juli 1792 ihren Einzug in P-

hielten. Der 10. August war zur Ausführung des Planes bestimmt. Am Morgen dieses verhängnißvollen Tages wurde die Sturmglocke geläutet, und auf dieses Zeichen wälzte sich das Gesindel der Vorstädte mit den Föderirten tobend und lärmend nach den Tuilerien. Sogleich traten die Schweizer und die übrigen treu gebliebenen Garden in's Gewehr, besetzten alle Posten in und vor dem Palaste und waren entschlossen, das Aeußerste für den König zu wagen; dieser untersagte ihnen aber aus übertriebener Gutmüthigkeit alles Schießen. Bei dem Andrange so ungeheuerer Gefahr eilte Röderer, einer aus dem Magistrate, nach dem Schlosse und rieth dem Könige, er möge doch eiligst mit seiner Familie in die Nationalversammlung fliehen; denn das Ungewitter, welches gegen ihn im Anzuge sei, übersteige alle Vorstellung. Die Königin fühlte die Schwäche, die darin lag, den Schutz von Menschen anzuflehen, welche keinen Schatten von Theilnahme für die königliche Familie gezeigt hatten, während sie diese von ihren Todfeinden umringt sahen, und sie wies deshalb Röderer's Rath mit Heftigkeit zurück. Da wandte sich dieser an sie mit den ergreifenden Worten: „Madame, die Augenblicke sind kostbar; noch eine Minute, noch eine Sekunde, und ich kann nicht mehr für ihr Leben stehen!" Die Königin entfärbte sich und sprach tief bewegt: „Nun so sei es, wir wollen denn auch dieses letzte Opfer bringen!" — Unter den heftigsten Verwünschungen und Drohungen des Pöbels, der wiederholt schrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Vielfraße, der jährlich fünf und zwanzig Millionen verschlingt!" langten die erlauchten Flüchtlinge bleich und entstellt bei der Nationalversammlung an. Beim Eintritte sagte der König mit Würde: „Ich bin hierher gekommen, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen, und ich hoffe, nirgends sicherer zu sein, als in Ihrer Mitte, meine Herren!" Man empfing ihn kalt und wies ihn mit seiner Familie nach oben in die Loge eines Zeitungsschreibers. Dort mußte er hören, wie unten die Versammlung über seine Absetzung und die [illegible]e Abschaffung der königlichen Regierung berathschlagte.

Der Nationalconvent (1792—1795). — Unterdessen verkündigte das Knallen der Gewehre und das Donnern der Kanonen, daß die Entfernung des Königs das Blutvergießen, welches dieser Monarch so sehr fürchtete, keineswegs abgewenhatte. Die Schweizergarde war nach der heldenmüthigsten Gegenwehr größtentheils niedergemacht, das Schloß erstürmt worden. Hierauf begaben sich ganze Haufen des Pöbels, das Gesicht von Pulverdampf geschwärzt, und die Hände mit Blut besudelt, in die Nationalversammlung und forderten die Absetzung des Königes. Die Versammlung erschrak und faßte eiligst den Beschluß ab: es solle durch das Volk ein Nationalconvent gewählt werden, denn das Königthum tauge nicht mehr für Frankreich. Der König wurde deshalb vorläufig seiner Würde verlustig erklärt und wie ein Missethäter mit seiner Familie nach dem Tempel, einem alten Gefängnißthurme, gebracht. Am 21. September 1792 wurde ein Nationalconvent von 740 Mitgliedern aus den wüthendsten Jakobinern errichtet. Sofort wurde die erste Constitution und die Königswürde aufgehoben; Frankreich, die älteste christliche Monarchie, in eine Republik verwandelt, und mit dieser eine neue Zeitrechnung in Verbindung gebracht. Man zählte nach Jahren der Republik und fing den Anfang des ersten Jahres mit dem 22. September, dem Tage der Absetzung Ludwig's XVI., an. Auch die Namen der Monate wurden verändert, und statt der Wochen Decaden eingeführt, wovon jede zehn Tage enthielt. Sechs und dreißig heidnische Festtage traten an die Stelle von zwei und fünfzig christlichen Sonntagen. Mit der Abschaffung des Königthumes wurden alle Wappen und Bildsäulen der Könige vom Pöbel zertrümmert; der Convent selbst richtete die Banden dazu ab. Ja sogar die königlichen Gräber zu St. Denis unweit der Hauptstadt wurden wieder aufgewühlt, die Leichname aus den Särgen gerissen, ihre Gebeine zerstreut.*)

*) So wurde jetzt an den französischen Königen gerächt, was diese durch Verheerung der Gräber von acht deutschen Kaisern zu Speyer gesündigt hatten.

Nichts sollte an die frühere Zeit des Königthums erinnern. Dann forderte die Partei der Wüthenden die Vernichtung des letzten Ueberrestes, das Blut des abgesetzten Königes und seiner Familie.

72. Erste Coalition oder Verbindung gegen Frankreich.

Krieg gegen Oesterreich und Preußen (1792). — Die Lage des unglücklichen Königes erregte die Theilnahme und Besorgniß aller übrigen Monarchen, besonders des Kaisers Leopold II., der durch so enge Familienbande mit ihm verbunden war. Ihr Eifer für die Sache des Königes wurde noch angefeuert durch die Bitten und Vorstellungen der ausgewanderten französischen Prinzen, die zu Coblenz ihr Hoflager hatten und dort die Ausgewanderten unter ihre Fahnen vereinigten. Statt durch weise Mäßigung dem Kriege vorzubeugen, that der Nationalconvent gerade Alles, denselben herbeizuführen. Er zog alle Besitzungen ein, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen hatten, und sprach der ganzen Welt übermüthig Hohn. Je mehr man sich rüstete, um den unglücklichen König mit Gewalt aus den Händen der Bösewichte zu befreien, um so frecher ward dessen Mißhandlung. Die Jakobiner zwangen ihn sogar, seinem Schwager Leopold II., der für ihn rüstete, selbst den Krieg zu erklären. Als diese Kriegserklärung, welche unter dem 20. April 1792 erlassen wurde, nach Wien kam, war der Kaiser Leopold II. eben gestorben. Ihm folgte sein Sohn Franz II., welcher in Verbindung mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., den Krieg gegen Frankreich eröffnete. Beide ahneten wohl damals nicht, daß dieser Krieg, den sie mehr für einen raschen Triumphzug hielten, mit geringer Unterbrechung bis 1815 dauern und das Glück zahlloser Familien untergraben würde.

Unter Anführung des als Feldherr hochberühmten Herzoges Ferdinand von Braunschweig rückte ein preußisches Heer, dem der König und seine zwei ältesten Söhne persönlich folg-

ten, nebst 20,000 Ausgewanderten und 6000 Hessen durch das Erzstift Trier in Lothringen ein, nachdem vorher schon die Feindseligkeiten an den Grenzen der österreichischen Niederlande zwischen den Franzosen und Oesterreichern begonnen hatten. Die Verbündeten eroberten die Festungen Longwy und Verdun und drangen siegend in die Champagne ein. Ganz Paris gerieth in Bewegung und war mehre Tage hindurch der Schauplatz gräßlicher Mordscenen. Am 25. Juli, noch vor dem Aufbruche des verbündeten Heeres von Coblenz, hatte der Herzog von Braunschweig ein drohendes Manifest (Bekanntmachung) an die französische Nation erlassen: „Alle Franzosen, welche die geheiligten Rechte ihres Königes nicht sogleich anerkennen würden, besonders aber Paris, sollten die schwersten Strafen erleiden. Es solle dieser Stadt der Empörung ergehen, wie einst Jerusalem, kein Stein solle auf dem andern bleiben, die Stolze vom Angesichte der Erde vertilgt werden.“ Einer so drohenden Sprache bedurfte es gerade, um alle Franzosen, selbst die königlich Gesinnten, auf das Aeußerste zu erbittern. Jünglinge und Greise strömten zu den Fahnen des tief beleidigten Vaterlandes. Bei St. Menehould hemmte Dumouriez die siegreichen Fortschritte der Preußen und nöthigte sie zu einem höchst unglücklichen Rückzuge. Mangel, Seuchen, übele Witterung, Elend und Noth aller Art verfolgten die erschöpften und entmuthigten Kriegesscharen auf den durch Regenströme unwegsamen Straßen. Alles genommene Land sammt den eroberten Festen wurde geräumt. Schon am 23. Oktober verkündigte der Kanonendonner längs der ganzen Grenze: „daß das Land der Freiheit,“ so lautete der französische Bericht, „von den Despotenknechten gereinigt sei!“ Der französische General Custine drang gegen den Mittelrhein vor, eilte über Speyer und Worms nach Mainz und bekam diese wichtige Feste, die Beherrscherin zweier Ströme und den Schlüssel von Deutschland, durch bloße Drohungen in seine Gewalt. Dann wandte er sich nach dem reichen Frankfurt, trieb große Brandschatzungen ein, wurde aber hier von den Hessen

Preußen überfallen und über den Rhein zurückgeworfen.*) Am 6. November verloren die Oesterreicher die große Schlacht bei dem Flecken Jemappes, unweit Mons, gegen Dumouriez, und der Sieger überschwemmte mit seinen Scharen das ganze österreichisch-belgische Land. Ein anderes französisches Heer nahm dem Könige von Sardinien Savoyen und Nizza weg, weil er sich den Verbündeten angeschlossen hatte. Ueberall, wohin die Franzosen kamen, errichteten sie unter Sang und Tanz sogenannte Freiheitsbäume, nahmen aber den Besiegten selbst die Freiheit und drängten ihnen ihre neuen Einrichtungen auf.

73. Anklage des Königes.

Durch diese Siege noch tollkühner gemacht und gleichsam jenem drohenden Manifeste zum Trotze beschloß der Nationalconvent Ludwig's Tod. Der nach dem Blute seines Königes lechzende Robespierre schrie: schon die einzige Thatsache, daß Ludwig König gewesen, sei ein hinreichendes Verbrechen, das augenblickliche Hinrichtung verdiene. Dagegen widersetzten sich aber die gemäßigteren Girondisten, welche zwar eine republikanische Verfassung, nicht aber die Hinrichtung des Königes gewünscht hatten, und bestanden darauf, daß Ludwig zuvor zur gerichtlichen Untersuchung gezogen würde. Bloß um den Schein zu beobachten, gab die andere Partei nach, und der Maire von Paris ward am 11. Dezember nach dem Gefängnisse geschickt, um den König abzuholen. Als er ihm den Beschluß des Nationalconvents vorlas: „Ludwig Kapet wird um 5 Uhr vor die Schranken des Convents geführt!" erwiederte der König: „Kapet? — Das ist nicht mein Name, wohl aber der Name eines meiner Vorgänger. Doch diese Benennung steht wohl in Verbindung mit der Behandlung, die ich hier seit mehren Monaten zu erdulden habe." Nach diesen Worten stieg er mit dem Maire in den Wagen und fuhr unter den Drohungen und

*) Ein schönes Denkmal von grauem Granit vor dem Friedberger Thore enthält die Namen der dort ruhmvoll Gefallenen.

Verwünschungen des Pöbels nach den Tuilerien, wohin der Convent seine Sitzungen verlegt hatte. Bei seinem Eintritte in den Saal entstand eine tiefe Stille; Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Ruhig und ergeben, mit dem vollen Bewußtsein seiner Unschuld, trat der König vor die Schranken. „Ludwig!" so sprach zu ihm der Präsident Barrere, „die französische Nation klagt Sie an; der Convent will, daß Sie durch ihn gerichtet werden; man wird Ihnen das Verzeichniß Ihrer Verbrechen vorlesen. Sie können sich nun setzen!" Der König setzte sich, hörte ohne sichtbare Bewegung eine lange Anklage an, in welcher er des heimlichen Einverständnisses mit Frankreichs Feinden beschuldigt, und alle durch die Revolution herbeigeführten Unglücksfälle ihm zur Last gelegt wurden! — und die Ruhe und Klarheit, womit er jeden Punkt der Anklage beantwortete, setzte selbst seine Feinde in Erstaunen. Hierauf wurde er unter den Drohungen und Beleidigungen desselben Gesindels, durch dessen Reihen er schon einmal gekommen war, in's Gefängniß zurückgebracht und nunmehr von seinen theuren Unglücksgenossen, seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen Kindern völlig getrennt. Nach seiner Entfernung brach ein großer Lärm im Convente aus. Die Jakobiner verlangten, man solle augenblicklich das Todesurtheil über den „Tyrannen" aussprechen und dasselbe noch in dieser Nacht an ihm vollziehen; allein die Girondisten setzten es durch, daß wenigstens die bei jedem Verbrecher üblichen Formen beobachtet wurden. So wurde denn dem Könige erlaubt sich einen Rath zu seiner Vertheidigung zu wählen. Ludwig's Wahl fiel auf den berühmten Rechtsgelehrten Tronchet, der keinen Augenblick mit der Annahme dieses gefährlichen Prozesses zögerte. Ein durch Talent und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichneter Greis, Malesherbes, einst königlicher Minister, bot dem Könige freiwillig seine Dienste an, und diese beiden Sachwalter wählten den jungen talentvollen de Seze zu ihrem Gehülfen. Jedoch gewann der König durch diese Vergünstigung nichts als den Trost: zu einer Zeit, wo keiner seiner Freunde, außer seinem Kammerdiener,

dem treuen Clery, sich ihm nahen durfte, mit diesen edelen Männern in Verkehr zu stehen.

Am 26. Dezember wurde der König nebst seinen Sachwaltern vorgeladen. Ehe sie in dem Sitzungssaale erscheinen konnten, mußten sie eine Zeitlang im Vorzimmer warten; sie gingen in demselben auf und ab. Ein Deputirter, der vorüberging, hörte gerade, daß Malesherbes in der Unterredung mit seinem erhabenen Schützlinge sich der Titel: „Sire! Ew. Majestät!" bediente und fragte finster: „Was macht Sie so verwegen, hier Worte auszusprechen, die der Convent geächtet hat?" — „Verachtung des Lebens!" antwortete der ehrwürdige Greis. — Endlich wurden sie in den Saal gelassen. Malesherbes konnte vor Rührung nicht sprechen; da trat der feurige de Seze auf und vertheidigte seinen König mit so bewunderungswürdiger Kraft und Gewandtheit, daß, wäre nicht schon längst der Tod des Königes von der Rotte der Jakobiner beschlossen gewesen, jetzt seine Rettung hätte erfolgen müssen. Nachdem de Seze geendigt hatte, trat Ludwig selbst auf und sprach mit vieler Fassung einige gewichtvolle Worte; dann wurde er in's Gefängniß zurückgebracht.

74. Verurtheilung des Königes.

Jetzt entstand wieder eine stürmische Bewegung im Convente. Das Mordgeschrei der Jakobiner tönte rings um den Saal, an allen Thüren, an allen Fenstern; von der Galerie herunter brüllte dumpf das Gesindel nach: „Tod! Tod!" und funkelte mit drohenden Augen Jeden an, der es wagte, für die Rettung des Königes zu sprechen. Ein Jakobiner, ein ehemaliger Fleischer, verlangte sogar, den König in Stücke zu hauen und in jedes Departement ein Stück zu versenden. Der Kampf der Parteien um die Art und Weise der Verurtheilung währte mehre Tage und Nächte hindurch fort. Das bestehende Gesetz, nach welchem ein Angeklagter nur durch zwei Drittel der Stimmen zum Tode verurtheilt werden konnte, wurde aufgehoben,

und einfache Stimmenmehrheit festgesetzt. Nach diesen und ähnlichen Handlungen der empörendsten Ungerechtigkeit wurde der König endlich am 17. Januar 1793 durch eine höchst geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt. Malesherbes war der Erste, welcher dem Könige die Trauerbotschaft überbrachte, indem er sich ihm unter einem Strome von Thränen zu Füßen warf. Ludwig aber blieb gefaßt und antwortete ruhig: „Nun gut, so bin ich doch nicht länger in Ungewißheit!" Nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Seit zwei Stunden denke ich darüber nach, ob ich mir etwas gegen meine Unterthanen vorzuwerfen habe. Ich schwöre Ihnen aber mit dem Gefühle eines Mannes, der im Begriffe ist, vor Gott zu treten, daß ich nie etwas anderes als das Glück meines Volkes gewollt habe!" — Ludwig's edele Sachwalter machten den letzten Versuch zur Rettung des unglücklichen Königes und baten mit rührender Eindringlichkeit um Aufschub der Hinrichtung und um Appellation an's Volk. Allein der Convent verwarf jeden Antrag, jede Bitte. Am 20. Januar verkündigte er dem Könige den Mordbefehl und bestimmte den unmittelbar darauf folgenden Tag zur Vollziehung desselben. Unter die wenigen Umstände, die seine Leiden etwas linderten, gehört, außer der Vergünstigung, sich einen Priester zu wählen, der ihm Trost und Stärkung zu dem letzten Gange des Lebens bringe, auch der, von seiner Familie Abschied nehmen zu dürfen. Es war ein rührender Anblick, als der König nach langer leidensvoller Trennung die lieben Seinigen wiedersah, um von ihnen für immer Abschied zu nehmen. Lange hingen sie einander in stummer Umarmung, bis endlich ein Strom von Thränen der bedrängten Brust Luft verschaffte. Nun ward das Schluchzen und Gewimmer des hoffnungslosesten Schmerzes so laut, daß es außerhalb des Thurmes konnte vernommen werden. Endlich, als die Thränen versiegt waren, trat eine ruhige Unterredung ein, die fast eine Stunde währte. Dann entriß sich der König, fast mit Gewalt, den Armen der Seinigen und ließ ihnen nur den letzten Trost zurück, sie am andern Morgen noch einmal zu besuchen.

75. Hinrichtung des Königes am 21. Januar 1793.

Kaum dämmerte der Tag — es war der 21. Januar 1793 — als Ludwig von seinem Lager aufstand und seinen Beichtvater Edgeworth zu sich rief. Er hörte mit inbrünstiger Andacht die Messe und empfing aus der Hand des Priesters das heil. Abendmahl. Unterdessen wurde es in den Straßen von Paris immer lebhafter. Der Generalmarsch wurde geschlagen, die Kanonen aufgefahren; das Getöse der Menschen und Pferde drang schon bis nach dem Thurme. Der König horchte und sprach gelassen: „Es scheint, sie nähern sich!" Jetzt wollte er von den Seinigen Abschied nehmen; allein sein Beichtvater bat ihn dringend, diesen den Schmerz einer so schrecklichen Trennung zu ersparen. „Nun, so sei es denn," seufzete er, „aber ach, wie viel kostet es mir, zu scheiden, ohne sie zu sehen!" Um neun Uhr nahm der Lärm zu, die Gefängnißthüre ging auf, und Santerre, der Held des Tages, trat mit der Wache ein, ihn abzuholen. „Einen Augenblick!" sagte der König und trat zurück, sank betend in die Kniee und empfing von seinem Beichtvater den Segen. Dann erhob er sich und reichte einem neben ihm stehenden Municipalbeamten sein Testament; dieser aber wies es finster zurück, mit den harten Worten: „Ich bin hier, nicht um Ihr Testament zu empfangen, sondern Sie zum Schaffote zu führen!" Ein anderer nahm es endlich schweigend hin. „Nun laßt uns gehen!" sagte Ludwig, und der ganze Haufe setzte sich in Bewegung. Er stieg die Treppe hinab und blickte, während er über den Hof ging, oft nach den Zimmern zurück, in welchen seine Familie eingeschlossen saß. Dann bestieg er mit seinem Beichtvater und zwei Gensdarmen den bereit stehenden Wagen. Eine doppelte Reihe von Soldaten, welche vier Mann hoch standen, hatte ohne Unterbrechung die Straßen, durch welche der Wagen fuhr, besetzt; an allen Ecken waren Kanonen aufgefahren, und eine Bedeckung Reiterei umringte den Wagen. Alles, was nicht zum Dienste befehligt war, und alle Einwohner von Paris

hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, und so war eine fürchterliche Leere in den Straßen. Die Stadt war einige Stunden lang wie ausgestorben. Eine finstere Stille und ein trüber Himmel schienen die Tage des Mordes und des öffentlichen Elendes zu weissagen, die auf diesen Tag der Trauer folgen sollten.

Um 10 Uhr langte der Wagen auf dem Platze Ludwig's XV. an, in dessen Mitte das Blutgerüst, die Guillotine*) stand. Mehr als 15,000 Mann zu Roß und zu Fuß bildeten einen großen Kreis um dieselbe. Während der Fahrt hatte der König im Gebete Trost gesucht. Als er merkte, daß der Wagen hielt, sagte er leise zu Edgeworth: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre!" Sogleich wurde der Schlag geöffnet; der König stieg aus und betrat mit der Geduld eines Gerechten, der mit dem Himmel im Frieden ist, die Stufen des Schaffots. Die Henker umringten ihn und wollten ihn entkleiden; Ludwig aber wies sie mit Hoheit zurück, legte selbst das Kleid ab und entblößte seinen Hals. Dann umringten sie ihn auf's Neue, um ihm die Hände auf den Rücken zu binden. „Was maßt ihr euch an?" rief er unwillig; thuet was euch befohlen ist, nur binden lasse ich mich nicht." Schon wollten die Henker Gewalt anwenden, als der Beichtvater hinzutrat und ihn an das Beispiel Jesu erinnerte. Und gelassen streckte jetzt Ludwig seine Hände hin und sprach: „So bindet sie denn, damit ich den Kelch der Leiden bis auf die Neige trinke." Dann trat er auf die linke Seite des Gerüstes und rief: „Still, Trommelschläger!" Sie hielten ein, und er sprach nun mit vernehmbarer Stimme: „Franzosen! ich sterbe unschuldig an allen Verbrechen, deren man mich anklagt; ich verzeihe den Urhebern

*) Die Guillotine oder das Fallbeil ist der Maschine ähnlich, mit welcher man bei uns Pfähle einzurammen pflegt. Der herabfallende Klotz führt ein scharfes Beil, welches dem unten liegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf vom Rumpfe trennt. Sie führt den Namen von ihrem Erfinder, oder vielmehr Vervollkommner, dem Arzte Guillotin.

meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr jetzt vergießen wollet, nie über Frankreich komme. Und du, unglückliches Volk . . .!" Diese letzten Worte wurden von dem Getöse aller Trommeln verschlungen, die auf Santerre's Gebrüll zu wirbeln begannen. Sogleich ergriffen die Henker ihr Opfer und führten es unter das Fallbeil. Der Beichtvater kniete neben ihm und rief ihm die Worte zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige hinauf gen Himmel!" Da fiel das Beil, und das Haupt des unschuldigen Königes wurde vom Rumpfe getrennt. Einer der Henkersknechte hob es triumphirend empor und zeigte es dem Volke, während von allen Seiten das Geschrei: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!" ertönte. Hüte und Mützen flogen in die Höhe, und singend tanzte der Pöbel um das Blutgerüst. Der besser gesinnte Franzose aber verbarg, aus Angst vor jener Rotte, seinen tiefen Schmerz in stiller Brust. — So ward von Frankreich, wie 144 Jahre früher von England an Karl I., das entsetzliche Verbrechen eines durch Richterspruch verhängten Königsmordes vollführt, ein Verbrechen, von dem wir in der ganzen Geschichte des Alterthums kein zuverlässiges Beispiel finden.

Hinrichtung seiner Gemahlin und Schwester. — Man konnte nicht hoffen, daß die Königin ihren Gemahl lange überleben würde, denn sie war bei der Hefe des Volkes noch mehr als er der Gegenstand des Hasses. Am 16. Oktober 1793 wurde Maria Antoinette, die einst allgebietende Königin von Frankreich, Maria Theresia's Tochter, Schwester zweier Kaiser und eines noch lebenden Kaisers Muhme, wie eine gemeine Verbrecherin, mit rückwärts gebundenen Händen, auf offenem Karren nach dem Richtplatze geführt. Auf dem Blutgerüste warf sie nur noch einen wehmüthigen Blick auf die Tuilerien und empfing dann mit Ergebung in den Willen Gottes den Todesstreich. Dasselbe Schicksal hatte am 10. Mai 1794 Ludwig's tugendhafte Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Mit der Ruhe einer Heiligen stand sie am Fuße des Schaffots,

wartend, bis fünf und zwanzig Andere vor ihr hingerichtet waren, und ihr frommes in Rührung schwimmendes Auge blickte in Demuth und Vertrauen betend aufwärts.

Das Schicksal seiner Kinder. — Das traurigste Loos aber traf den kleinen Dauphin. Der herrliche Knabe, weit entfernt, gefährlich zu sein, war nicht einmal zu einer Beleidigung fähig. Dennoch beschloß man den Tod dieses unschuldigen Kindes, und zwar durch ein Mittel, gegen welches gewöhnlicher Mord eine Handlung des Mitleides ist. Der unglückliche Prinz wurde früh den Armen seiner Eltern entrissen und dem verworfensten Bösewicht übergeben, den die Gemeinde von Paris unter der Rotte der Jakobiner finden konnte. Simon hieß dieser, ein Schuster, der, als man ihm das Kind gab, mit grinzender Miene fragte: „Und was ist beschlossen über den jungen Wolf? Er wurde zum Hochmuthe erzogen, ich aber werde ihn schon mürbe machen.“ So gelang es diesem Ungeheuer, durch eine Reihe der gröbsten Mißhandlungen diese zarte Blüthe zu knicken. Der Dauphin starb am 8. Juni 1795, erst acht Jahre alt. — Glücklicher war Ludwig's Tochter, nun der einzige noch übrige Sprößling dieser unglücklichen Familie. Sie wurde am 19. Dezember 1795, gerade an ihrem siebenzehnten Geburtstage, aus ihrem Gefängnisse und Vaterlande entlassen und an Oesterreich gegen mehre gefangene Franzosen ausgewechselt. In der Folge ward sie die Gemahlin des Herzoges von Angouleme.

76. Schreckenszeit in Frankreich.

Die Nachricht von der Hinrichtung des unschuldigen Königes und seiner Familie erfüllte ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen. Aber gleich als wolle sich die Republik die fremde Billigung ihrer Missethat erzwingen und deshalb die lauten Aeußerungen dagegen auf der Stelle strafen, forderte sie in tollkühner Frechheit alle Regierungen zum Kampfe auf Leben und Tod heraus. Sofort erklärte sie dem Könige von England,

dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, wie auch dem Könige von Spanien den Krieg, so daß nun ganz Europa, außer Dänemark, Schweden und der Pforte, gegen sie in Waffen stand. Während dieser Gefahr von außen entbrannte auch im Innern ein gefährlicher Bürgerkrieg. In der Vendée, einem von Gehölzen, Hecken und Gebüschen überdeckten und von Gräben durchschnittenen Lande des westlichen Frankreichs, zwischen der Garonne und Loire, lebte ein zufriedenes Volk in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit. Die Bauern und Pächter hatten Anhänglichkeit an ihre Gutsherren, von denen sie nicht gedrückt wurden; sie liebten den König, von dem sie nichts zu leiden hatten und hingen mit Verehrung an der Geistlichkeit und den kirchlichen Einrichtungen, die ihnen von Jugend auf theuer und heilig gewesen. Mit Schaudern hatte es schon früher die neuen Umwälzungen in Paris aus dem Munde seiner Geistlichkeit und Edelleute erfahren. Bei der Nachricht der Hinrichtung seines geliebten Monarchen aber griff es wüthend zu den Waffen. Auch die meisten Städte im südlichen Frankreich, als Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon traten gegen die Königsmörder unter die Waffen. Die Gewalthaber in Paris, welche so viele innere und äußere Feinde abwehren sollten, waren unter sich selbst in Parteien getheilt, die sich auf das Heftigste verfolgten. Im Convente erhob sich nämlich ein wüthender Streit zwischen der Bergpartei, an deren Spitze Robespierre, Danton und Marat standen, und der Thalpartei oder den Girondisten, die auf den unteren Bänken saßen und deshalb das Thal genannt wurden. Mit Hülfe des Pöbels gelang es endlich dem Berge, der sich für den ächten Vertheidiger der Volksfreiheit ausgab, das Thal zu stürzen. Diejenigen Girondisten, welche nicht so glücklich waren, sich durch die Flucht zu retten, wurden größtentheils in's Gefängniß oder auf's Blutgerüst geschleppt. Jetzt gedachte der verruchte Orleans, welcher, um dem von ihm wohlbezahlten Pöbel noch mehr zu schmeicheln, sich seither nicht mehr Herzog, sondern Citoyen Egalité (Bürger Gleichheit) hatte nennen lassen, als Dicta-

tor an die Spitze der Republik zu treten; allein durch sein feiges, unentschlossenes Benehmen gab er sich der Verachtung seiner eigenen Partei Preis. Robespierre nahm ihn gefangen und ließ ihn nach Marseille bringen. Dort blieb er so lange im Gefängnisse, bis man ihn wieder nach Paris schleppte. Hier hauchte er am 6. November 1793 auf dem Blutgerüste seine schwarze Seele aus.

Robespierre und seine beiden Gehülfen herrschten fortan, wie einst in der römischen Republik die Triumvire, mit eiserner Gewalt. Die Guillotinen waren Tag für Tag in ihrer gräßlichen Arbeit und mußten wegen des großen aufdampfenden Blutsumpfes wiederholt ihren Standort wechseln. Selbst eine mitleidsvolle Thräne bei der Verurtheilung eines theuren Angehörigen galt schon als Hochverrath und ward mit dem Tode bestraft. Marat äußerte einst im Convente: nach seiner Berechnung müßten noch 300,000 Köpfe fallen, bevor an die Rettung der guten Republik zu denken sei! Aber mitten unter seiner blutigen Berechnung ward der Unmensch selbst ein Opfer des Todes. Ein Mädchen aus Caën in der Normandie, Charlotte Corday, ging, in dem Wahne, ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn sie ihr Vaterland von einem Tyrannen befreie, nach Paris und kaufte dort einen Dolch, den sie in Marat's Brust stoßen wollte. Unter dem Vorwande, Sachen von Wichtigkeit entdecken zu müssen, erhielt sie am 13. Juli 1793 Zutritt. Sie nannte ihm mehre nach Caën geflüchtete Deputirte, deren Namen er sich aufschrieb. „Und was wird das Schicksal dieser Männer sein?" fragte sie. „Es sind Verschworene," war die Antwort, „die alle ihren Lohn auf dem Blutgerüste bekommen sollen." — „Da hast Du den Deinen!" sagte sie und entweihete ihre reine jungfräuliche Hand durch Meuchelmord an einem Verworfenen, den Gott ohne sie gerichtet hätte. Mit dem Schrei: „Mir das!" sank er augenblicklich todt zu Boden. Sie aber ließ sich ruhig verhaften und bestieg vier Tage nachher mit heiterer Miene das Schaffot. — Doch Ma-

rat's Tod änderte nichts in der Sache; Robespierre triumphirte sogar, einen Nebenbuhler weniger zu haben.

Der Zustand Frankreichs erschien nunmehr verzweiflungsvoll. Seine siegreichen Feldherren verließen es. Dumouriez ging zu den Oesterreichern über; Lafayette war schon früher, vor der Hinrichtung des Königes, ausgewandert. Ueberzeugt, daß er den Sturm, der damals wüthete, nicht mehr bezwingen könne, hatte er beschlossen, zu seinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren, war aber von den feindlichen Vorposten angehalten und als Staatsgefangener in das Innere von Oesterreich abgeführt worden. Die französischen Heere wurden geschlagen und von allen Seiten rückten die Verbündeten siegend in Frankreich, in dessen Innerem Zwietracht und Bürgerkrieg herrschten. Bei dem Andrange so unermeßlicher Gefahr schritten die Machthaber zu dem verzweiflungsvollen Mittel einer revolutionären Regierung, die bis zum Frieden dauern sollte. Der Convent ward seiner Macht beraubt, und auf Danton's Antrag alle Gewalt einem doppelten Ausschusse, dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschusse, ertheilt. Diese neue Macht sollte durch kein Gesetz gebunden sein; willkürlich sollte sie über Eigenthum, Freiheit und Leben eines jeden Bürgers gebieten dürfen; Schrecken sollten die äußeren und inneren Feinde zermalmen. Daher nannte man diese Regierung den Terrorismus oder die Schreckensregierung. Im Innern herrschte Robespierre, die Führung des Krieges überließ er dem geschickten General Carnot. Das ganze Volk wurde in Masse aufgeboten. „Jeder Einwohner," lautete der Befehl, „gehört dem Kriegsdienste an. Die jungen Männer ziehen zuerst in den Kampf, die Verheiratheten schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber sorgen für Kleidung der Soldaten, und die Kinder zupfen Charpie." Deputirte begleiteten die Armeen, um das Betragen der Anführer zu überwachen und den Muth Aller zu entflammen. Sieg oder Tod war die Losung. Ganz Frankreich schien seitdem nur ein

einziges großes Kriegeslager zu sein. Stromweise ergoß sich die junge Mannschaft, von wildem Muthe beseelt, an die Grenzen und erfocht unter eben so tollkühnen Feldherren Sieg auf Sieg. Singend, als ginge es zum Tanze, stürzten die jungen Republikaner in die Feinde. Ward ihr tollkühner Angriff von der Kälte und Bedächtigkeit der ausgelernten Krieger abgeschlagen, sogleich drängten noch tollkühnere Haufen über die Leichen ihrer gefallenen Waffenbrüder unter Freiheitsgesängen gegen den Feind vor, unbekümmert, wer vor, wer neben, wer hinter ihnen fiel, bis der Sieg errungen war. Bevor ein Jahr verging, war Frankreich gerettet, und alle Heere der Verbündeten auf dem Rückzuge. Auch das innere Frankreich wurde nach hartnäckigem Widerstande endlich überwunden, und an den wehrlosen Bürgern Gräuel verübt, vor denen sich die Menschheit entsetzte. Sogenannte „hölliſche Kolonnen", an deren Spitze Deputirte von Paris standen, durchzogen nach allen Richtungen das Land und sengten und brennten und mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. „Wir lassen nichts hinter uns zurück, als Leichen und Asche!" — also klang ihr barbarischer Bericht an die Tyrannen der Republik. Nach Lyon, der zweiten Hauptstadt des Landes, kam der Unmensch Collot d'Herbois. Er hatte gegen diese Stadt noch einen besonderen Groll, weil er vor der Revolution hier einst als Schauspieler ausgepfiffen und genöthigt worden war, die Bühne zu verlassen. Der größte Theil der so blühenden Stadt ward zerstört, und so viele Einwohner auf das Blutgerüst geschleppt, daß endlich der Arm des Scharfrichters erschlaffte, daß selbst die Schneide der Guillotine sich abstumpfte. Nun ließ Collot d'Herbois zwei bis dreihundert Schlachtopfer auf einmal vor die Mündung der Kanonen treiben und feuerte mit Kartätschen unter sie. Die Rhone färbte sich roth vom Blute der Gemordeten; Leichengeruch erfüllte die Gegend umher. — Fast noch schrecklicher wüthete Carrier zu Nantes. Männer, Weiber und Kinder wurden zu Hunderten in Kähne geworfen, die mit Fallthüren versehen waren. Mitten auf der Loire wurden diese

geöffnet, und die Unglücklichen in den Strom gestürzt. Ein gleiches Schreckensgericht erging über die unterworfenen Städte Bordeaux, Marseille und Toulon. Die letzte hatte sich aus Angst den Engländern in die Arme geworfen, ward aber nach harter Belagerung erobert. Bei derselben zeichnete sich das erste Mal ein junger Offizier der Artillerie aus, Napoleon Bonaparte, der bald nachher mit dem Glanze und dem Schrecken seines Namens die ganze Welt erfüllte.

Der gräßlichste Unfug wurde um diese Zeit mit der Religion getrieben. Selbst einen Gott wollte die tollkühne Republik nicht mehr über sich erkennen. Im November 1793 wurde die christliche Religion für aufgehoben erklärt, die Kirchen geplündert, die geweiheten Gefäße eingeschmolzen, Crucifixe und Heiligenbilder zerschlagen, aus den Glocken Kanonen gegossen. Von nun an sollte bloß die Vernunft verehrt werden, die doch gerade bei diesen Leuten am wenigsten gefunden wurde. Eine berüchtigte Operntänzerin wurde als Göttin der Vernunft auf einem Triumphwagen durch die Straßen geführt, unter dem gräßlichen Jubel des nachströmenden Volkshaufens, in welchem sogar Mehre die geweiheten Gefäße der Kirche zum Gespötte herumtrugen und dabei die schmachvollsten Lieder sangen. Dies freche und gottlose Possenspiel fand in mehren Städten der Provinz Nachahmung. Erst am 7. Mai 1794 wurde durch ein öffentliches Dekret das höchste Wesen wieder eingesetzt, — als könnte man auch den König des Himmels wie einen irdischen Regenten ein- und absetzen!

Bald entstand innere Entzweiung unter den Schreckensmännern selbst. Robespierre suchte seinen Nebenbuhler Danton, welcher mildere Gesinnungen anzunehmen schien, zu stürzen und klagte diesen nebst fünfzehn Anderen seiner Partei wegen verrätherischer Absichten gegen die Republik an. Sie wurden am 31. März 1794 eingezogen und wenige Tage nachher auf's Blutgerüst geschleppt. Unterwegs rief Danton wiederholt mit ‘erem Ingrimme: „Robespierre wird mir folgen; ich ziehe

das Ungeheuer nach!“ Auf dem Schaffote sagte er höchst gleichgültig zum Henker: „Mein Freund, zeige nachher meinen Kopf dem Volke; er verdient diese kleine Mühe!“ Er starb mit gräßlicher Kaltblütigkeit. — Robespierre stand jetzt ohne Nebenbuhler auf seiner furchtbarsten Höhe und sah den Abgrund nicht, der auch ihn bald verschlingen sollte.

Robespierre's Sturz. — Als das Gewürge fort und fort getrieben wurde, und die häufige Wiederholung der Opfer das frühere Interesse einer gehässigen Schaulust verringert hatte, legte sich allmälig der Sturm der Leidenschaft, und das Volk ward milder. Es sah mit Entsetzen, wie Robespierre's Blutgier Freund und Feind verschlang; darum wurden viele seiner früheren Anhänger jetzt seine grimmigsten Feinde. Bald war das Murren wider den Tyrannen allgemein, und die gemäßigteren Mitglieder der beiden Ausschüsse, die bisher aus Furcht geschwiegen hatten, erhoben sich wieder und vereinigten sich zu seinem Sturze. Am 27. Juli 1794 kam es unter beiden Parteien zu einem Kampfe auf Leben und Tod. An diesem verhängnißvollen Tage trat in dem Versammlungssaale St. Just, einer der schändlichsten Menschen und treuer Anhänger Robespierre's auf und äußerte mit wüthendem Grinzen nach seinen Gegnern: man müsse, um die Gebrechen der Republik zu heilen, noch einige krebsartige Glieder abschneiden. Hierüber entstand ein großer Tumult. Robespierre stürzte nach der Rednerbühne; seine Stimme wurde aber durch das allgemeine Geschrei: „Nieder, nieder mit dem Tyrannen!“ übertönt. Und sogleich trat Tallien gegen ihn auf und rief: „Der Augenblick unserer Freiheit ist gekommen; Tyrann, Deine Frevel sollen nicht länger verborgen bleiben!“ Auch der Deputirte Billaud-Varennes trat gegen ihn auf. Ein Strom von Schmähungen jeder Art ergoß sich von allen Seiten her über den Tyrannen, der sonst durch einen einzigen Blick, durch ein einziges Wort Alle zum Schweigen brachte. Vergebens bemühete er sich, den Lärm zu überschreien. Laut rief

er: „Das Wort oder den Tod!“ „Den Tod sollst Du haben
schrie man ihm entgegen, „aber den Tod der Verbrecher!
Wie ein Rasender stürzte er jetzt nach dem Stuhle des Präs
denten und brüllte mit heiserer Stimme: „Präsident der Me
chelmörder, zum letzten Male verlange ich das Wort!“ Ke
chend, schäumend und erschöpft sank er zuletzt auf eine Ba
nieder. „Elender,“ rief ihm sein Nachbar zu, „fühlst Du nic
daß Danton's Blut Deine Stimme erstickt?“ Während er un
seine wenigen Anhänger in bleicher Erstarrung da saßen, b
schloß die Versammlung ihre Verhaftung. Aber so groß wa
der Schrecken seines Namens, daß die Gensdarmen eine Zei
lang zauderten, ihn zu verhaften. Als er endlich abgeführt wurd
rottete sich der Pöbel zusammen, befreiete ihn und führte ih
im Triumphe auf's Rathhaus. Der entronnene Tiger brüll
furchtbar nach Rache. Sogleich aber sprach der Convent in stolz
Haltung das Todesurtheil über ihn und seine Mordgesellen au
und ließ den Generalmarsch schlagen, um die Nationalgarde
Hülfe zu rufen. Zwei Tage hinter einander heulten unabläss
von allen Thürmen die Sturmglocken das Volk zusammen. Ab
die Mehrzahl war gegen Robespierre. Eine Abtheilung d
Nationalgarde zog gegen das Rathhaus. Der Pöbel floh, un
nun wurden die Kanonen gegen die Thür gerichtet. Als R
bespierre sah, daß er verloren war, zerschmetterte er sich m
einem Pistol die untere Kinnlade, sein Bruder stürzte sich au
den Fenster und zerbrach ein Bein, ein dritter erschoß sich, d
übrigen verkrochen sich in Schlupfwinkel. So fand man d
Elenden, gleich Wölfen in ihrem Lager, bluttriefend, verstür
melt, verzweifelnd, ohne den Muth zu sterben. Robespier
lag auf einem Tische im Vorzimmer; sein Gesicht war hal
verdeckt durch ein schmutziges, blutiges Tuch, welches um d
zerschmetterte Kinn gebunden war. Noch an demselben Ta
schleppte man ihn, seinen Bruder, St. Just, nebst neunzeh
anderen, unter den Flüchen und Verwünschungen des Volke
nach dem Blutgerüste. Als der Henker dem Robespierre d
Verband abriß, sah man das hängende Kinn herabfallen, un

das Gebrüll, welches der Elende dabei ausstieß, erregte Grauen in allen Zuschauern. Am folgenden Tage wurden noch viele seiner Anhänger hingerichtet. Simon, Carrier, kurz fast alle Ungeheuer der Revolution erlitten als Sühnopfer der beleidigten Menschheit früher oder später den wohlverdienten Tod von Henkers Hand.

Die Directorialregierung (1795). — Gleich im ersten Taumel der Freude über den Fall des gemeinsamen Feindes wurden die Gefängnisse geöffnet, und viele tausend unschuldige Schlachtopfer der Freiheit wiedergegeben. Der Terrorismus, welcher innerhalb vierzehn Monate fast zwei Millionen Franzosen das Leben kostete, hatte nunmehr sein Ende. Die eingeschüchterten Jakobiner verloren sich allmälig; am 12. November 1794 ward ihr berüchtigter Klub, der einer Räuberhöhle glich, förmlich geschlossen. Im Oktober 1795 erschien die dritte Constitution, welche der Zerstörung Einhalt thuen und auf den Trümmern des umgestürzten Alten ein Neues wieder aufbauen sollte. Nach derselben sollte Frankreich eine untheilbare Republik ausmachen. Die gesetzgebende Gewalt wurde zwei Kammern übertragen, dem Rathe der Jüngern, der 500 Mitglieder enthielt und Gesetze vorschlagen, und dem Rathe der Alten, der aus 250 Mitgliedern bestand und die Gesetzvorschläge prüfen sollte. Die ausübende Gewalt, also die eigentliche Regierung, führten fünf Directoren. Jedoch dauerten die Mißhelligkeiten sowohl unter den Machthabern der Nation als auch unter dieser selbst fort und fort. Der blutige Krieg in der Vendée endete erst zu Anfang des Jahres 1796.

Siegreiche Fortschritte der Republik. — Während jener Stürme im Innern ward unausgesetzt an den Grenzen gekämpft. Die Franzosen erlitten manche Niederlage, fesselten aber doch zuletzt den Sieg an ihre Fahne. Der General Jourdan gewann die entscheidende Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794 gegen den österreichischen Feldherrn, den Prinzen von Coburg. In dieser Schlacht machten die Franzosen den ersten Versuch, die Stellung der Feinde aus einem Luft-

ballon, den man an einem langen Seile aufsteigen ließ, zu beobachten. Dieser Versuch wurde im niederländischen Feldzuge oft wiederholt, später jedoch wieder aufgegeben, weil man das aufsteigende Luftschiff noch nicht nach Belieben lenken und regieren kann. Die herrschenden Winde allein bestimmen die Richtung desselben. Eine andere Erfindung aber, welche um dieser Zeit der französische Ingenieur Chappe machte, der Telegraph, oder Fernschreibmaschine, hat sich länger erhalten und wurde auch in andere Staaten eingeführt. Dieser gibt durch die verschiedene Stellung mehrer an einer hohen Stange angebrachten beweglichen Balken besondere Signale oder Zeichen, die eine bestimmte Nachricht andeuten, wie jetzt, bei unseren Eisenbahnen die Signalstangen. Die folgenden immer in einer bestimmten Entfernung stehenden Telegraphen wiederholen rasch nach einander dieselben Signale, und so gelangt die Nachricht wie im Fluge nach dem Orte ihrer Bestimmung. So schnell ist dieser künstliche Kurier, daß der Convent oft des Morgens durch ihn einen Befehl an seine Armee am Rhein ergehen ließ, und noch an demselben Morgen im Sitzungssaale durch ihn die Nachricht zurückerhielt, daß der Befehl bereits vollzogen sei, obschon der Weg von Paris nach dem Rhein hin und zurück über 200 Stunden beträgt. Diese neue Erfindung leistete den Franzosen in ihren vielen Kriegen die trefflichsten Dienste.*) Der General Pichegru drang siegreich durch die Niederlande in Holland ein, der strenge Winter von 1794 auf 1795 bauete ihm feste Brücken über Flüsse und Seen, und schon am 19. Ja-

*) Jetzt hat man elektro-magnetische Telegraphen, die gewöhnlich längs der Eisenbahnen angelegt werden und größere Sicherheit und Schnelligkeit gewähren. Von den früheren optischen, d. i. für das Auge berechneten Telegraphen haben sie auch den Vortheil, daß Nacht und Nebel keinen Einfluß auf ihre Arbeiten haben. — Sogar unterseeische Telegraphen sind bereits vielfach angelegt worden und bringen in überraschender Schnelligkeit Kunde aus Ländern, die durch Meere weit getrennt sind. Seit dem Jahre 1866 ist Europa sogar mit Amerika durch zwei unterseeische Telegraphen (Kabel) verbunden.

nuar hielt er seinen Einzug in Amsterdam. Der Erbstatthalter floh nach England; darauf ward Holland in eine batavische Republik nach französischem Muster verwandelt (26. Januar 1795). Sie mußte aber das Land längs der Maas von Mastricht bis Venloo an Frankreich abtreten, und mit demselben ein Bündniß abschließen; worauf England an Batavien den Krieg erklärte. Preußen mißvergnügt über den Ausgang eines unter so großen Hoffnungen unternommenen Krieges, trennte sich von seinen Verbündeten und schloß am 5. April 1795 mit Frankreich einen besonderen Frieden zu Basel, in welchem es der stolzen Republik seine jenseit des Rheines gelegenen Länder überließ. Auch das hartbedrängte Spanien söhnte sich zu Basel mit Frankreich aus und trat demselben seinen Antheil an Domingo ab. So glorreich endete für Frankreich das Jahr 1795. Jedoch Oesterreich, England, Portugal, Sardinien und Neapel blieben noch auf dem Kampfplatze. — Inmitten jener Ereignisse im Westen und Süden hob auch im Osten Europas ein blutiges Trauerspiel an. Der Schauplatz desselben war das unglückliche Polen.

77. Polens Untergang (1795).

Zweite Theilung Polens (1793). — Man hätte wohl erwarten dürfen, daß das große Unglück, welches Polen durch seine inneren Spaltungen und Trennungen über sich selbst bereits herabgerufen hatte, demselben zu einer ernsten Mahnung und Warnung würde gedient haben. Und anfangs schien sich dieses auch bewähren zu wollen. Als Rußland in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, glaubte Polen, diesen günstigen Augenblick benutzen zu müssen, um sich dem Einflusse Rußlands zu entziehen und die Gebrechen seiner Verfassung zu verbessern. Im Einverständnisse mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, gab es sich eine neue Verfassung, welche, um aller Gesetzlosigkeit und Zwietracht der Stände zu steuern, auch die Bestimmung enthielt: Polen solle in der Folge kein Wahlreich

mehr sein, sondern eine Erbmonarchie, und nach dem Tode des jetzigen Königes Poniatowski solle Sachsen diese erbliche Würde erhalten. Ferner sollte das sogenannte liberum Veto, oder das Recht, vermöge dessen es jedem einzelnen Landboten gestattet war, einen Gesetzvorschlag umzustoßen, für immer abgeschafft sein. Der Tag, an welchem diese neue Verfassung beschworen wurde, — es war der 3. Mai 1791 — war ein Freudentag für das Land. Aber nur von kurzer Dauer war diese Freude. Ein Theil des Adels war doch mit der neuen Verfassung unzufrieden. Dieser trat am 12. Mai 1792 in Targowicz zu einer Conföderation (Verbindung) zusammen, erließ eine feierliche Verwahrung gegen die neue Verfassung und rief die russische Kaiserin zum Schutze auf. Diese hatte gerade den Türkenkrieg beendet und ließ jetzt nicht lange auf sich warten. Sie fürchtete ohnehin die gefährlichen Folgen des großen Freiheitsschwindels, der sich von Frankreich aus auch über Polen verbreitet hatte und ließ zur Unterstützung der Conföderation sofort ihre Truppen in Polen einrücken. Vergebens leistete das abermals überfallene Volk unter Anführung seines großen Kriegshelden Kosciuszko, der schon in der neuen Welt mit seinem Freunde Washington für die Freiheit rühmlich gefochten hatte, in mehren Schlachten, zuletzt bei Dubienka, den heftigsten Widerstand; es mußte der Uebermacht unterliegen. Preußen, damals schon in den Krieg mit Frankreich verwickelt, wollte einem gleichzeitigen Kriege mit Rußland ausweichen; auch fürchtete es die von Polen angeknüpften Verbindungen mit den französischen Jakobinern. Daher ließ jetzt auch dieses seine Heere in Polen einrücken, mit der Erklärung: die Sicherheit Preußens selbst erfordere die Besetzung der Grenzlande, wo Parteien und Aufwiegler so viele Gefahr bereiteten. Und nun sah Polen ein neues großes Unglück über sich einbrechen. Rußland und Preußen vereinigten sich zu einer zweiten Theilung Polens, 1793. Preußen erhielt den größten Theil von Großpolen, das jetzige Südpreußen, nebst Danzig und Thorn und gewann dadurch eine militärische Ab-

rundung seiner Ostgrenze; Rußland nahm etwa die Hälfte von Litthauen und wurde jetzt unmittelbarer Nachbar Oesterreichs. Diese Macht betheiligte sich nicht an der zweiten Theilung.

Dritte Theilung Polens (1795). — Seitdem ging eine dumpfe Gährung durch das ganze Land. Zu spät sah jetzt die Conföderation von Targowicz ihr Vergehen am Vaterlande ein und wandte sich mit Abscheu von den Russen weg. Bald erhob sich das ganze Volk zu einem verzweifelten Kampfe. Junge und Alte, Arme und Reiche, selbst Weiber und Kinder brachten wetteifernd ihre Opfer auf den Altar des tief beleidigten Vaterlandes. Madalinski und Kosciuszko stellten sich an die Spitze der Bewaffnung, und das Häuflein der Polen focht unter seinen hochherzigen Führern gegen die übermächtigen Russen und Preußen den letzten Kampf der Verzweiflung. Zwar ward mancher herrliche Sieg von den Polen errungen; jedoch am Ende verließ sie das Glück in dem allzu ungleichen Kampfe. Am 10. Oktober 1794 erfocht der russische Feldherr Suwarow einen blutigen Sieg bei Maciejowice. Kosciuszko wurde verwundet und gefangen; er sank mit dem Schmerzesrufe: „Finis Poloniae!“ (Polens Ende) von Kampf und Wunden erschöpft zu Boden. Nach diesem Siege stürmte Suwarow Praga, die Vorstadt von Warschau, und zwölftausend Einwohner fielen als Opfer der Wuth der Sieger. Wenige Tage später ergab sich auch Warschau. Nun war Polens Schicksal entschieden, sein Ende gekommen. Damit aber nicht Rußland und Preußen allein in den Rest des Landes sich theilten, ließ auch Oesterreich Truppen einrücken und vereinigte sich mit den beiden andern zu einer dritten und letzten Theilung. Oesterreich erhielt das zwischen der Weichsel und dem Bug gelegene Gebiet (West- oder Neugalizien) mit der Hauptstadt Krakau; Preußen das zwischen dem Niemen und der Weichsel gelegene Gebiet mit der Hauptstadt Warschau; alles übrige östlich vom Niemen und Bug gelegene Land kam an Rußland. Der schwache polnische König Stanislaus Poniatowski lebte noch drei

Jahre als Privatmann von einem Jahrgehalte in Petersburg. Kosciuszko ward ehrenvoll in Freiheit gesetzt, bereisete dann Amerika, England und zuletzt die Schweiz, wo er im Jahre 1817 sein Leben in ländlicher Stille beschloß.

So schwand im Jahre 1795 das sonst so blühende Polen, früher die kräftige europäische Vormauer gegen die anstürmenden Völker des Ostens, aus der Reihe der selbständigen Staaten.

78. Fortsetzung des Krieges der ersten Coalition.

Bonaparte in Italien. — Der Plan, welchen die neue Regierung der Directoren für den Feldzug von 1796 entworfen hatte, war riesenhaft und bedrohete Oesterreich, ihren mächtigsten Feind auf dem festen Lande, mit dem Untergange. Nach diesem Plane sollte der General Jourdan durch Franken, Moreau durch Schwaben, der junge Bonaparte von Italien aus in das Herz von Oesterreich dringen und dem Kaiser die Friedensbedingungen unter den Mauern seiner Hauptstadt vorschreiben. Bevor aber dieser Plan zur Ausführung kommen konnte, waren unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, zumal in Italien, wo das Heer, dessen Oberbefehl Bonaparte übernehmen sollte, sich in dem allerkläglichsten Zustande befand.

Dieser junge Held, erst 26 Jahre alt, war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren. Sein Vater, der hier Advokat war, starb schon im vierzigsten Jahre und hinterließ fünf Söhne und drei Töchter, auf deren Erziehung die Mutter Lätitia alle Sorgfalt verwendete. Eine kleine Kanone war das Lieblingsspielzeug des jungen Bonaparte, Mathematik und Geschichte seine Lieblingsstudien. Auf Empfehlung des Gouverneurs von Corsica wurde der vielversprechende Knabe auf die Kriegesschule zu Brienne aufgenommen, wo er sich so auszeichnete, daß er, erst vierzehn Jahre alt, nach Paris geschickt wurde, um dort seine Bildung zu vollenden. Auf die Einwe-

dung gegen das ungesetzliche Alter des Knaben erwiederte der Oberaufseher der Militärschule: „Ich bemerke hier einen Funken, den man nicht sorgsam genug pflegen kann.“ Siebenzehn Jahre alt wurde er Lieutenant und ergriff mit Begeisterung die Sache der Republikaner. Die öffentliche Aufmerksamkeit lenkte er zuerst bei der Belagerung von Toulon auf sich, und als Preis seiner Auszeichnung daselbst wurde ihm der Oberbefehl über das Heer in Italien anvertraut. Hier eröffnete er seine glänzende Laufbahn und entfaltete, zum Erstaunen Aller, einen riesenhaften Geist, der vor keiner Anstrengung und Gefahr zurückbebte. Durch die unwiderstehliche Gewalt, die er über die Gemüther der Soldaten ausübte, durch die glänzenden Auszeichnungen und Belohnungen, mit denen er ihren Ehrgeiz reizte, kurz durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel brachte er in kurzer Zeit Ordnung, Folgsamkeit und Begeisterung in das zerrüttete Heer. In raschen Zügen und Angriffen erfocht er mit demselben Sieg auf Sieg über seinen Gegner, den österreichischen General Beaulieu, der unter Waffen grau geworden war. Erschrocken trennte sich zuerst der König von Sardinien von dem österreichischen Bunde und bat um Waffenstillstand. Er erhielt ihn gegen Abtretung von Savoyen und Nizza. Unaufhaltsam rückte Bonaparte heran. Bei Lodi hatten die Oesterreicher die über den Fluß Adda führende Brücke besetzt und am Eingange derselben eine große Menge Kanonen aufgepflanzt, um augenblicklich alle zu zerschmettern, welche es wagen würden, sie zu betreten. Desungeachtet beschloß Bonaparte den Sturm. Auf seinen Befehl: „Vorwärts!“ stürzten dreitausend Grenadiere mit gefälltem Bajonnete, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ auf die Brücke; aber ein mörderisches Kartätschenfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Schon wichen die Grenadiere bestürzt zurück; da stellten sich Berthier, Massena und Lannes, die Unterbefehlshaber Bonaparte's, selbst an ihre Spitze, führten sie im Sturmschritte über die Brücke, eroberten das Geschütz und schlugen das österreichische Heer in die Flucht. Dieser Sieg, den Bonaparte an

10. Mai 1796*) erfocht, erfüllte ganz Italien mit Schrecken und Bewunderung. Vor allen eilten die Herzoge von Parma und Modena, den jungen Helden um Frieden zu bitten; auch der Papst trug denselben an. Sie erhielten ihn gegen Erlegung einer großen Kriegessteuer und gegen Auslieferung kostbarer Gemälde und anderer Kunstschätze, die er nach Paris schickte, um durch derartige neue Siegeszeichen die eitlen und schaulustigen Bürger der Hauptstadt für sich zu gewinnen. Selbst der König von Neapel fürchtete schon für sein Reich und bat um Frieden. Der Kaiser Franz, erschreckt durch die Fortschritte der französischen Waffen in Italien, schickte eiligst aus Deutschland seinen erprobten General Wurmser mit einem neuen Heere dahin. Dieser entsetzte zwar die wichtige Festung Mantua, welche von den Franzosen eingeschlossen wurde, konnte aber doch den Siegeslauf des jungen republikanischen Führers nicht hemmen. In mehren Treffen geschlagen, warf er sich mit dem Reste seines Heeres in Mantua. Hier vertheidigte er sich mit dem Muthe eines Löwen und blieb, ungeachtet des drückendsten Mangels an Lebensmitteln, unverzagt. Um den Hartbedrängten zu entsetzen, schickte der Kaiser ein neues Heer unter dem General Alvinzi nach Italien. Allein auch dieser brachte keine Rettung. Nach dem heißesten Kampfe bei dem Dorfe Arcole am Flusse Alpon mußte er endlich den Rückzug antreten. Er ging zwar später mit einer Verstärkung wieder vor, erlitt aber im Januar 1797 bei Rivoli eine große Niederlage.

Nun war auch Mantuas Schicksal entschieden. Nachdem Wurmser alle Hülfsmittel des Muthes und der eisernen Beharrlichkeit erschöpft hatte, übergab er endlich, im Februar 1797, unter ehrenvollen Bedingungen, die ausgehungerte Festung, die er so lange ritterlich vertheidigt hatte. Nach Mantuas Fall nahm Bonaparte im schnellen Siegeszuge auch Venedig weg;

*) In demselben Jahre erfand Aloys Senefelder zu München die Lithographie oder den Steindruck.

und jetzt stand ihm nichts mehr im Wege, nach Oesterreich selbst aufzubrechen und so dem Plane gemäß mit Jourdan und Moreau sich zu vereinigen.

Aber ganz anders stand die Sache der Franzosen in Deutschland. Hier hatte sich des Kaisers eigener Bruder, der heldenmüthige Erzherzog Karl, an die Spitze des Heeres gestellt und den General Jourdan in mehren Schlachten so nachdrücklich geschlagen, daß dessen ganzes Heer in verwirrter Flucht nach dem Rheine eilte. Die Niederlage des Jourdanschen Heeres nöthigte auch Moreau, der schon bis München vorgedrungen war, zum Rückzuge, der jedoch seine Schläfen mit neuen Lorbeeren bekränzte. Denn er, welchen die Welt schon für verloren hielt, zog sich zurück, wie ein Löwe, der seine Verfolger durch stolze Haltung in ehrerbietiger Ferne hält und die verwegen sich Nahenden in schnellem Umwenden zerreißt.

Friede zu Campo Formio (1797). — Jetzt schickte der Kaiser seinen siegreichen Bruder, auf welchen Aller Augen mit Bewunderung gerichtet waren, nach Italien, um hier dem heranstürmenden Corsen selbst die Spitze zu bieten. Allein diesem war Karl mit der geringen Anzahl seiner schon geschwächten Truppen nicht gewachsen. Er zog sich unter steten Kämpfen zurück, und der Schauplatz des Krieges näherte sich schon der Hauptstadt Wien. Beide Parteien wünschten endlich den Frieden, der erst zu Leoben an der Mur unterhandelt, dann auf dem gutsherrlichen Schlosse Campo Formio, bei Udine im Venetianischen, am 17. Oktober 1797 förmlich abgeschlossen wurde. In diesem Frieden trat Oesterreich Belgien an die französische Republik ab und verzichtete zu Gunsten der neu errichteten cisalpinischen Republik in Oberitalien auf Mailand und Mantua. Der Kaiser wurde dafür mit dem Gebiete der Republik Venedig entschädigt, welche Bonaparte innerhalb der sechs Monate von der Entwerfung der Friedensbedingungen zu Leoben bis zum festen Friedensschlusse zu Campo Formio gestürzt hatte. Oesterreich erhielt sofort die Stadt Ve-

nedig, das venetianische Festland zwischen dem Gardasee und dem Isonzo, dann das venetianische Istrien und Dalmatien. — Neben der cisalpinischen Republik entstand durch die Einführung der Demokratie in Genua die liguriſche. — Einen Monat nach dem Frieden von Campo Formio, am 16. November 1797, starb der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., und sein Sohn bestieg als Friedrich Wilhelm III. den Thron.

Am schlimmsten war das deutsche Reich berathen. Von seinen mächtigsten Schutzherren, Oesterreich und Preußen, verlassen, mußte es für sich allein zu Rastadt mit Frankreich unterhandeln, das hier die Sprache des empörendsten Uebermuthes führte. Während der Unterhandlungen that dasselbe solche Gewaltschritte, daß der Congreß am 28. April 1798 mit einem neuen allgemeinen Kriege sich wieder auflöſete.

79. Zweite Coalition gegen Frankreich (1799).

Bonaparte in Aegypten (1798). — Von allen Feinden Frankreichs stand England allein noch als Sieger auf dem Kampfplatze und hatte mit seiner furchtbaren Seemacht der stolzen Republik fast alle ihre Kolonien in West- und Ostindien schon entrissen. Dafür sollte jetzt der Schlag diese Insel treffen. In allen Häfen Frankreichs wurden Schiffe zu einem Landungsversuche ausgerüstet, und mit den katholischen Irländern, die in Folge des Druckes, den sie ihrer Religion wegen erdulden mußten, in vollem Aufstande gegen die englische Regierung waren, Verbindungen angeknüpft. Bonaparte, der Sieger Italiens, ward mit diesem neuen Unternehmen beauftragt, auf welches die Aufmerksamkeit von ganz Europa gerichtet war. Am 19. Mai 1798 lief er mit einer großen Flotte aus dem Hafen von Toulon und segelte nach — Aegypten.

Die Eroberung dieses Landes sollte nur der erste Schritt sein, die Macht der Engländer in Indien zu vernichten. Wäre dieses große Unternehmen gelungen, so würde vielleicht ganz

Asien eine völlig neue Gestalt durch den Sieger erhalten haben. Die Flotte bestand aus vierhundert großen und kleinen Schiffen und hatte dreißigtausend Mann Kerntruppen am Bord. Es war ein herrlicher Anblick! Günstige Winde schwellten die Segel, und in majestätischer Pracht glitt sie über die ruhige Wasserfläche dahin, gleich einer großen schwimmenden Stadt. Wie Thürme ragten die Masten hervor und ließen das siegreiche Banner der drei Farben stolz daherwehen. Alle Soldaten waren voll Muth, alle voll Zuversicht des glücklichen Erfolges und erwarteten voll Sehnsucht den Tag der Landung. Kleber, Desaix, Murat, Lannes, Regnier, Menou und mehre andere berühmte Feldherren, die schon manchen Lorbeer sich erfochten hatten, waren mit am Bord. Auch viele Künstler und Gelehrte nahmen an diesem geheimnißvollen Unternehmen Theil, in der frohen Erwartung, daß sie in jenem alten, vom Zauber des Wunderbaren umgebenen Lande der Pyramiden manche herrliche Entdeckung für Kunst und Wissenschaft machen würden.

Im Juni erschien die Flotte vor Malta. Die fast unüberwindliche Felsenfestung ward durch Verrath der französischen Ritter daselbst ohne Schwertstreich übergeben. Nachdem eine Besatzung von 4000 Mann hier zurückgelassen war, ging die Fahrt weiter. Während derselben kreuzte der englische Admiral Nelson mit einer großen Flotte auf dem mittelländischen Meere hin und her, um die Franzosen aufzusuchen; und es war für diese eine außerordentliche Gunst des Zufalles, daß sie in dem engen Raume ungesehen der feindlichen Flotte vorübersegelten. Am 1. Juli landeten sie bei Alexandria in Aegypten. In dem Augenblicke, wo sie an das Land fuhren, ward in der Ferne ein Schiff sichtbar, welches man für ein feindliches hielt. „O Glück," rief Bonaparte, „willst du mich verlassen? Nur noch fünf Tage und Alles ist gerettet!" Das Glück blieb ihm treu. Das Schiff, welches man bemerkt hatte, war eine Fregatte der französischen Flotte selbst. Ungehindert schiffte Bonaparte seine

Truppen aus, nahm gleich darauf Alexandria mit Sturm und rückte dann rasch gegen Kahiro (Kahira), die Hauptstadt des Landes. Um das Volk zu beruhigen und dessen Widerstand zu verhindern, erließ er an dasselbe eine Erklärung, in welcher er versicherte: „er sei als Freund des Sultans gekommen und habe durchaus nicht die Absicht, Aegypten zu erobern und Mohammed's Religion abzustellen; sein Angriff sei nur gegen die Mámeluken, die Feinde des Sultans, gerichtet, um das Land von ihrer Tyrannei zu befreien." Allein die Pforte ließ sich durch solche Vorspiegelungen nicht täuschen und erklärte ihm den Krieg. In diesem fremden Erdtheile hatten die Franzosen mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Weg nach Kahiro führte durch eine große Sandwüste, in welcher sie unablässig von den auflauernden mamelukischen Reitern verfolgt wurden. Verloren war Jeder, der sich nur einige Schritte vom Haufen trennte. Auf ihren raschen Pferden kamen die Feinde eben so schnell herangeflogen, als sie wieder verschwanden. Ungeachtet aller Mühseligkeiten und Gefahren blieben die Franzosen stets heiteren Muthes, ja trieben noch Scherz und Kurzweil. Auf ihrem Zuge ergötzten sie sich damit, die Esel, welche das Gepäck der Gelehrten trugen, ihre Halbgelehrten zu nennen. So oft die Generale beim Heransprengen der Mameluken kommandirten: „Das Viereck gebildet, die Gelehrten und Halbgelehrten in die Mitte!" lief jedesmal ein schallendes Gelächter durch die Reihen.

Schlacht bei den Pyramiden (1798). — Am 21. Juli langten die Franzosen im Angesichte der Pyramiden an, als eben die Sonne aufging. Auf einmal machte das Heer vor Erstaunen aus freien Stücken Halt, um diese Riesendenkmäler zu begrüßen, die aus einem so hohen Alterthume auf uns gekommen sind. Als dieses Bonaparte sah, rief er voll Begeisterung aus: „Franzosen, heute werdet ihr den Beherrschern Aegyptens eine Schlacht liefern; vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf Euch her-

abschauen!" Und mit nie gesehenem Muthe griffen die Franzosen im Angesichte dieser ehrwürdigen Denkmäler des Alterthumes, die bei denselben aufgestellten zahllosen Heeresmassen der Mameluken an und erfochten den glänzendsten Sieg über dieselben. Seit dieser Schlacht bei den Pyramiden ward Bonaparte von den Aegyptiern nicht anders als Sultan Kebir, d. i. großer Sultan, genannt. Wenige Tage nach derselben öffnete ihm auch Kahiro ihre Thore.

Endlich, am 1. August 1798, fand Nelson die französische Flotte unter dem Admiral Brueyes bei Abukir und griff sie sogleich an. Die Schlacht war furchtbar und dauerte achtzehn Stunden lang. Brueyes ward gleich im Anfange schwer verwundet, demnoch wollte er sich nicht wegbringen lassen. „Nein," rief er, „ein französischer Admiral muß auf seiner Wachtbank sterben." Endlich faßte sein Schiff, l'Orient, welches hundertzwanzig Kanonen führte, Feuer und flog mit ihm unter fürchterlichem Getöse in die Luft. Das Meer zischte und brauste in der entsetzlichen Gluth. In dieser Schlacht wurde die französische Flotte fast gänzlich vernichtet; nur vier Schiffe entkamen dem Verderben.

Bonaparte war nach dem Verluste der Flotte von Frankreich abgeschnitten; dennoch blieb er bei der Nachricht jenes Unglückes unverzagt. „Ich kann nicht überall sein!" erwiederte er stolz. Er selbst setzte die Eroberung Aegyptens siegreich fort. Während einer seiner Generale, der junge talentvolle Desaix, ganz Oberägypten eroberte, drang er selbst über die Landenge Suez in Syrien ein, nahm Gaza und Jaffa mit Sturm und belagerte alsdann die feste Seestadt Acre. Achtmal ließ er seine Soldaten gegen die Mauern und Thürme Sturm laufen; aber der Befehlshaber der Stadt, der alte Pascha Dgheззar, von der englischen Flotte unter Sidney Smith unterstützt, schlug jeden Angriff ab. Unterdessen rückte auch ein türkischer Heerhaufen zum Entsatze herbei. Bonaparte schickte gegen denselben seinen General Kleber ab; dieser aber

wurde von den Türken eingeschlossen. Sogleich eilte Bonaparte selbst herbei, warf sich stürmend auf den Feind, befreiete Kleber und vernichtete fast das ganze türkische Heer. Dann legte er sich wieder vor Acre. Als aber immer neue türkische Heerhaufen herangezogen kamen; als selbst die Pest in seinem Heere ausbrach und fürchterliche Verheerungen anrichtete; da endlich mußte er die Belagerung aufheben. Die Kanonen, welche er nicht mitnehmen konnte, stürzte er in's Meer und kehrte, nachdem er noch einmal einen wüthenden Blick auf den verhaßten Steinhaufen, der ihm den Kern seines Heeres gekostet, geworfen hatte, nach Kahiro zurück, wo er im Juni 1799 wieder anlangte.

Erneuerung des Krieges in Europa. — Wenden wir uns zuvor wieder nach Europa. Hier that die französische Republik immer größere Gewaltschritte. Zu Rom war der französische Geschäftsträger Basseville ermordet worden. Sofort erklärte Frankreich den Krieg, und im Frieden von Tolentino im Februar 1797 mußte der Papst Avignon und Venaissin an Frankreich, Bologna, Ferrara und Romagna aber an die cisalpinische Republik abtreten. Und als in einem neuen Aufstande zu Rom ein französischer General, der selbst diesen Aufstand gegen die rechtmäßige Regierung angestiftet hatte, vor dem Hause des französischen Gesandten ermordet worden war, da rückte Berthier, Bonaparte's Nachfolger im Oberbefehle des italienischen Heeres, am 28. Dezember 1797 in Rom ein. Die päpstliche Regierung ward aufgehoben, und im Februar 1798 der Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt. Der Papst Pius VI. selbst, ein Greis von 82 Jahren, der gegen die rohe Gewalt nur Thränen und Gebete hatte, ward als Gefangener nach Frankreich abgeführt und starb zu Valence, im August 1799. — Mit dem Kirchenstaate hatte die Schweiz ein gleiches Schicksal. Hier waren große Unruhen und Parteiungen ausgebrochen, die von den Franzosen sorgfältig unterhalten und gepflegt wurden. Die glänzenden Vorspie-

gelungen der Franzosen von Freiheit und Gleichheit hatten auch das sonst so biedere Volk der Schweizer verwirrt. In dem neu erworbenen Wohlleben hatten diese der alten Freiheit vergessen, für welche ihre Vorfahren so blutig gestritten hatten. Darum waren sie zum Untergange reif. Ein französisches Heer rückte in die Schweiz und verwandelte dieselbe mit der Gewalt der Waffen in eine einzige, ungetheilte helvetische Republik, frei dem Namen nach, in der That aber ganz von Frankreich abhängig. Dann kam die Reihe an Neapel. Der König Ferdinand, wohl ahnend das nahende Schicksal, gedachte demselben zuvorzukommen und schloß sich an Frankreichs Feinde. Sogleich erklärte ihm Frankreich den Krieg. Des Königes Heer wurde geschlagen, er selbst flüchtete nach Sicilien, sein Land wurde am 25. Januar 1799 zur parthenopeischen Republik erklärt. (Parthenöpe war der älteste Name von Neapel.) Eben so leicht bemächtigten sich die Franzosen Toscanas und Luccas, so daß nunmehr fast ganz Italien unter ihrer Herrschaft stand.

Um solchen Gewaltschritten ein Ziel zu setzen, schloß der englische Minister Pitt, nach der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir, mit dem russischen Kaiser Paul, Katharina's Sohn und Nachfolger, ferner mit Oesterreich und der Pforte die zweite große Coalition gegen Frankreich. In Deutschland trat der Erzherzog Karl auf und trieb siegreich die beiden französischen Generale Jourdan und Massena über den Rhein zurück. In Italien führte der alte Suwarow, der Stürmer von Praga, den Oberbefehl über das russisch-österreichische Heer und erfocht mehre, wenngleich blutige, Siege über die französischen Feldherren Moreau, Macdonald und Joubert, so daß ganz Italien bis auf Genua und Nizza, von der Herrschaft der Franzosen befreiet ward. Jetzt sollte Suwarow nach der Schweiz aufbrechen, um auch dieses Land ihnen zu entreißen. Ein zweites russisches Heer, welches unter Korsakow bei Zürich stand, sollte ihm zu diesem Unternehmen die Hand bieten.

Suwarow bahnte sich einen blutigen Weg über alle von den Feinden besetzten Höhen und Pässe, und die friedlichen Alpenthäler erklangen vom Waffengetöse der Krieger von der Wolga und Newa, von der Loire und Schelde. Bevor er sich aber mit Korsakow vereinigen konnte, wurde dieser von Massena und Soult bei Zürich völlig geschlagen, und nun mußte auch Suwarow den Rückzug antreten. Unzufrieden mit dem traurigen Ausgange einer Unternehmung, auf welche so außerordentliche Kosten verwendet worden waren, trennte sich der Kaiser Paul von der Coalition und rief sein Heer zurück. Durch die Wiedereroberung der Schweiz und den Abzug der Russen wurde freilich die Lage der französischen Republik bedeutend verbessert; dagegen blieb fast ganz Italien in österreichischer Gewalt. Im Innern der Republik herrschte große Unzufriedenheit mit der Regierung der Directoren. Das ganze Volk sehnte sich nach Bonaparte zurück. Dieser hatte in Aegypten Nachricht von dem drohenden Zustande Frankreichs und der Stimmung des Volkes erhalten. Und alsbald schiffte er sich mit mehren Generalen und Gelehrten heimlich zu Alexandria ein und ließ eine Verordnung zurück, in welcher dem General Kleber der Oberbefehl des Heeres und die Verwaltung des Landes übertragen wurde. Er entkam abermals, wie durch ein Wunder, unentdeckt durch die englischen Schiffe, welche zahlreich im Mittelmeere kreuzten, und erreichte am 9. Oktober 1799 die französische Küste wieder. Das Schiff brachte den künftigen Cäsar und sein Glück.*)

Sturz des Directoriums, Bonaparte erster Consul. — Frankreich, ganz Europa erschrak bei dieser Kunde.

---

*) Nach den neuesten Reiseberichten ist der Name „Bonaparte" noch jetzt ein gefeierter Name im ganzen Morgenlande. In sternhellen Nächten erzählen noch jetzt die Reiter am Nil von den Wunderthaten des fränkischen Helden. Sogar ihre Renner haben sie abgerichtet, bei dem Anrufe „Bonaparte" zu wiehern. Will der Beduine sein Kameel besteigen, so ruft er: „Bonaparte!" und augenblicklich sinkt das Thier in die Kniee.

Aller Augen wandten sich nun wieder auf diesen einen Mann. Unter dem Jubel des Volkes eilte er nach Paris und übernahm den Oberbefehl über die Truppen. Jetzt arbeitete er mit mehren einflußreichen Männern, die er auf seine Seite gebracht hatte an dem Sturze der Verfassung. Erschrocken legten die Directoren am 9. November 1799 ihre Stelle nieder. Am Tage hierauf begab er sich in den Rath der Fünfhundert. Beim Eintritte in den Saal entstand ein verwirrtes Geschrei: „Ein General! Was will Bonaparte hier? Hier ist nicht sein Platz! Außer dem Gesetze! Nieder mit dem Dictator! Mehre rannten mit Dolchen auf ihn los, und nur mit Hülfe einiger Grenadiere ward er der Wuth seiner Feinde entrissen. Draußen aber versammelte Bonaparte seine treuen Soldaten um sich und sprach: „Soldaten! man durfte hoffen, der Rath der Fünfhundert würde das Vaterland retten; statt dessen gibt er es allen Verwirrungen preis. Ich habe Feinde; kann ich auf Euch zählen, Soldaten?" — „Hoch lebe Bonaparte!" war die Antwort. Und sogleich befahl er dem General Murat, mit geschlossener Colonne in den Saal zu rücken und die Versammlung auseinander zu treiben. Der Sturmmarsch wurde geschlagen, die Saalthür aufgerissen, und auf das Kommando: „Vorwärts!" rückten die Grenadiere mit gefälltem Bajonnete in der ganzen Weite des Saales vor. Und augenblicklich stoben alle Mitglieder der Versammlung aus Thüren und Fenstern. Alsbald wurde eine neue Verfassung, die vierte seit zehn Jahren, eingeführt. Es wurden am 13. Dezember 1799 drei Consuln ernannt, und zwar auf zehn Jahre, Bonaparte, Cambacères und Lebrun. Bonaparte war der erste und eigentlich der einzige Regent, da die beiden anderen als Würdenträger nur eine berathende Stimme hatten. Er ernannte zu allen Stellen des Krieges und des Friedens; er befehligte das Heer. Unter den Consuln stand ein Erhaltungssenat von achtzig Mitgliedern, welche über die Rechte und Freiheiten des Volkes wachen, ein Tribunal von hundert (später von Bonaparte wieder abgeschafft), welches die vorgeschlagenen Gesetze berathen,

und ein gesetzgebender Körper von dreihundert Mitgliedern, welcher die Gesetze bestätigen sollte. Der staatskluge Talleyrand wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Murat Befehlshaber der Consulargarde. Sehr segensreich erwies sich für den Anfang diese neue Verfassung. Die Verbannten wurden zurückgerufen, die geächteten Priester aller Parteien begnadigt. Zwanzigtausend Greise kehrten in den Schoß ihrer Familien zurück.

Schlacht bei Marengo (1800). — Bonaparte sah wohl ein, daß er zur Befestigung seiner neuen Macht und zur Heilung der inneren Gebrechen des Friedens von Außen bedürfe, und bot ihn deshalb dem Könige von England, dem Haupte der Coalition, an. Als dieser aber im Vertrauen auf Oesterreichs Siege in Italien ihn ausschlug, so schickte der erste Consul sich an, denselben zu erobern. Wie ein zweiter Hannibal stieg er mit 60,000 Mann über die Alpen in Italien hinab und griff am 14. Juni 1800 die Oesterreicher unter Melas bei Marengo, unweit Alessandria, an. Schon war die Schlacht für letztere gewonnen, schon fertigte Melas Couriere mit der Siegesnachricht ab; da plötzlich erschien der General Desaix, Bonaparte's tapferster Waffengefährte in Aegypten, mit frischen Truppen auf dem Kampfplatze, rettete den Sieg, verlor aber selbst das Leben. Der Tag bei Marengo gab den Franzosen Italien wieder. Es wurde von Melas in Folge einer Capitulation geräumt. — Mit gleichem Glücke focht Moreau in Deutschland. Am 3. Dezember 1800 gewann er einen glänzenden Sieg über den Erzherzog Johann bei Hohenlinden in Bayern.

Friede zu Lüneville (1801). — Schon bedrohten die Franzosen von Linz aus die Kaiserstadt, als ein Waffenstillstand und bald der Friede von Lüneville (in Lothringen) am 9. Februar 1801*) den Krieg beendigte. Der Friede von Campo

*) In diesem Jahre erfand ein Deutscher, Lampadius in Freiberg, die Gasbeleuchtung.

Formio wurde bestätigt. Zufolge dessen blieben zwar Venedig Istrien und Dalmatien für Oesterreich, doch wurde der Fluß Etsch als Grenze Oesterreichs im venetianischen Festlande bestimmt. Der Rhein sollte die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden; und ersteres verlor dadurch 1200 Quadratmeilen mit fast vier Millionen Menschen. Eine Reichsdeputation sollte die am Rhein verletzten Fürsten entschädigen, was endlich nach französisch-russischer Vorschrift meist durch weltlich gemachte geistliche Gebiete (Säcularisation) und durch 42 Reichstädte geschah. Der Reichsdeputationshauptschluß, durch welchen die neue Ordnung der Dinge in Deutschland festgesetzt wurde, kam am 25. Februar 1803 zu Stande. Preußen erhielt, außer mehren Reichstädten und Abteien, die Bisthümer Paderborn, Hildesheim und Münster als Entschädigung.

Schon im ersten Monat nach dem Lüneviller Frieden, am 24. März 1801, wurde der russische Kaiser Paul, der schon sichtbar auf die Seite Napoleon's sich neigte, ermordet, und sein ältester Sohn, Alexander, auf den blutigen Thron erhoben. — Kurz zuvor wäre auch Bonaparte beinahe das Opfer einer Verschwörung geworden. Einige Unzufriedene hatten eine Maschine, bestehend aus einer Pulvertonne, die auf einem Karren befestigt und mit Kugeln rundum geladen war, am Abende des 24. Dezembers 1800 in einer Straße, durch welche Bonaparte nach der Oper zu fahren pflegte, aufgestellt, um ihn in die Luft zu sprengen. Bonaparte kam an, aber sein halbbetrunkener Kutscher jagte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit; und als die Explosion dieser sogenannten Höllenmaschine erfolgte, war Bonaparte bereits außer Gefahr. Acht Theilnehmer dieser Verschwörung wurden hingerichtet, und eine große Anzahl Verdächtiger aus Paris verwiesen.

Rückkehr der Franzosen aus Aegypten. — Kehren wir jetzt nach Aegypten zurück, wo, wie wir früher hörten, Kleber (ein Straßburger) den Oberbefehl führte. Dieser ausgezeichnete Feldherr hielt den Ruhm der französischen Waffen auf-

recht und behauptete sich mit Festigkeit in dem eroberten Lande. Allmälig jedoch erwachte beim Heere die Sehnsucht zur Rückkehr nach Frankreich. Auch Kleber theilte diesen Wunsch und bot dem Feinde einen Vergleich an. Er erklärte sich bereit, das Land zu räumen, wenn ihm freie Rückkehr nach Frankreich mit allen militärischen Ehren gestattet würde. Als aber Lord Keith, der Befehlshaber der englischen Flotte, verlangte, die Waffen zu strecken und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, gerieth er in heftigen Zorn. Er vertheilte das Schreiben unter seine Soldaten und sagte statt aller Anrede: „Soldaten, man antwortet auf solche Frechheit durch Siege. Vorwärts!" Am 30. März 1800 griff er eine Stunde nordöstlich von Kahiro, bei den Ruinen von Heliopölis, ein zehnmal stärkeres türkisches Heer an und erfocht den glänzendsten Sieg über dasselbe. Unzählige wurden erschlagen, alle übrigen flohen voll Entsetzen in wilder Eile durch- und übereinander in die Wüste oder nach den englischen Schiffen. Das ganze Lager mit allen Kostbarkeiten, alle Kanonen wurden eine Beute des Siegers. Kahiro öffnete ihm sofort wieder ihre Thore. Ein Schrecken ging durch ganz Aegypten, Alles huldigte voll Entsetzen dem neuen Gebieter, dessen Name seitdem mit einer fast abgöttischen Verehrung genannt wurde. Aber nur drei Monate überlebte Kleber diesen herrlichen Sieg. Am 14. Juni, an demselben Tage, an welchem Bonaparte den glänzenden Sieg bei Marengo erfocht, und der tapfere Desaix fiel, ward er das Opfer des Meuchelmordes. Während er, bloß von seinen Architekten begleitet, auf der Terrasse seines Hauses auf- und abging, nahet sich ihm wie ein Bittender ein junger Aegyptier, Soleiman aus Aleppo, übergibt ihm eine Schrift, ersticht ihn, während des Lesens mit einem Dolche und entflieht. Nicht lange aber blieb der Mörder unentdeckt. Schon am Abende desselben Tages ward er eingezogen und am vierten Tage schrecklich hingerichtet. Ihm wurde ein spitzer Pfahl der Länge nach langsam durch den Leib getrieben, nachdem die rechte Hand über einem Kohlenfeuer bis auf die Knochen verbrannt worden war.

Das Skelet nebst der verkohlten Hand zeigt man noch jetzt auf dem Museum zu Paris.

Der Oberbefehl ging nun auf den General Menou über, der aber in keiner Hinsicht seinen Vorgänger ersetzen konnte. Jedoch immer unverzagt fochten die Franzosen, hoffend auf Verstärkung. England blieb nicht ohne Besorgniß und bot nunmehr selbst den Franzosen die Bedingungen an, die es früher dem General Kleber verweigert hatte. Im August 1801 kam der Vertrag zu Stande; und nun wurde der Rest des Heeres, ohne kriegsgefangen zu sein, mit Wehr und Waffen und allen Schätzen der Wissenschaft und Kunst auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgeführt. Das Jahr zuvor hatte auch Malta aus Mangel an Lebensmitteln sich den Engländern ergeben müssen. Also endete der so glänzend begonnene Zug nach Aegypten!

Friede zu Amiens (1802). — Ungeachtet dieser Vortheile sehnte sich England, als es jene große Coalition aufgelöset sah, nach Frieden, und zwar um so mehr, da Frankreich ernstliche Anstalten zu einem Landungsversuche traf. Es machte deshalb Anträge zu demselben, die auch von Frankreich angenommen wurden. Am 27. März 1802 wurde der Friede zu Amiens geschlossen, in welchem die Engländer die meisten eroberten Kolonien in Westindien den Franzosen zurückgaben. Auch Rußland, Portugal und die Türkei söhnten sich mit der Republik aus, und Europa genoß jetzt einer augenblicklichen Ruhe.

Während der Ruhe arbeitete Bonaparte unabläßig an der innern Wohlfahrt des Landes und suchte die durch die Revolution geschlagenen Wunden möglichst zu heilen. In Vereinbarung mit dem Papste Pius VII. ordnete er die kirchlichen Angelegenheiten und führte die Feier des öffentlichen Gottesdienstes wieder ein. Schulen wurden hergestellt, um die Jugend zu entwildern; zur Beförderung des Handels wurden Kunststraßen und Kanäle angelegt, und in die Verwaltung überhaupt mehr Ordnung gebracht. Es schien, als wollte er sich

den Ruhm eines eben so großen Staatsmannes wie Feldherrn erwerben. Darum sagten auch seine Lobredner von ihm: er verbinde mit Alexander's Größe Solon's Weisheit! Für die vielen Verdienste um das Vaterland ernannte ihn der Senat am 2. August 1802 zum Consul auf Lebenszeit. Auch wurde der Orden der Ehrenlegion gegründet, um alle diejenigen zu belohnen, welche sich auf irgend eine Weise um das Vaterland verdient machten.

Bonaparte Kaiser der Franzosen (1804). — Dem ruhmgekrönten Manne war es nun ein Leichtes, den letzten Schritt zur Alleinherrschaft zu thun. Eine angebliche Verschwörung unter Pichegru, Georges und Moreau gegen das Leben des Consuls erleichterte ihm diesen Schritt. Pichegru, der Eroberer Hollands, wurde in's Gefängniß geworfen, in welchem er starb, Georges wurde guillotinirt, Moreau verbannt. Selbst der junge Herzog von Enghien, ein Enkel des Prinzen Condé, wurde, bloß weil er ein Prinz der bourbonischen Königsfamilie war und als solcher gefährlich schien, wider alles Recht vom deutschen Gebiete, aus Ettenheim im Badischen, durch französische Soldaten weggeholt und zu Vincennes bei Paris in der Nacht des 20. März 1804 erschossen. Er war hier in den trockenen Schloßgraben geführt, vor ein offenes Grab gestellt, und ihm eine Laterne vor die Brust befestigt worden, damit die Soldaten in der Dunkelheit ihr Opfer sehen könnten. Jetzt, nachdem Bonaparte sich seiner gefährlichsten Gegner entledigt hatte, streckte er seine Hand nach der Kaiserkrone aus, und der Senat kam seinem Wunsche entgegen. Am 18. Mai 1804 erklärte ihn derselbe zum erblichen Kaiser der Franzosen. Als ihm der Senatsbeschluß überbracht wurde, sagte er mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Ich nehme den Titel an, welchen der Senat für den Ruhm der Nation zuträglich hält, und hoffe, daß Frankreich die Ehre, mit welcher es meine Familie umgibt, nie bereuen werde.“ Am 2. Dezember 1804 wurde er als Napoleon I. vom Papste Pius VII. feierlichst zu Paris in

der Kirche Notre-Dame gekrönt. So war der Kreislauf der Revolution von der Monarchie zur Monarchie, fast wie im alten Rom, vollbracht. Feste aller Art, mit ungewöhnlichem Gepränge, riefen das Volk zur Freude auf über das Ende des Freiheitstraumes. Der neue Kaiser umgab seinen Thron mit einem glänzenden Hofstaate, an welchem die alten Titel, Orden und Rangstufen unter anderer Form wieder auflebten. Er selbst blieb zwar stets militärisch einfach, aber die Glieder seiner Familie wurden zu Prinzen und Prinzessinnen, seine Generale zu Marschällen erhoben und mit großen Einkünften an den neuen Kaiserthron geknüpft.

Jener wichtige Regierungswechsel in Frankreich hatte auch in Oesterreich einen wichtigen Staatsact zur Folge. Kaiser Franz II., der nach allen Vorgängen das deutsche Reich mit Sturmeseile seinem gänzlichen Verfalle entgegeneilen sah, fühlte sich zur Aufrechterhaltung der Würde seines eigenen Reiches verpflichtet, hinter jener Erhebung nicht zurückzubleiben. Durch ein feierliches Gesetz erklärte er sich daher am 11. August 1804 als Franz I. zum Erbkaiser von Oesterreich. Diese neue Umänderung wurde auch von Napoleon bereitwillig gegen die Anerkennung seiner eigenen Kaiserwürde von Seiten Oesterreichs aufgenommen.

Napoleon schritt jetzt auf seiner glänzenden Laufbahn immer kühner vorwärts. Selbst der Kaiserthron genügte seinem Ehrgeize nicht; er wußte es dahin zu bringen, daß die italische Republik ihn auch zum erblichen Könige von Italien ernannte. Am 26. Mai 1805 setzte er zu Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt, mit den Worten: „Gott gab sie mir; wehe Dem, der sie berührt!“ Seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais ernannte er zum Vicekönige von Italien. Zugleich vereinigte er die ligurische Republik mit Frankreich.

80. Dritte Coalition gegen Frankreich (1805).

Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich (1805). — Die große Willkür, mit welcher Napoleon

über Kronen und Länder verfügte, rief bald wieder seine alten Feinde gegen ihn in Waffen. Schon im Jahre 1803 hatte England von Neuem den Krieg an Frankreich erklärt. Und sofort ließ Napoleon ein Heer in Hannover einrücken und dieses Land der englischen Krone besetzen. Zugleich stellte er große Rüstungen in Boulogne an und drohete abermals mit einer Landung in England. Um diese Gefahr abzuwenden, brachte der unermüdliche englische Minister Pitt im Jahre 1805 zwischen England, Rußland und Schweden eine neue Coalition zu Stande, der auch Oesterreich beitrat. Nur Preußen war nicht zum Beitritt zu bewegen, es blieb neutral. — Oesterreich hatte den Hauptschlag in Italien erwartet und seine Hauptmacht unter seinem vorzüglichsten Feldherrn, dem Erzherzoge Karl, dahin gesandt. Da aber brach Napoleon in Sturmeseile mit seinen besten Truppen und Feldherren von Boulogne aus nach Deutschland zum Kriege gegen Oesterreich auf. Baden, Würtemberg und Bayern mußten sich ihm anschließen. Außerdem verstärkte er sein Heer noch mit den Truppen, welche Bernadotte, ohne Rücksicht auf ein Zerwürfniß mit dem neutralen Preußen, ihm aus Hannover mitten durch das preußische Fürstenthum Ansbach zuführte. Oesterreich stand noch allein, die Russen waren erst im Anzuge, und der umgangene österreichische Feldherr Mack mußte sich am 17. Oktober 1805 in der Festung Ulm mit seiner Heeresabtheilung kriegesgefangen ergeben. Nun stand dem Sieger auch der Weg nach Wien offen. Dieses wurde besetzt. Dann rückte er rasch nach Mähren, wo die unterdeß angekommenen russischen Truppen sich mit den österreichischen vereinigt hatten. Die beiden Kaiser Franz und Alexander standen selbst an der Spitze ihrer Truppen, um diese durch ihre Gegenwart anzufeuern.

Schlacht bei Austerlitz (1805). — Am 2. Dezember 1805, am Jahrestage der Krönung Napoleon's, erfocht dieser einen großen Sieg über das verbündete Heer bei Austerlitz, unweit Brünn in Mähren. In seinem prunkenden Siegesbe-

richte nannte er diese Schlacht die „Dreikaiserschlacht.“ Kaiser Franz, zu entmuthigt für den Augenblick und bekümmert um das schon vergossene Blut, schloß in einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon einen Waffenstillstand ab. Noch schien nicht Alles verloren. Der Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen bedeutende Truppenmassen gesammelt, und der Erzherzog Karl, der Sieger in Italien, war im vollen Anzuge. Dazu drohete Preußen mit einer Kriegeserklärung an Frankreich. Um Preußen zu beschwichtigen, überließ der schlaue Corse diesem gegen Abtretung des ostrheinischen Theiles des Herzogthums Cleve nebst dem Fürstenthume Neufchatel an Frankreich, und des Fürstenthums Ansbach an Bayern — das den Engländern entrissene Hannover und verfeindete so Preußen mit England. Dieser besondere Vertrag mit Preußen bildete nunmehr auch den Uebergang zum Abschluß des Friedens mit Oesterreich.

Friede zu Preßburg (1805). — Kaiser Franz sah sich jetzt gezwungen, dem übermüthigen Sieger nachzugeben und den Frieden unter sehr harten Bedingungen anzunehmen. Er mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten, auf Tirol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, mit welchen Napoleon seine deutschen Bundesgenossen beschenkte. Tirol kam an Bayern, und Oesterreich erhielt für diese schöne Perle seiner Krone das zum Herzogthume erhobene Salzburg mit Berchtesgaden zurück. Zugleich wurde den Kurfürsten von Bayern und Würtemberg die Königswürde mit voller Unabhängigkeit von Kaiser und Reich ertheilt, und so der deutsche Reichsverband immer mehr zerrissen. Eine gleiche Unabhängigkeit (Souverainität) gewann auch der Kurfürst von Baden.

Schlacht bei Trafalgar (1805). — So glücklich auch die Franzosen zu Lande waren, so unglücklich waren sie zur See. Am 21. Oktober 1805 griff Nelson, der Sieger bei Abukir, die verbündete Flotte der Franzosen und Spanier bei Trafalgar, einem spanischen Vorgebirge unweit Kadix, an und erfocht über sie einen glorreichen Sieg. Der Sieger selbst

aber fand am nahen Ende der Schlacht seinen Tod. Während er mit allen seinen Ordenszeichen geschmückt auf dem Verdecke stand und durch Signale seine Befehle ertheilte, entdeckte ihn ein französischer Matrose aus seinem Mastkorbe, schlug sein Gewehr auf ihn an und streckte ihn nieder. Allein des Helden Tod entflammte die Engländer zu noch größerer Wuth und machte die feindliche Niederlage nur noch furchtbarer.

Nach dem Frieden mit Oesterreich kannten Napoleon's Anmaßungen keine Grenzen mehr. Ferdinand, der König von Neapel, hatte englische und russische Truppen in seinem Reiche landen lassen. Sofort erklärte Napoleon mit lakonischer Kürze: „Ferdinand hat aufgehört zu regieren!" — und ein großes Heer, geführt von Massena, dem „Sohne des Sieges", und von Napoleon's Bruder, Joseph Bonaparte, eilte dahin, den Machtspruch zu vollziehen. Ferdinand floh über's Meer nach Sicilien, und Napoleon ernannte am 30. März 1806 seinen Bruder Joseph zum Erbkönige von Neapel. Um seinen Bruder Ludwig zu versorgen, wußte der Schlaue es dahin zu bringen, daß die batavische Republik sich diesen zum Könige ausbat; und so wurde Ludwig im Juni 1806 König von Holland. Murat, des Kaisers Schwager, wurde Großherzog von Berg und Cleve; der Marschall Berthier Herzog von Neufchatel (Neuenburg) in der Schweiz. Auch für die übrigen Großen des Hauses und der Armee wurde eine Menge Herzogthümer und Großlehne in den neuen Erwerbungen, besonders in Italien, errichtet.

Der Rheinbund, 12. Juli 1806. — Um das Schicksal unseres, ohnehin schon tief gebeugten, Vaterlandes zu vollenden, stiftete Napoleon den Rheinbund, durch welchen vorerst sechzehn deutsche Fürsten sich von Kaiser und Reich lossagten, sich zu einem Bunde vereinigten und Napoleon als den Protector oder Schutzherrn desselben anerkannten. Für diesen Schutz gaben sie das Versprechen ab, ihm mit 63,000 Mann in allen seinen Kriegen beizustehen. Da legte Franz II. den deutschen

Kaisertitel der nun keinen Sinn mehr hatte ab, und führte seit dem 6. August 1806 den schon 1804 angenommenen Titel Franz I., Kaiser von Oesterreich. So endete das tausendjährige deutsche Reich! — Der letzte deutsche Kaiser, der ein und zwanzigste des erlauchten Hauses Habsburg, welches über 400 Jahre lang die deutsche Kaiserkrone trug, die älteste und schönste der Christenheit, hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten gegen den Riesen der Zeit und stets jedes Opfer an Gut und Blut gebracht, um Deutschlands Freiheit und Ehre zu retten.

Daß aber der edele Kaiser auch in der Folge Deutschland noch immer warm im Herzen trug und für dessen Freiheit und Ehre Alles einzusetzen stets bereit war, werden wir später sehen.

81. Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich (1806). Friede zu Tilsit (1807).

Von den Hauptmächten Europas stand fast nur noch Preußen unangefochten da. Der König, Friedrich Wilhelm III., der unablässig bemüht war, seinem Volke das Glück des Friedens zu erhalten, so lange dieser mit der Nationalehre im Einklange bliebe, ward jetzt von den französischen Machtgebieter auf das Uebermüthigste zum Kriege herausgefordert. Nicht genug, daß dieser durch die Bildung des Rheinbundes nur zu deutlich seine Absicht an den Tag gelegt hatte, mit der einen Hälfte Deutschlands die andere zu unterjochen; nicht genug, daß dieser Preußen schon mit England verfeindet hatte, bot er jetzt, mitten im Frieden, Hannover, als wäre es noch sein Eigenthum, wieder den Engländern an. Empört über diese und andere Ungerechtigkeiten erklärte der König an Frankreich den Krieg. Obschon das preußische Heer vom besten Muthe beseelt und durch 22,000 Sachsen verstärkt war, so blieb dennoch der Kampf zu ungleich gegen das große, kampfgeübte Heer der Franzosen und ihrer Verbündeten, welches vom Kaiser selbst und von seinen ersten Feldherren angeführt wurde. Die preußischen Heerführer

waren größtentheils schon hochbejahrt und in der neuen Kriegesweise weniger geübt; die jungen Offiziere ohne Erfahrung, aber voll Uebermuth, und genossen nicht das Vertrauen der Soldaten. Es traf deshalb auch das Unglück ein, das man schon im Voraus für Preußen gefürchtet hatte. Ein Gefecht bei Saalfeld am 10. October, in welchem der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, ein Vetter des Königes, den Heldentod starb, war das Vorspiel des verhängnißvollen Tages bei Jena (an der Saale im Weimarschen) und Auerstädt (im Regierungsbezirk Merseburg).

Schlacht bei Jena und Auerstädt (1806). — Die preußische Macht war in zwei Heere getheilt. Das eine, stärkere, stand unter dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig bei Auerstädt gegen Davoust, das andere unter Hohenlohe bei Jena gegen Napoleon selbst. Am 14. Oktober 1806 wurden gleichzeitig die beiden Hauptschlachten bei Jena und Auerstädt geliefert, und beide preußische Heere völlig besiegt und zersprengt. Ueber 50,000 Mann verlor der König an diesem einen Unglückstage.

Konnte auch Preußens Besiegung bei der großen Uebermacht seines Gegners nicht unerwartet sein, so überraschte doch der plötzliche und tiefe Fall dieser Macht selbst den Sieger. Entsetzen kam über alle noch übrigen Führer und Scharen. Beispiellos war die Verwirrung, die Auflösung. Ganze Haufen streckten bestürzt das Gewehr. Der Prinz Hohenlohe wurde auf der Flucht eingeholt, umzingelt und mit 17,000 Mann gefangen. Auch der tapfere General Blücher erlag endlich der Uebermacht und dem bösen Verhängnisse. Mit einem zusammengerafften Haufen von 10,000 Mann wandte er sich, von drei feindlichen Heerhaufen hitzig verfolgt, in eben so kühnen als geschickten Märschen nach der Niederelbe, warf sich dann in Lübeck und ergab sich erst, als die Stadt nach schrecklichen Stürmen erobert war, und ein Theil derselben in lichterloher Flamme stand. Schon am 24. Oktober rückte Davoust in Berlin ein;

drei Tage später hielt der Kaiser selbst an der Spitze der Garden seinen Einzug in die trauernde Hauptstadt. In unerhörter Eile ergaben sich die Festungen, und wenige Befehlshaber derselben hielten sich so standhaft, wie Courbiere in Graudenz (Westpreußen), der, als ihn die Feinde mit den höhnenden Worten zur Uebergabe aufforderten: „es gebe ja keinen König von Preußen mehr!“ herzhaft erwiederte: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu vertheidigen wissen.“

Schon am dritten Tage nach der Schlacht trennte sich der Kurfürst von Sachsen von seinem Unglücksgefährten; er trat zum Rheinbunde über und ward nun von Napoleon mit der Königswürde beschenkt. Traurig aber war das Schicksal des Herzoges von Braunschweig, des Anführers bei Auerstädt. Schwer verwundet floh er nach seiner Residenz und stellte von hier aus Napoleon vor, daß er nicht als Landesherr, sondern als preußischer Feldmarschall Theil am Kriege gegen ihn genommen habe. Allein der trotzige Sieger erwiederte: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren!“ Krank und des Augenlichtes durch seine Wunden beraubt, ließ sich der verfolgte Greis weiter nach Altona bringen und starb in trostloser Verbannung zu Ottensee.

Schlacht bei Eylau und Friedland (1807). — Die Trümmer des preußischen Heeres vereinigten sich hinter der Oder mit einem unterdeß angekommenen russischen Hülfsheere, und zwei Tage hinter einander, am 7. und 8. Februar 1807, wurde die mörderische Schlacht bei Eylau (im Regierungsbezirke Königsberg) geschlagen, in welcher die Preußen ihren alten Waffenruhm wieder bewährten. Beide Theile rühmten sich des Sieges, und beide Theile zogen sich zurück. Napoleon hatte bereits einen Aufruf erlassen an die Polen, sich zu erheben gegen ihre früheren Unterdrücker und sich mit ihm zu vereinigen zur Wiederherstellung ihres Königreiches; und freudig erhob sich das Volk auf seinen Ruf. Am 14. Juni 1807, am Jahrestage der Schlacht bei Marengo, ward bei

Friedland (in demselben Regierungsbezirke) noch einmal blutig gestritten, und endlich ein vollkommener Sieg über das verbündete Heer der Russen und Preußen von Napoleon errungen.

Friede zu Tilsit (1807). — Erschüttert hat der Kaiser Alexander, als er den Furchtbaren schon den Grenzen seines eigenen Reiches nahe sah, um Waffenstillstand und Frieden. Napoleon bewilligte beides und kam mit ihm und dem gebeugten Könige von Preußen auf dem Flusse Niemen zusammen, um das Nähere persönlich zu besprechen. Zu Tilsit (an der Memel, im Regierungsbezirke Gumbinnen) wurden alsdann die Unterhandlungen gepflogen. Hier erschien auch die Königin Louise von Preußen, ein Bild der Hoheit und Anmuth, vor dem Manne des Schreckens, hoffend, ihn zu besänftigen; aber seine Stirn blieb finster gegen Preußen. Nur mit Rußland wurde eigentlich unterhandelt, das wehrlose Preußen empfing das Gesetz des unerbittlichen Siegers. Schon am 9. Juli 1807 *) wurde der traurige Friede zu Tilsit abgeschlossen. Preußen büßte fast die Hälfte des Gebietes ein. Außer Danzig, welches zu einem Freistaat erhoben, und außer den polnischen Besitzungen, welche als Großherzogthum Warschau dem Könige von Sachsen verliehen wurden, verlor es alle Länder zwischen der Elbe und dem Rhein. Aus diesen und aus den Besitzungen einiger benachbarten Fürsten bildete Napoleon ein neues Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel und schenkte es seinem noch unversorgten jüngsten Bruder Hieronymus (Jérome). So stand jetzt ein kleines Frankreich im Herzen von Deutschland!

---

*) In dasselbe Jahr fällt die Erfindung des Dampfschiffes von Robert Fulton, einem Nordamerikaner. Das erste Dampfschiff wurde nach seiner Angabe zu New-York gebaut und lief am 3. Oktober 1807 vom Stapel. In Deutschland erschien das erste auf dem Rhein bei Köln am 12. Juni 1816. Auf die Erfindung des Dampfschiffes folgte die des Dampfwagens von dem Engländer Stephenson 1829. — Die Dampfmaschine selbst aber ist eine Erfindung des Engländers James Watt, um das Jahr 1763.

82. Das Continentalsystem. — Eroberung von Portugal, Spanien, Hetrurien und Rom (1807—1808).

Das Continentalsystem (1806). — Immer noch stand England mit seiner furchtbaren Seemacht den Franzosen siegreich gegenüber und hatte fast alle Kolonien derselben an sich gerissen. Napoleon, wohl wissend, daß die Hauptkraft dieses Staates auf seinem ausgebreiteten Handel beruhe, und daß mit diesem der Staat selbst untergehen müsse, hatte schon 1806 von Berlin aus den Befehl einer allgemeinen Handelssperre erlassen. Jeden Handel mit England und seinen Kolonien und Waaren erklärte er für staatsverbrecherisch und alle Engländer auf dem festen Lande für Kriegsgefangene. Und wirklich gerieth England durch dieses sogenannte Continentalsystem, dem auch selbst Rußland beitrat, in nicht geringe Noth und Gefahr.

Eroberung Portugals (1807). — Aus Haß gegen England erklärte Napoleon zugleich dem Bundesgenossen desselben, dem Prinzregenten von Portugal, der für seine wahnsinnige Mutter die Regierung führte und sich dem Befehle des Kaisers nicht fügen wollte, den Krieg. Der General Junot zog mit einer großen Macht durch Spanien, das man durch das Versprechen des Antheiles an der Beute angekörnt hatte, nach Portugal; Spanien selbst aber sollte nachgeholt werden, wenn erst jenes erobert wäre. Der Prinzregent verließ am 29. November 1807, einen Tag früher als die Franzosen in Lissabon einzogen, das Reich, und fuhr unter englischen Bedeckung nach Rio-Janeiro in Brasilien. Sogleich erschien Napoleon's donnerndes Dekret: „Das Haus Braganza (aus diesem stammten die Könige von Portugal) hat durch seine Flucht dem Reiche entsagt und zu regieren aufgehört!" Ohne Widerstand wurde das ganze Land besetzt, uud Junot zum General-Gouverneur ernannt.

Eroberung Spaniens (1808). — Jetzt kam die Reihe an Spanien selbst. Hier führte statt des schwachen Königes,

Karl's IV., der Günstling desselben, Godoy, mit dem Ti
tel Friedensfürst, die Zügel der Regierung, ein Mann, de
sich durch sein schönes Guitarrenspiel und durch die Anmut
seiner Person vom Gardelieutenant zu dieser hohen Stufe de
Macht emporgeschwungen hatte. Diesen Emporkömmling ha
ten und beneideten die Großen des Reiches, vor allen aber de
Königes eigener Sohn, der Prinz von Asturien (so wird hie
der Kronprinz genannt), der sogar den Verdacht gegen seine
Vater hegte, als wolle dieser nicht ihm, sondern dem Frie
densfürsten den Thron zuwenden. Allmälig entstand bittere
Groll zwischen Vater und Sohn und ging zuletzt soweit, da
Karl den Prinzen im Oktober 1807 gefangen setzen ließ, we
dieser ihn vom Throne habe stürzen wollen. Aber nicht de
Vater, sondern den Friedensfürsten hatte der Prinz stürze
wollen. Ueber diese Gefangennehmung war das ganze Vol
erbittert, und zwar um so mehr, da Jeder wußte, daß der alt
schwache König durch den Friedensfürsten zu diesem Schritt
veranlaßt sei. Doch bald darauf ward der Sohn wieder be
gnadigt. Napoleon sah dieser Verwirrung mit großer Freud
aus der Ferne zu; denn er gedachte, aus derselben Vortheil zu
ziehen. Darum ließ er in aller Stille neue Heerhaufen unte
Murat in Spanien einrücken. Hierüber gerieth das Land in
unruhige Bewegung. Es hieß: Karl wolle nach Amerika aus
wandern, und Napoleon den verlassenen Thron in Besitz neh
men; und als nun wirklich der Hof in Aranjuez Anstalten zu
einer Reise traf, entstand plötzlich am 16. März 1808 ein
großer Aufruhr. Das Volk stürmte den Palast des Friedens
fürsten und zerstörte ihn; er selbst rettete nur mit genauer Not
sein Leben. Erschrocken legte der König am folgenden Tag
die Regierung nieder und überließ sie seinem Sohne, der nun
als Ferdinand VII. unter dem Zujauchzen des Volkes den
Thron bestieg. Bei dieser Verwirrung ließ Napoleon Madrid
durch Murat besetzen und den alten König auffordern, die
Thronentsagung für erzwungen zu erklären; dem jungen aber
ließ er sagen, er würde bald selbst nach Madrid kommen, es

würde ihm aber lieb sein, wenn er ihm entgegen käme. Ferdinand folgte dieser Einladung und ging in die Schlinge, welche ihm der Hinterlistige gelegt hatte. Als er Napoleon unterwegs nicht traf, überredeten ihn seine französischen Begleiter, nach Bayonne zu reisen, wo der Kaiser sei; und sie fügten die Versicherung hinzu, daß ihn der Kaiser zu Bayonne sofort zum Könige von Spanien ernennen werde. Er that es und ward dort am 20. April 1808 mit großen Ehrenbezeigungen von Napoleon empfangen. Dann aber forderte dieser ihn auf, dem spanischen Thron zu entsagen; denn die Bourbons hätten aufgehört zu regieren. Ferdinand stutzte und weigerte sich. Da ließ Napoleon auch den alten König herüberkommen, der hier seine Thronentsagung noch einmal für erzwungen erklärte und uns Haß gegen den Prinzen seine Rechte an Napoleon selbst abtrat. Das eben hatte Napoleon gewollt. Als Ferdinand sich noch immer weigerte, in die Thronentsagung zu willigen, rief Napoleon drohend: „Prinz, Sie haben nur die Wahl zwischen Abdankung und Tod!" Da endlich gab dieser nach, und Vater sowohl als Sohn wurden in das innere Frankreich abgeführt. Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien und Indien und ertheilte dagegen Neapel seinem Schwager Murat (Joachim), und dessen Land wieder dem Sohne des Königes von Holland.

Ueber diese doppelte Ungerechtigkeit, zuerst an Portugal, dann an Spanien, gerieth die ganze pyrenäische Halbinsel in Aufruhr und griff heldenmüthig zu den Waffen. Die Engländer unterstützten den Aufstand und schickten Wellington mit einem großen Heere dahin. So entspann sich einer der blutigsten Kriege, der fünf Jahre mit abwechselndem Glücke fortgeführt wurde und erst im Jahre 1813 mit der völligen Vertreibung der Franzosen endete.

Wegnahme des Kirchenstaats. — In demselben Jahre 1808, in welchem sich Napoleon Spaniens bemächtigte, entriß er auch dem Papste Pius VII. erst einen Theil seines

Gebietes, dann, im Jahre 1809, den ganzen Kirchenstaat und vereinigte ihn mit Frankreich. Rom wurde für die zweite Hauptstadt des Reiches erklärt. Den ehrwürdigen Greis aber, der allen Mißhandlungen eine christliche Geduld und Standhaftigkeit entgegensetzte, ließ er auf die empörendste Weise gefangen nach Frankreich abführen. — Auf gleich ungerechte Weise hatte er schon früher auch Hetrurien an sich gerissen, so daß nun ganz Italien unter französischer Herrschaft stand.

83. Krieg Oesterreichs gegen Frankreich (1809).

Friede zu Schönbrunn 1809.

Unterdessen hatte Oesterreich, das nach so vielen Schlägen des Mißgeschickes und nach so schweren Wunden, die es erhalten, dennoch nicht verzweifelte an der Sache Europas, unausgesetzt gerüstet und auch eine allgemeine Landwehr errichtet, wohl fühlend, daß das stehende Heer allein einen Staat nicht schützen könne. Während die kleineren Staaten willenlos Napoleon's Siegeswagen folgten, während Preußen erdrückt, und Rußland mit dem Welteroberer im Bunde war; da erhob sich noch einmal der hochherzige Kaiser Franz, um allein zu bestehen den Riesenkampf, und das ganze Land war voll aufopfernder Begeisterung. Napoleon's Heere waren gerade jetzt größtentheils in Spanien beschäftigt; um so eifriger aber rüsteten die mit ihm verbündeten Fürsten, besonders die deutschen, gegen Oesterreich. Um dem feindlichen Angriffe zuvorzukommen, brach Erzherzog Karl in Bayern ein, Erzherzog Johann in Italien, Erzherzog Ferdinand in Warschau. Die Welt erstaunte, als sie die furchtbaren Heerscharen des so geschwächten Oesterreich erblickte. Allein die Stunde der Erlösung hatte noch nicht geschlagen. Zwar eroberte der ritterliche Erzherzog Karl im raschen Siegeszuge München, eroberte Regensburg; da aber kam Napoleon selbst mit Sturmesgewalt aus Spanien herbeigeeilt und hemmte größtentheils mit den Truppen der ihm verbündeten deutschen Fürsten den Siegeszug. Kurz, aber blutig

war jetzt die Entscheidung. Fünf Tage hintereinander, vom 19. bis 23. April 1809 wurde schrecklich gekämpft bei Abensberg, bei Landshut, bei Eckmühl, bei Regensburg, und endlich Karl über die Donau nach Böhmen zurückgedrängt. Schon am 13. Mai hielt Napoleon zum zweiten Male als Sieger seinen Einzug in Wien. Sogleich erließ er von hier aus einen Aufruf an die Ungarn, wie früher an die Polen, sich loszureißen von der österreichischen Herrschaft und auf einem Reichstage aus eigener Mitte einen König zu wählen. Aber zu seiner Beschämung verwarf die hochherzige Nation diesen unedelen Antrag und rüstete sich kräftig für Oesterreich. Kurz nach den Franzosen war auf dem anderen Ufer der Donau auch Karl vor Wien angekommen. Napoleon setzte deshalb über den Strom und lieferte ihm bei Aspern im Marchfelde eine zweitägige blutige Schlacht, am 21. und 22. Mai. Hier blieb der Erzherzog Sieger und zeigte so der staunenden Welt, daß Napoleon, der bis jetzt Unbesiegbare, besiegt werden könne. Schrecken durchfuhr das ganze französische Heer. Der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, war gefallen; die Marschälle Massena und Bessières nebst einer großen Menge Generale waren schwer verwundet. Nicht ohne Gefahr zog sich der Geschlagene über die Donau zurück. Nachdem er sich von neuem gerüstet und seine Streitmassen zusammengezogen hatte, ging er kühn denselben Weg wieder über den Strom und erneuerte mit großer Uebermacht am 5. und 6. Juli den Angriff bei Deutsch-Wagram, nicht weit von Aspern. Nach der heldenmüthigsten Gegenwehr wurden endlich die Oesterreicher am zweiten Tage geschlagen. Diese Schlacht entschied den Krieg, indem bald ein Waffenstillstand zu Znaym und dann der Friede auf dem kaiserlichen Schlosse Schönbrunn bei Wien am 14. Oktober 1809 erfolgte. Durch diesen Frieden erlitt Oesterreich den größten Länderverlust während des ganzen Krieges. Es mußte abtreten: Salzburg an Bayern, Westgalizien an das Herzogthum Warschau, einen Theil von Ostgalizien an Rußland, und seine noch übrigen italischen Besitzungen sammt Triest

an Napoleon selbst als König von Italien; im Ganzen 2000 Quadratmeilen mit viertehalb Millionen Menschen. Mit neuen Lorbeern geschmückt kehrte Napoleon zu neuen Huldigungen nach Paris zurück.

Zur dauernden Befestigung seiner Machtfülle fehlte dem Günstlinge des Glückes nur noch die Hand einer Prinzessin aus einem alten regierenden Fürstenhause. Und kühn wie immer warb er jetzt um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der Tochter desjenigen Kaisers, dem er noch so eben fast die Hälfte seines Reiches entrissen hatte. Der edele Kaiser Franz brachte, wenngleich mit schwerem Herzen, der Hoffnung des Friedens auch dieses Opfer. Am 2. April 1810 fand zu Paris mit ungewöhnlichem Gepränge die Vermählung Statt, und am 20. März des folgenden Jahres ward Napoleon's sehnlichster Wunsch erfüllt: ihm wurde ein Sohn geboren, welcher schon in der Wiege den bedeutungsvollen Titel: „König von Rom" führte.

Der Tiroler Aufstand. — Während des obigen Krieges waren auch die Tiroler aufgestanden, um das ihnen aufgebürdete fremde Joch wieder abzuschütteln. Mit treuer Liebe hing dieses biedere Bergvolk am alten, väterlichen Fürstenhause Oesterreich und wollte sich selbst durch den abgeschlossenen Frieden von demselben nicht losreißen lassen. Der biedere Landmann Andreas Hofer, von seinem Wirthshause zu St. Leonard am Sand im Passeyerthale der „Sandwirth" genannt, stellte sich an die Spitze seiner Landesleute und that den Feinden außerordentlichen Abbruch. Endlich aber mußte das Häuflein der Uebermacht erliegen. Hofer flüchtete in's Hochgebirge und verbarg sich in einer Sennhütte. Sein Aufenthalt wurde aber verrathen. Die Feinde umzingelten das Haus, nahmen ihn gefangen und schleppten ihn nach Mantua, wo er am 20. Februar 1810 unter dem allgemeinen Wehklagen seiner mitgefangenen Landesleute erschossen wurde. Er ging dem Tode mit heldenmüthiger Fassung entgegen. Auf dem Richtplatze stellte

er sich vor die zwölf Schützen, die ihn erschießen sollten, wollte sich aber weder die Augen verbinden lassen, noch niederknien: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat," rief er mit fester Stimme, „und stehend will ich meinen Geist aufgeben." Dann drückte er das Kreuz des Heilandes an seine Lippen und kommandirte selbst: „Gebt Feuer!" Wie in Tirol, so erhoben sich auch in Deutschland überall kühne Männer gegen die Fremdherrschaft, als der hessische Oberst Dörnberg, der preußische Husaren-Major von Schill, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig; und wenn auch das kühne Unternehmen dieser Männer unglücklich endete, so lag doch in demselben ein schönes Beispiel der Thatkraft, die das deutsche Volk entwickeln würde, sobald die Stunde seiner Freiheit schlage. Sie waren die lange vorausfliegenden Sturmvögel einer neuen Zeit.

84. Revolution in Schweden (1809).

In demselben Jahre, in welchem der Schönbrunner oder Wiener Frieden geschlossen wurde, brach in Schweden eine neue Revolution aus.

Seit der Ermordung Gustav's III. regierte hier sein Sohn, Gustav IV., der wegen Unberücksichtigung der veränderten Zeit und ihrer Verhältnisse großes Unglück über sich und sein Reich brachte. Als erbitterter Feind Napoleon's schloß er sich der Coalition gegen ihn an und reizte ihn noch insbesondere durch unkluge, leidenschaftliche Herausforderung. Die Folge hiervon war der Verlust Pommerns, welches die Franzosen nach dem Frieden zu Tilsit besetzten. Aber damit endete sein Unglück nicht. Der Kaiser von Rußland, Napoleon's Freund, forderte ihn auf, dem Bündnisse mit England zu entsagen und diesem seine Häfen bis zum allgemeinen Frieden zu schließen. Gustav ließ ihm zurücksagen: bevor hieran gedacht werden könne, müßten alle dänischen Provinzen von französischen Truppen gesäubert sein. Zugleich schickte er dem russischen Kaiser den ihm geschenkten Andreasorden zurück und forderte so, ohne

die geringen Kräfte seines Reiches in Anschlag zu bringen, seinen übermächtigen Nachbar auf das Keckste zum Kriege heraus. In diesem büßte er ganz Finnland an Rußland ein. Dann fing er, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, auch mit dem Könige von Dänemark Krieg an, und die Unzufriedenheit wurde immer größer. Endlich entspann sich gegen ihn eine Verschwörung, und die beiden Generale Klingspor und Adlerkreuz nahmen ihn im März 1809, als er eben mit einem Heere gegen die Empörer ziehen wollte, gefangen. Keiner nahm sich des Unglücklichen an; so allgemein war die Unzufriedenheit über seine unbesonnene Regierungsweise. Er mußte für sich und seine Nachkommen dem Throne entsagen und mit einem Jahrgehalte in's Ausland wandern. Unter dem Namen Oberst Gustavson reisete er seitdem durch alle Staaten Europas umher. In den letzten Jahren hielt er sich in der Schweiz auf und starb 1837 zu St. Gallen. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, bestieg als Karl XIII. den erledigten Thron. Da dieser schon alt und ohne Kinder war, so wählten die Reichstände den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein und, nach dem plötzlichen Tode desselben im Mai 1810, den durch Talent und Charakter gleich ausgezeichneten französischen Marschall Bernadotte, Fürsten von Ponte Corvo, zum Kronprinzen. Dieser trat, nach dem Tode Karl's XIII. im Februar 1818, unter dem Namen Karl Johann die Regierung an. Er führte dieselbe zum Segen des Volkes bis zum 8. März 1844, an welchem ihn der Tod von seiner glorreichen Laufbahn abrief. Ihm folgte dem Rechte der Erbfolge gemäß sein Sohn Oskar. Seit dem Regierungsantritte Karl's XIII. huldigte auch Schweden, wie fast alle übrigen Mächte Europa's, der Handelssperre.

85. Fernere Gewaltstreiche Napoleon's; Vereinigung Hollands ꝛc. mit Frankreich (1810).

Mit desto größerer Erbitterung bemerkte endlich Napoleon, daß sein eigener Bruder Ludwig in Holland seinem Volke

Handelsunternehmungen nachsehe, welche mit der Handelssperre unverträglich waren. Er warnte, drohete, überschwemmte alle Küsten Hollands mit Aufsehern und setzte zuletzt ein bedeutendes Heer gegen Amsterdam in Bewegung. Ludwig, der wohl einsah, daß seine Unterthanen ohne Handel zu Grunde gehen müßten, wollte lieber dem Throne entsagen, als sich länger der Tyrannei seines Bruders fügen; denn er war zu edel, um die Rolle eines Scheinköniges zu spielen, der weder Rechte ausüben, noch Schutz verleihen kann. Darum legte er am 1. Juli 1810 die Regierung zu Gunsten seines ältesten Sohnes unter der Vormundschaft seiner Gemahlin nieder und reisete nach Grätz in Oesterreich, um dort als Privatmann zu leben. Napoleon aber nahm keine Rücksicht auf diese Abtretung. Er ernannte Ludwig's Sohn zum Großherzoge von Berg; Holland selbst aber wurde, weil das Land nur eine „Anschwemmung des Rhein, der Maas und der Schelde, dreier großer Adern des französischen Reiches," sei, diesem zur vollkommenen Abrundung im Juli 1810 einverleibt. In demselben Jahre vereinigte er auch den nordwestlichen Theil von Deutschland, das ganze Großherzogthum Berg, ferner die Hanseestädte, diese ehrwürdigen Ueberreste der sonst so glorreichen deutschen Städte-Freiheit, selbst die Länder des mit Rußland nahe verwandten Herzoges von Oldenburg, mit demselben, so daß die französische Grenze jetzt bis an die Ostsee reichte.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. — Um diese Zeit, während der Jahre 1810 und 1811, stand Napoleon's Macht auf dem höchsten Gipfel. Frankreich, welches früher 83 Departements mit 25 Millionen Menschen hatte, zählte jetzt 130 Departements mit 42 Millionen und erstreckte sich die Küsten des südlichen und westlichen Europas entlang von der Mündung der Elbe bis Triest und Corfu. Dieses ungeheuere Reich beherrschte Napoleon mit unumschränkter Gewalt. Wie ein Abgott ward er von der französischen Nation verehrt. Alles beugte sich vor seinem Willen. Seine Gunst erhob Für-

sten, wie sein Zorn andere vernichtete. Die Macht der übrigen Völker war zertrümmert; fast alle lähmte der Schrecken. Nur Englands Flagge wehte triumphirend auf allen Meeren; und Rußland begann endlich, sich emporzurichten gegen das ihm täglich näher rückende Weltreich.

86. Napoleon's Feldzug gegen Rußland (1812).

Es ward immer sichtbarer, daß Napoleon keine unabhängige Macht in Europa neben sich dulden wollte. Jetzt sollte der Schlag Rußland treffen. Der Kaiser Alexander war lange ein treuer Freund und Anhänger Napoleon's; allein bald mußte er aus mehren Vorgängen schließen, daß Napoleon ihm mit verrätherischer Liebe zugethan sei; daß er ihn zum letzten, aber größten Opfer ausersehen habe. Darum söhnte er sich mit England, der Seele aller Verbindungen gegen Frankreich, aus und zog auch Schweden, dem er in Norwegen einen Ersatz für Finnland versprach, in sein Interesse. Als Napoleon die kriegerischen Vorkehrungen des russischen Kaisers vernahm, rief er voll Zuversicht aus: „Rußland wird von seinem Verhängnisse ergriffen, wohlan, es soll erfüllt werden!" und ließ von den Pyrenäen bis an die Küsten der Ostsee, von dem Niemen bis an das adriatische Meer das ganze Jahr 1811 hindurch unausgesetzt rüsten. Selbst Oesterreich und Preußen mußten Truppen stellen. Vom Frühjahr bis zum Herbste war Alles in Bewegung; nie sah Europa größere und schönere Heere vorüberziehen; der Zug glich einer Völkerwanderung. Ueber 500,000 Mann Franzosen, Deutsche, Italiener, Polen, selbst Spanier und Portugiesen, traten den Zug an und rückten im Juni 1812 über den Grenzfluß Niemen. Der Untergang Rußlands schien um so gewisser und näher, da es gerade mit den Türken in einen Krieg verwickelt war. Aber unter Englands Vermittelung schloß Alexander mit den Türken einen Frieden, in welchem der Pruth die Grenze seines Reiches wurde, und wendete nun seine ganze Macht gegen den neuen

Feind, mit der feierlichen Versicherung, den Krieg nicht zu enden, so lange ein feindlicher Streiter auf Rußlands Boden stehe. Napoleon hatte eine Abtheilung seines Heeres unter Oudinot und Macdonald auf die Straße nach Petersburg gegen den russischen Fürsten Wittgenstein geschickt; mit der Hauptmacht ging er selbst gerade auf Moskau, die alte Czarenstadt los. Die russischen Anführer Barclay de Tolly und Bagration zogen sich kämpfend vor ihm zurück. Nach zweitägigem mörderischem Kampfe bei Smolensk, am 17. und 18. August, erstürmten die Franzosen diese Stadt, nachdem sie größtentheils eine Brandstätte geworden war. Jetzt übernahm der alte Kutusow, der eben siegreich aus dem Türkenkriege zurückgekehrt war, den Oberbefehl über das russische Heer. Auch er zog sich zurück und brannte hinter sich alle Städte und Dörfer nieder, um dem Feinde nur eine Wüste zurückzulassen. An der Moskwa, fünfzehn Meilen von der alten Hauptstadt, machte er endlich Halt. Die Ehre des Reiches schien eine Schlacht zu fordern zu ihrer Rettung. Da rief Napoleon frohlockend: „Soldaten, hier ist die Schlacht, die Ihr ersehnt habet. Sie ist nothwendig, denn sie bringt uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und sichere Rückkehr nach Frankreich. Benehmt Euch so, daß die Nachwelt von Jedem unter Euch sagen kann: „Auch er war in der großen Schlacht unter den Mauern Moskaus!“ Zugleich ließ er das Bildniß seines Sohnes an der Außenseite seines Zeltes aufhängen, und Offiziere und Soldaten eilten begeistert herbei, die Gestalt ihres künftigen Herrschers zu betrachten.

Ein anderes Schauspiel bot sich im russischen Lager dar. Die griechische Geistlichkeit erschien in ihren priesterlichen Gewändern und zog in feierlicher Prozession durch das Lager. Die Bilder der gefeiertsten Heiligen wurden dem verehrenden Blicke der Truppen vorübergetragen. „Erde und Himmel,“ sprachen die Priester, „sind durch die Fremdlinge verletzt und zur Rache aufgefordert, und der Tapfere in der Schlacht wird

sich unfehlbar die Seligkeit erringen." Die Russen antworteten mit einem begeisterten Hurrah!

Schlacht an der Moskwa (1812). — Am 7. September wurde die große Schlacht an der Moskwa, bei dem Dorfe Borodino, geliefert. An fünf und zwanzigtausend Menschen auf jeder Seite bluteten an diesem Schreckenstage. Vom frühen Morgen bis in die Nacht wurde mit beispielloser Erbitterung gestritten. Ganze Haufen russischer Bauern schlossen sich mit der Festigkeit alter Soldaten an, machten das Zeichen des heiligen Kreuzes und stürzten mit dem Rufe: „Gott sei uns gnädig!" in das dichteste Handgemenge. Endlich trat Kutusow den Rückzug an und wollte lieber Moskau preisgeben, als eine neue Schlacht liefern: „Moskau sei ja nicht das Vaterland." Mit niedergeschlagenen Blicken, zusammengerollten Fahnen und ohne Trommelschlag zogen die russischen Truppen durch die stille Hauptstadt. Der größte Theil der noch übrigen Bevölkerung schloß sich mit dem Befehlshaber der Stadt, Grafen Rostopschin, dem düsteren Zuge an.

Am 14. September erblickten die Franzosen von der Höhe eines Berges die ehrwürdige Stadt, und der Freuderuf: „Moskau! Moskau!" durchlief die Reihen. Moskau erschien so glänzend und gebietend wie sonst. Die Thürme seiner dreihundert Kirchen und deren goldene Kuppeln funkelten im Scheine der Sonne; seine zauberischen Paläste ruheten in Baumpflanzungen und Gärten, und majestätisch stieg der Kreml, die Burg der Czaren, mitten aus diesem Walde von Gebäuden und Pflanzungen empor. „Da ist denn endlich die berühmte Stadt!" rief Napoleon voll Entzücken und setzte seine Heeresmassen in Bewegung.

Moskaus Brand. — Am 15. September langte er vor den Thoren an; — sie standen offen! Erstaunt harrte er mit seinen Marschällen, ob nicht die Behörden zu einem feierlichen

Empfange, ob nicht eine schaulustige Volksmenge herauskommen würde; — Niemand erschien! Eine schauerliche Grabesstille lag über der ganzen, ungeheuren Stadt. Endlich, nachdem er zwei Stunden vergebens gewartet hatte, zog er ein. Alle Straßen waren öde, alle Thüren verrammt, alle Fenster durch Läden dicht geschlossen, alle Gewölbe, alle Buden gesperrt, verriegelt. Ein unheimliches Grauen überfiel die Soldaten. Schon in der folgenden Nacht stiegen an mehren Stellen der Stadt lichte Flammen auf. Alle Löschwerke hatte Rostopschin fortgeführt, überall brennbare Stoffe vertheilt und die Gefangenen zu diesem Zwecke losgelassen. Anfangs achteten die Franzosen dieses Brandes wenig, manche schürten noch die Gluth in zerstörendem Unwillen. Am 16. September aber erhob sich ein wüthender Sturm, und an hundert und hundert Stellen schlug die Flamme prasselnd himmelan, so daß innerhalb weniger Stunden ganz Moskau einem unabsehbaren wogenden Feuermeere glich. Fürchterlich war das Getöse und Gedränge der Menschen und Thiere, das Wuthgeschrei der Sieger, die Angst der Fliehenden, das Geächze der Sterbenden; während in den prasselnden Flammen die Dachgiebel krachend zusammenstürzten, und das Blei von den Thürmen zischend herunterfloß. Selbst nach dem Kreml, in welchem sich der Kaiser befand, wälzte sich die vom Sturme getragene Flamme. Da rief er vor Entsetzen aus: „Das sind wahre Scythen!" und floh nicht ohne Gefahr nach einem benachbarten kaiserlichen Lustschlosse. Als endlich die Flammen ausgetobt hatten, gebot er, seine Heerscharen zur Plünderung loszulassen, die Garden zuerst, dann seine übrigen Truppen; die Nachlese sollte den Hülfsvölkern bleiben. Vierzehn Tage hintereinander wurde geplündert, und außerordentliche Schätze, besonders in den Kellern, gefunden. — So lag nun die unermeßliche Stadt, in welcher der Sieger während des Winters in vollem Ueberflusse auszuruhen gedachte, um mit wohlgenährten Truppen im Anfange des Frühlings weiter vorzudringen, größtentheils in Schutt und Asche.

Kläglicher Rückzug der Franzosen. — Moskaus Brand war gleichsam die Morgenröthe der wiederkehrenden Freiheit Europas. Während die Sieger Gold, Silber und andere Kostbarkeiten in Fülle hatten, fehlte es ihnen bald am Nöthigsten, an Brod, und Napoleon sah sich genöthigt, jetzt selbst dem Besiegten den Frieden anzubieten. Der Kaiser Alexander hielt den Feind listig hin, verwarf dann endlich alle Anträge, mit den Worten: „Erst jetzt werde der Krieg für die Russen eigentlich beginnen!“ Durch die äußerste Noth gezwungen, trat Napoleon am 18. Oktober den Rückzug an und zwar auf demselben Wege, den er gekommen war. Aber welch ein Rückzug! Kein Beispiel gleicher Gräßlichkeit hat die Geschichte aufzuweisen. Der Himmel selbst schien mit den Russen in einen Bund getreten zu sein; denn ein ungewöhnlich früher und strenger Winter trat ein und überraschte die Feinde auf ihrem kläglichen Rückzuge. Menschen und Pferde sanken vor Kälte und Hunger erschöpft dahin, und wie mit einem Leichentuche bedeckte der Schnee die gefallenen Opfer. Der Weg durch die unwirthbare Wüste war bald mit todten Menschen und Pferden, mit Trümmern von Geschütz und Gepäck bedeckt. Jeder Tag lieferte Tausende von Gefangenen in die Hände der nachsetzenden Russen; Tausende von Nachzüglern fielen unter den Lanzen der Kosaken, unter den Keulen der ergrimmten Bauern. Am gräßlichsten war das Unglück an der Beresina, über welche Napoleon eine Brücke hatte schlagen lassen. Kaum war die Hälfte hinübergerückt, als plötzlich das furchtbare Hurrahgeschrei der Kosaken und das Donnern der russischen Kanonen gehört wurde. Und auf einmal stürzte sich der ganze Haufen der Franzosen, Menschen, Pferde, Wagen und Kanonen in rath- und thatloser Flucht durch- und übereinander auf die Brücke. Jeder wollte der Erste sein; hier galt kein Befehl, kein Rang mehr; Jeder kämpfte um sein Leben. Viele wurden in dem Gedränge erdrückt, viele von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, viele von der Brücke hinunter in den Strom gestürzt. In diese wilde Menschenfluth hinein donnerten die

Kanonen der Russen und richteten eine entsetzliche Verwüstung an. Zuletzt brach die Brücke ein; Tausende fanden ihren Tod in den Fluthen, und Alle, welche noch am jenseitigen Ufer standen, waren abgeschnitten und gefangen. Ueber 30,000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Uebergange am 27. November. Napoleon selbst, einsehend die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, verließ am 5. Dezember das Heer. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland fliehend, in einem Kahne in seinem Asien wieder anlangte, so durchjagte jetzt Napoleon in einem Schlitten, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands, nach Wilna, und von da über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, um schnell die Bildung eines neuen Heeres zu veranstalten. Den Oberbefehl über die zurückgebliebenen Trümmer überließ er dem Könige von Neapel. Seitdem wich alle Zucht und Ordnung, und das Elend der Franzosen überstieg jedes Maß. Soldaten von allen Regimentern liefen wild durcheinander. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde, vielen fehlte es sogar an Schuhen, und sie umwickelten kläglich die Füße mit abgerissenem Tuche. Dazu wüthete der Hunger so entsetzlich, daß selbst Pferde mit Gier verzehrt wurden. Wie Todesgestalten wanderten die Soldaten über die Schnee- und Eisfelder dahin. Ganze Wolken von Kosaken zogen hinter ihnen her. Nirgends Ruhe! Nirgends Rast! Kaum hatten die Müden ein Feuer angemacht und sich um dasselbe gelagert; augenblicklich stöberte sie wieder das Hurrah der Kosaken auf. Der bloße Ruf „Kosaken!“ setzte ganze Haufen in schnellen Trab; wen die Kraft zum Fliehen verließ, vergebens streckte der die Hand flehend nach den keuchend Vorübereilenden aus. Betäubt vor Kälte wanderten viele wie Wahnsinnige mitten in das Feuer. Die Russen fanden oft des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer schauerliche Todtenversammlungen. So endete das große, in so stolzen Hoffnungen hinaufgezogene Heer, und nur wenige sahen ihre Heimath wieder. Moskau war der Scheiterhaufen der Macht und Größe Napoleon's. Jene sechs verhängnißvollen

Monate hatten über 300,000 Menschen und 150,000 Pferde gekostet. Im Jahre 1813 verbrannte man noch in Rußland 200,000 erstarrte Leichen.

87. Vierte Coalition gegen Frankreich.

Die Freiheitskriege von 1813, 14 und 15.

Das Jahr 1813.

Das niedergebeugte Europa sah in jenem grausigen Untergange das Strafgericht Gottes selbst und erhob sich in kühner Begeisterung für die Wiedereroberung seiner Freiheit. Preußen, als das nächste in der Reihe, ging mit seinem Beispiele voran. Der König schloß mit den Russen Friede und Freundschaft und rief, von Breslau aus, am 17. März 1813 sein Volk zu den Waffen auf. Und freudig drängten sich Knaben und Jünglinge, Männer und Greise, Reiche und Arme, das ganze Volk ohne Unterschied des Ranges und Standes, zum harten Dienste des Krieges. Das ganze Land erscholl vom Geräusche der Waffen. Von Weib und Kind schied Jeder männlich entschlossen, Alles für Alles zu wagen, und die Alten, welche nicht mitziehen konnten, waffneten und segneten ihre Söhne. Frauen und Mädchen, selbst Kinder legten Geld und Gut oder die Arbeit ihrer Hände auf den Altar des Vaterlandes; das ganze Volk wetteiferte in Darbringung freiwilliger Gaben und Opfer.

Schon die ersten Gefechte zeigten, daß ein ganz neuer Geist das preußische Heer beseelte; die Franzosen wurden geschlagen und über die Elbe zurückgeworfen. Dann aber erschien Napoleon selbst mit einem neuen Heere aus Frankreich. Mit seiner unermüdlichen Thätigkeit hatte er hier ungesäumt Alles in Bewegung gesetzt, seinen Verlust durch neue Truppenaushebungen zu ersetzen und die kriegerische Nation zu neuen Opfern anzufeuern. Kühn traten ihm die Preußen, von einer russischen Abtheilung unterstützt, bei Lützen, unfern von Groß-

görschen, auf dem Schlachtfelde Gustav Adolf's und des großen Friedrich, am 2. Mai 1813 entgegen, und von beiden Seiten wurde mit der äußersten Erbitterung gefochten. Endlich mußten die Verbündeten der Uebermacht weichen, und sie zogen sich langsam und in der besten Ordnung zurück. Auch in einer zweiten Schlacht, am 20. und 21. Mai bei Bautzen unweit Wurschen, blieb Napoleon Sieger und nöthigte die Verbündeten zum Rückzuge nach Schlesien. Doch durfte sich Napoleon des Sieges nicht rühmen; denn seine Hoffnungen auf entscheidende Vortheile und glänzende Erfolge waren vereitelt. Nur das Schlachtfeld hatte er durch seine Uebermacht den Gegnern entrissen, nicht den Muth und das Selbstvertrauen; und das Heer, welches er zu vernichten gedachte, war in seiner kräftigen Haltung nicht erschüttert. Darum schloß er am 4. Juni einen Waffenstillstand ab, der bis zum 17. August dauerte. Während dieser Zeit war ein Friedenscongreß zu Prag unter Oesterreichs Vermittelung eröffnet. Mit ängstlicher Spannung waren die Blicke aller auf Prag gerichtet, wo das Schicksal der Völker von den Säulen des Herkules bis zum Nordcap, vom irischen Meere bis zum Ural entschieden werden sollte. Allein die Unterhandlungen führten nicht zu dem erwünschten Ziele. Wiederum sollte das Schwert über Europas Zukunft entscheiden. Da erklärte auch der hochherzige Kaiser Franz seinem eigenen Schwiegersohne den Krieg, um in Verbindung mit den anderen Mächten die Leiden Europas zu endigen. Sein Feldherr, der Fürst Karl von Schwarzenberg, wurde Oberanführer des Bundesheeres. Unter ihm stand eine Heeresabtheilung mit General Blücher an der Spitze; eine andere die Nordarmee, unter dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden. Auf Rußlands Einladung kam selbst der verbannte Moreau aus Amerika herüber, um seinen Reichthum an militärischen Kenntnissen in das Lager der Verbündeten zu bringen.

Am 17. August erneuerte sich der Kampf, und nun folgte eine beispiellose Reihe von großen Schlachten. Napoleon stand

in Sachsen. Der Mittelpunkt seiner Stellung war Dresden, wie einst im siebenjährigen Kriege für Friedrich den Großen. Von da gedachte er sich auf Berlin, Breslau oder Prag zu stürzen, sobald ihm seine Gegner eine Blöße geben würden, und hierauf rechnete er sicher. Zuerst schickte er seinen Marschall Oudinot auf die Straße nach Berlin vor, um die Hauptstadt in raschen Zügen fortzunehmen. Schon war er bis Großbeeren, drei Stunden von Berlin, vorgedrungen; da griff ihn (23. August) die Nordarmee an und schlug ihn völlig in die Flucht. Gleich hierauf, am 26., schlug der alte Blücher in Schlesien los. Hier ließ er ein französisches Heer unter dem Marschall Macdonald ruhig über die Katzbach setzen. Und nun, als er genug Feinde herüber gelockt hatte, da hieß es „Vorwärts! Vorwärts!" und unter dem heftigsten Sturme und Regen stürzten die Preußen bei Wahlstadt, dort wo 1241 die blutige Mongolenschlacht geschlagen wurde, mit umgewandten Gewehren mitten in den Feind und vernichteten ihn fast gänzlich. Eine große Menge wurde jählings in den angeschwollenen Strom getrieben. Seit diesem glorreichen Tage nannten die Soldaten ihren Blücher den General Vorwärts, und der König erhob ihn später zum Fürsten von Wahlstadt. — Nur das böhmische Heer, gegen welches Napoleon selbst befehligte, erlitt an diesem und dem folgenden Tage eine große Niederlage bei Dresden. Diese Niederlage wurde noch schmerzlicher durch den Tod des braven Moreau, welchem, als er eben an der Seite des Kaisers Alexander hielt, durch eine Kanonenkugel beide Beine fortgerissen wurden. Man brachte ihn nach dem Städtchen Laun in Böhmen, wo er wenige Tage nachher starb. In wilder Hast verfolgte Vandamme den abziehenden Feind bis jenseit der böhmischen Grenze; aber bei Kulm und Nollendorf, unweit Töplitz in Böhmen, wurde er selbst am 30. August geschlagen und gefangen. Napoleon stand noch immer mit dem Hauptheere in Dresden und wandte sich von hier aus bald nach dieser, bald nach jener Seite, ringsumher alles zerschmetternd, was sich ihm nahete. Noch einmal wollte er einen

Angriff auf Berlin versuchen, und ließ Ney*), den kühnsten seiner Marschälle, dahin aufbrechen; aber die Preußen unter Bülow und Tauenzien griffen ihn am 6. September bei Dennewitz, unweit Jütterbogk, an und brachten ihm eine große Niederlage bei.

Jetzt zogen sich die verbündeten Heere immer enger zusammen und suchten Napoleon in den Rücken zu kommen, um ihn von Frankreich abzuschneiden. Das merkte er und zog sich nach Leipzig zurück. Die Verbündeten folgten ihm, und die großen Tage der Entscheidung naheten heran. Der Fürst von Schwarzenberg erließ jetzt einen Aufruf an das Bundesheer, mit den Worten: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet Euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. — Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Unabhängigkeit Eurer Söhne, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf, bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!

Völkerschlacht bei Leipzig (1813). — Ein Reitertreffen bei Libertwolkwitz am 14. Oktober zwischen den Truppen des Königs von Neapel und einem Theile des Schwarzenbergschen Heeres war gleichsam das Vorspiel zu dem großen Trauerspiele, welches vier Tage hindurch um und in Leipzig aufgeführt werden sollte. Am 16. begann der Riesenkampf. Mehr als 300,000 Mann Verbündete standen gegen 200,000 Mann Franzosen, und seit 8 Uhr des Morgens donnerten über 1000 Kanonen gegeneinander, so daß die Erde bebte, und viele Fenster in Leipzig zersprangen. Der Kampf schwankte unentschieden; Dörfer wurden genommen und verloren. Am blutigsten

*) Dieser war der Sohn eines Böttchers zu Saarlouis.

war der Kampf bei den Höhen von Wachau, wo Napoleon selbst hielt, und bei den vorliegenden Dörfern Güldengossa und Auenhain. Alle Anstrengungen der Verbündeten scheiterten hier an dem Ungestüme der Franzosen und Polen. Napoleon selbst sprengte wiederholt mitten im Feuer aufmunternd an die einzelnen Generale heran, und den neuen Marschall, Fürsten Poniatowski, welchen er mit seinen Polen im heftigsten Gedränge fand, spornte er mit dem Rufe: „Vorwärts, König von Polen!“ Um 3 Uhr Nachmittags hatten die Franzosen solche Fortschritte gemacht, daß Napoleon schon Boten mit der Siegesnachricht nach Leipzig schickte und alle Glocken läuten ließ. Wie ein Grabgeläute ertönten diese in die Herzen der bekümmerten Einwohner. Jedoch nahmen die Oesterreicher und Russen bald ihre alte Stellung wieder ein, während Blücher bei Möckern bedeutende Vortheile über den Marschall Marmont gewann und ihn bis Leipzig drängte. Am 17. (Sonntag) war meist Waffenruhe, und Napoleon ließ durch den österreichischen General Merveld, welcher am Tage zuvor gefangen genommen war, den Verbündeten Waffenstillstand anbieten. Dieser aber wurde abgeschlagen, und am 18. des Morgens früh erneuerte sich der schreckliche Kampf. Inzwischen war auch der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee, und Benningsen mit der Reserve zu den Verbündeten gestoßen. Die Blüthe der streitbarsten europäischen Völker war auf dem Kampfplatze; alle wetteiferten mit einander an Tapferkeit. Während der Schlacht gingen die Sachsen zu den Verbündeten über. Napoleon mit all' seiner Kunst und Kühnheit erlag endlich der Begeisterung und Uebermacht seiner Feinde. Der Abend des ewig denkwürdigen 18. Oktobers begrüßte die Verbündeten als Sieger. Napoleon eilte nach Leipzig und ordnete während der Nacht den Rückzug seines geschlagenen Heeres. Die Flammen von zehn Dörfern beleuchteten schauerlich das Leichenfeld, auf welchem der Tod eine so grauenvolle Ernte gehalten hatte. Am 19. früh kam es zum Sturme auf Leipzig von drei Seiten. Alles hier schon seit Tagen voll von Verwundeten und Todten.

Man hatte Schleusen öffnen müssen, um das Blut ablaufen zu lassen. Macdonald und Poniatowski sollten die Stadt bis auf den letzten Augenblick vertheidigen und dann die Nachhut des Rückzuges decken. Nach 10 Uhr verließ Napoleon selbst, nachdem er vom Könige von Sachsen Abschied genommen hatte, die Stadt, und bald nachher flog die unterminirte und mit Pulver gefüllte steinerne Brücke über der Elster in die Luft. Da erneuerte sich der Schreckenstag an der Beresina. Es war kein Ausweg mehr; viele ertranken beim Durchsetzen durch die Elster, unter ihnen der tapfere Fürst Poniatowski; fast alle übrigen waren abgeschnitten und gefangen. An 80,000 Mann war der Verlust Napoleon's in der schrecklichen viertägigen Völkerschlacht; gegen 50,000 hatten die Verbündeten eingebüßt. Als die verbündeten Monarchen am Nachmittage in Leipzig eingezogen, fanden sie daselbst den König von Sachsen, der sich leider nicht zeitig genug von Napoleon hatte lossagen können. Der Kaiser von Rußland erklärte ihn zu seinem Gefangenen. Am 23. Oktober wurde er mit seiner Gemahlin und Tochter nach Berlin abgeführt.

Mit den Trümmern seines Heeres eilte Napoleon, vom Feinde unablässig gedrängt, dem Rheine zu. Unterdessen hatte sich schnell ein bayerisch-österreichisches Heer unter dem Marschall Wrede bei Hanau in seinem Rücken aufgestellt, um dem Geschlagenen die Rückkehr nach Frankreich völlig abzuschneiden. Aber mit Löwengrimm und Löwenstärke warf sich Napoleon auf die Feinde, zerschmetterte in einem dreitägigen wüthenden Kampfe, am 29., 30. und 31. Oktober, ihre Gewalthaufen und bahnte sich seinen blutigen Weg über den Rhein. Seitdem betrat er den deutschen Boden nicht wieder.

Die nächste Folge der Leipziger Schlacht war die völlige Auflösung des Rheinbundes und der Beitritt der deutschen Fürsten zum Bunde gegen Frankreich. Das Königreich Westfalen verschwand mit seinem Könige; der preußische General Bülow befreiete im raschen Siegeszuge Westfalen und Holland;

auch aus der Schweiz wurden die Franzosen schnell vertrieben, und überall erhoben sich begeistert die Völker und traten freudig in den Kampf ein für die Freiheit und Unabhängigkeit.

Um dieselbe Zeit war auch die pyrenäische Halbinsel frei geworden. Den entrüsteten Portugiesen und Spaniern, von den Engländern unter Wellington unterstützt, war es nach unendlichen Anstrengungen und Aufopferungen gelungen, die Feinde aus ihrem Lande zu vertreiben. Der glorreiche Sieg bei Vittoria im nördlichen Spanien, am 21. Juni 1831, endigte hier die Fremdherrschaft, und siegreich rückten auch von dieser Seite die Verbündeten über die Pyrenäen in Frankreich ein. — Gleich siegreich durchzog ein österreichisches Heer Italien und nahm fast alle durch den Schönbrunner Frieden verlorenen Länder wieder in Besitz. Die kleineren Reiche, die Napoleon hier im Sonnenglanze seines Glückes gestiftet hatte, lösten sich wieder auf, das eine früher, das andere später. Selbst Murat, oder — wie er als König von Neapel hieß, — Joachim I. verließ ebenfalls seinen vom Glücke verlassenen Schwager und schloß sich, um seinen eigenen Thron sich zu erhalten, durch einen besonderen Vertrag an Oesterreich. Nur der Vicekönig von Italien, Eugen, leistete noch kurzen Widerstand.

Das Jahr 1814.

88. Einnahme von Paris. — Absetzung Napoleon's. — Friede zu Paris. — Eröffnung des Congresses zu Wien.

So glorreich war das unvergeßliche Jahr 1813. Und was den Ruhm desselben krönte, noch in den letzten Tagen desselben überschritten die Verbündeten in der ganzen Weite von Holland bis Basel den Rhein, um jetzt den früheren Machtgebieter in seinem eigenen Lande heimzusuchen. Vergebens hatten die drei verbündeten Monarchen noch von Frankfurt a. M. aus höchst günstige Friedensbedingungen dem Geschlagenen angeboten, um fernerem Blutvergießen Einhalt zu thun; er aber

hatte dieſe ſtolz zurückgewieſen. „Vor einem Jahre,“ ſprach er finſter, „zog ganz Europa mit uns, jetzt gegen uns; in drei Monaten will ich einen ehrenvollen Frieden erſtritten haben, oder untergehen.“ Das Letztere ging in Erfüllung. Wohl hatten die Verbündeten auch in Frankreich noch viele Kämpfe zu beſtehen. Ihre Heere waren wegen Schwierigkeit der Verpflegung zu getrennt, der Anzug gegen Paris zu raſch. Mitten zwiſchen ſeinen Gegnern lauernd ſtürzte Napoleon bald auf den einen, bald auf den andern los und drängte ihn zurück. Blücher ſiegte zwar bei Brienne, ward aber bei Montmirail und Montereau umgangen und geſchlagen. Im Februar 1814 mußten alle Heere der Verbündeten den Rückzug antreten. Bald aber zogen ſie ſich enger zuſammen und ſchritten kräftig wieder vor. Umſonſt ſuchte Napoleon ſie bei Laon am 9. und 10. März zum Weichen zu bringen. Da wagte er einen verzweifelten Verſuch. Um die Verbündeten aus der Nähe von Paris wegzulocken, brach er ſchnell nach dem Rheine auf. Dort, in ihrem Rücken, gedachte er durch einen Aufſtand des Volkes in Maſſe und in Verbindung mit den Truppen der Feſtungen, ſie gänzlich zu verderben. Aber ſein Verſuch ſcheiterte. Sie ließen ihn ruhig ziehen und nur durch ein kleines nachgeſchicktes Heer beobachten, während ihr Hauptheer raſch auf Paris losging. Am Abende des 29. März erſchien es vor den Thoren von Paris. Hier, beſonders auf den Höhen von Montmartre, hatte es noch einen heißen Kampf zu beſtehen. Endlich ergab ſich Paris, und am 31. März 1814 gegen Mittag zogen die hohen Monarchen, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, in ihrer Mitte Fürſt Schwarzenberg (Kaiſer Franz war zu Nanci geblieben), im glänzenden Gefolge von Prinzen und Generalen an der Spitze ihrer ſiegreichen Heere triumphirend in die ſtolze Hauptſtadt ein, die ſeit Jahrhunderten keinen Feind innerhalb ihrer Mauern geſehen hatte. Noch am Tage des Einzuges verkündete Alexander in ſeinem und ſeiner Verbündeten Namen, daß ſie weder mit Napoleon noch mit einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln würden. Am 2. April erklärte

deshalb der Senat Napoleon für abgesetzt. Dieser befand sich eben in Fontainebleau, etwa zwölf Stunden südlich von Paris, als ihm die Nachricht seiner Absetzung überbracht wurde. Nach kurzem Aufbrausen gegen den Senat und die Stadt Paris und nach vergeblichen Versuchen, seinem Sohne die Krone zu verschaffen, ergab er sich in den Willen der Sieger und verzichtete am 11. April auf Frankreich und Italien. Doch erhielt er, mit Beibehaltung seiner Würde, die kleine Insel Elba im mittelländischen Meere, nebst einem Jahrgehalt von zwei Millionen Francs. Die Kaiserin Maria Louise und ihr Sohn bekamen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Am 20. April wurde Napoleon nach Elba abgeführt; und am 4. Mai, am Tage seiner Landung, hielt Ludwig XVIII., der sich seit 1807 in England aufgehalten hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris, um den Thron in Besitz zu nehmen, von welchem sein Bruder vor zwanzig Jahren auf's Blutgerüst gestiegen war. Mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai den ersten Pariser Frieden, in welchem Frankreich die Ausdehnung behielt, die es 1792 hatte. Es brauchte weder Kriegeskosten zu zahlen noch die aus allen Ländern geraubten Kunstschätze wieder herauszugeben. Durch einen so beispiellosen Beweis von Mäßigung und Großmuth hofften die Verbündeten den Frieden für Europa dauernd zu erhalten. Wenige Tage nach dem Abschlusse desselben verließen sie deshalb auch Paris.

Während der langen Fremdherrschaft aber waren der Besitzstand und die übrigen Verhältnisse der europäischen Staaten so sehr verändert worden, daß schon zu Paris die Monarchen mit einander verabredeten, auf einem Congresse ihre Angelegenheiten gemeinschaftlich gegen einander auszugleichen und Europa auf einer neuen Grundfeste zu erbauen. Oesterreich hatte der Coalition so wesentliche Hülfe geleistet, der Kaiser Franz so große Familienopfer gebracht, indem er selbst den Sohn der Maria Louise preisgegeben, daß Europa, um ihm seine Huldigung darzubringen, Wien zum Versammlungsorte des Congresses

bestimmte. Am 1. November 1814 wurde der Wiener Congreß eröffnet. Dieser war wegen der Anwesenheit der vielen europäischen Monarchen, Fürsten und Gesandten einer der glänzendsten, die je gehalten worden sind. Erwartungsvoll waren die Blicke aller Völker nach Wien gerichtet.

Das Jahr 1815.

89. Rückkehr Napoleon's nach Frankreich. — Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. — Zweiter Einzug der Verbündeten in Paris. — Zweiter Pariser Friede. — Der heilige Bund.

Rückkehr Napoleon's von Elba. — Während sie nun hier unterhandelten, und eben wegen des künftigen Schicksales von Polen und Sachsen eine bedeutende Spannung eingetreten war; da kam plötzlich die Schreckenspost herüber: Napoleon habe am 26. Februar (1815) sein Elba verlassen und sei wieder in Frankreich gelandet. So war es auch! Der corsische Löwe war nach kurzer Ruhe aus seinem Felsenlager von Elba, in welches er sich zehn Monate lang lauernd gelegt hatte, zu neuen blutigen Angriffen plötzlich wieder aufgebrochen. Ihm war die Spannung auf dem Wiener Congresse und die Unzufriedenheit der Franzosen mit der neuen Regierung der Bourbons nicht unbekannt geblieben; und vertrauend auf die frühere Anhänglichkeit der Soldaten ging er mit 1100 Mann Garde, größtentheils Polen, unter Segel und landete am 1. März bei Cannes in der Provence. Mit Jubel wurde er empfangen, von allen Seiten strömte man ihm entgegen, mit jedem Tage wuchs seine Anzahl. Als er sich Grenoble näherte, rückte die Besatzung gegen ihn aus und schien unentschlossen. Napoleon ließ sein Häuflein Halt machen, ging allein voran und bot die Brust den Geschossen dar, indem er rief: „Wer seinen Kaiser tödten will, mag es jetzt thun!" Und augenblicklich senkten die Soldaten wie begeistert ihre Waffen und drängten sich unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" um den Feldherrn, der sie so oft zum Siege geführt hatte. Vergebens

ſtellte der Herzog von Angoulême in den ſüdlichen Provinzen ſich ſelbſt an die Spitze eines Heerhaufens. Auch dieſer ging zu ihm über; der Herzog ſelbſt wurde gefangen, jedoch von Napoleon wieder entlaſſen. Unter dem Jubel der Einwohner hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Lyon und ließ von hier aus in ſtolzer Zuverſicht öffentlich verkünden: „Der Sieg werde im Sturmſchritt herbeieilen, und der franzöſiſche Adler mit den Nationalfarben von Thurm zu Thurm fliegen, bis er ſich auf Notre Dame in Paris niederlaſſe.“ — Der König erſchrak! Er erklärte ihn für vogelfrei und ſchickte immer neue Regimenter ab, ihn zu vernichten; aber ſo wie ſie ankamen, gingen ſie jubelnd zu ihm über, ſelbſt der Marſchall Ney, ungeachtet dieſer bei ſeinem Abſchiede der beſtürzten königlichen Familie die Verſicherung gegeben hatte: „Er werde Napoleon wie ein wildes Thier in einem eiſernen Käfige nach Paris bringen!“ Sein Weg nach Paris war ein ununterbrochener Triumphzug. In der Nacht vom 19. auf den 20. März floh Ludwig eiligſt aus Paris, und am nächſten Morgen zog der Geächtete an der Spitze derer, die ihn vernichten ſollten, triumphirend in die jubelnde Hauptſtadt ein. Ganz Europa war voll Erſtaunen über eine Begebenheit, die in der Geſchichte nicht ihres Gleichen hat.

Dieſe neue Gefahr brachte plötzlich allen Zwiſt auf dem Congreſſe zum Stillſtande. Sogleich ſprachen alle Monarchen einſtimmig die Acht über den Friedensſtörer aus und vereinigten ſich zu den kräftigſten Maßregeln gegen ihn. Mit nie geſehenem Eifer eilten aus allen Gegenden Deutſchlands die Truppen dem Rheine zu; die Engländer ſetzten nach Holland über; ſelbſt die ſchon heimkehrenden Ruſſen wurden wieder zurückgerufen. Aber früher noch als hier brach eben ſo unerwartet der Krieg in Italien aus.

Murat's Sturz. — Der König von Neapel mochte wohl für ſeinen Thron fürchten, ſeit derjenige gefallen war, der ihm denſelben geſchenkt hatte. Kaum hatte er Kunde bekommen

von der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich, als er sich vorschnell für ihn erklärte und, ohne dessen Plan abzuwarten, aufstand und losschlug. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als der Regierung der vielen einzelnen Fürsten in Italien ein Ende zu machen und diese Halbinsel zu einem ungetheilten kräftigen Königreiche für sich zu erheben. Aber schmachvoll endete dieser Plan. Ein österreichisches Heer unter Frimont und Bianchi eilte herbei und trieb schnell die Neapolitaner vom Po zurück, bis wohin sie bereits gedrungen waren. Fast täglich fielen kleine Gefechte vor, überall wichen die Neapolitaner, endlich löfete sich das ganze Heer auf. Innerhalb sechs Wochen war der Krieg beendigt. Murat rettete sich am Bord eines Kauffahrteischiffes nach Frankreich, ward aber von Napoleon ungnädig aufgenommen, wie er es verdient hatte. Der frühere König Ferdinand IV. kehrte jetzt, nach zehnjähriger Entfernung, aus Sicilien auf den Thron seiner Väter zurück. Später machte Murat von Corsica aus noch einen verzweifelten Versuch, mittelst Anstiftung eines Aufstandes in Unteritalien sich wieder auf seinen Thron zu schwingen; aber auch dieser Versuch scheiterte. Er wurde mit der geringen Schar seiner Anhänger leicht überwältigt und büßte sein Unternehmen mit dem Tode. Am 13. Oktober 1815 wurde Joachim Murat, der durch Kriegesmuth und Glück vom Sohne eines Gastwirthes zum Könige des schönsten Landes emporgestiegen war, zu Pizzo kriegesrechtlich erschossen.

Unterdessen waren die verbündeten Mächte schnell dem Kriegesschauplatze entgegen gerückt. Blücher stand mit einem preußischen, Wellington mit einem aus Engländern, Holländern, Braunschweigern und Hannoveranern zusammengesetzten Heere in den Niederlanden. Es schien, als wollten sie nicht eher angreifen, als bis die ganze Macht aller Verbündeten sich gesammelt habe. Aber Napoleon kam ihnen zuvor und ließ seinen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit zusammengebrachten Heerhaufen rasch gegen Blücher und Wel-

lington anrücken. Mit der größeren Hälfte stürzte er sich selbst auf die Preußen, die andere unter Ney warf er auf die Truppen Wellington's.

Schlacht bei Ligny. — Am 16. Juni 1815 griffen die Franzosen mit Uebermacht die Preußen bei dem Dorfe Ligny an, und es entspann sich hier ein blutiger, schrecklicher Kampf. Das Dorf wurde mehrmals genommen und wieder genommen; es ward auf beiden Seiten zwischen den flammenden Häusern mit einer Erbitterung und Wuth gestritten, als ob jeder Einzelne in seinem Gegner seinen Todfeind gefunden habe. Selbst die jungen, eben noch gebildeten Truppen aus Westfalen und Rheinland fochten mit Kaltblütigkeit alter Soldaten. Allein die Preußen mußten der Uebermacht weichen, und plötzlich umringten die Küraſſiere und Grenadiere der Garde das Dorf von mehren Seiten. Da führte der alte Blücher den nächsten besten Schwarm seiner leichten Reiter stürmend an den Feind; aber er wurde von den gepanzerten Reitern mit ihren hohen Rossen geworfen, bald lag der Heldengreis selbst unter seinem getödteten Pferde, und die Scharen der Feinde brauseten, ohne ihn zu bemerken, grimmig vorüber. Bald aber wurden sie wieder geworfen, noch einmal ging der gefährliche Zug an ihm vorüber, und fast wie durch ein Wunder wurde er gerettet. Bis tief in die Nacht schlug das preußische Fußvolk in dichten Haufen unter Hurrahruf und Feldmusik die zahlreichen Massen der nachdrängenden feindlichen Reiterei mit dem Bajonnete und durch Gewehrfeuer zurück und stellte sich einige Stunden vom Schlachtfelde schon wieder in Ordnung auf. Die Schlacht war zwar für die Preußen verloren, aber so ehrenvoll, daß sie ihren Kriegesruhm mehr erhöhet als vermindert hat.

Schlacht bei Belle-Alliance. — Nach diesem Siege ließ Napoleon neue Haufen gegen Wellington anrücken, der unterdessen bei Waterloo, unweit Brüssel, im heißesten Kampfe gegen Ney stand. An dem verzweifelten Ungestüme der Franzosen brach sich alle Tapferkeit, und Wellington's Truppen schmol-

gen immer mehr zusammen. Der bedrängte Führer schickte Kuriere auf Kuriere an Blücher, er möge ihm doch schleunigst zu Hülfe kommen; er seufzete: „Ich wollte, die Nacht käme oder die Preußen!“ Da plötzlich kamen die Preußen und warfen sich sogleich auf den siegenden Feind. Blutiger als je ward nun der Kampf. Die Franzosen thaten Wunder der Tapferkeit; allein ein Haufen nach dem andern wurde geworfen. Nur die Garde, von Napoleon selbst geführt, hielt noch Stand. Doch vergebens war der letzte verzweifelte Kampf dieser tapferen Schar, sie wurde fast gänzlich niedergehauen. Da endlich warf sich das ganze französische Heer in grauenvolle Flucht. Auf Blüchers Befehl bot der General Gneisenau den letzten Hauch von Menschen und Pferden zur Verfolgung auf. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes aus Dörfern und Getreidefeldern. Zu Jemappes wollte Napoleon ein wenig ausruhen. Plötzlich erklangen die preußischen Signalhörner wieder, und die Sieger brachen in die Stadt ein. Es war Nacht, und unbeschreiblich die Angst, die Verwirrung. Alles floh voll Entsetzen in wilder Eile durch- und übereinander. Mitten in diesem Getümmel wäre beinahe der Kaiser selbst gefangen worden. Nur die Schnelligkeit seines Rosses rettete ihn aus der nahen Gefahr. Sein Wagen aber, sein Hut, Degen, Brieftasche und andere Kostbarkeiten wurden die Beute der nachsetzenden Preußen. Schon am 20. Juni kam der Geschlagene in Paris an. Gleich nach der Schlacht (18. Juni) trafen Blücher und Wellington bei dem Mairhofe Belle alliance, von wo Napoleon den ganzen Tag hindurch die Schlacht geleitet hatte, zusammen. Freudig begrüßten sich hier die sieggekrönten Feldherren, und zum Andenken wurde, auf Blücher's Antrag, diese Schlacht die Schlacht von Belle alliance (schöne Vereinigung) genannt.

Der Sieg bei Belle-Alliance entschied über das Schicksal Frankreichs und Europas. Von nun an war wenig Kämpfens mehr; nur eiliges Verfolgen, Gefangennehmen und Beute

machen. Bald erſchien Blücher im Angeſichte der zagenden Hauptſtadt. Als hier die Verwundeten von Waterloo verſtümmelt und blutig auf tauſend Karren durch die Straßen fuhren, riefen ſie noch: „Es lebe der Kaiſer! Unſer Kaiſer iſt verrathen worden! Waffen! Waffen! noch ein Arm blieb uns für den Kaiſer!“ Napoleon ſelbſt hatte gleich bei ſeiner Ankunft in Paris darauf angetragen, ihn zum Dictator zu ernennen. Allein man hatte die Ueberzeugung, daß zwiſchen dem Frieden und Frankreich nur ein Mann ſtehe, und ſprach ihm dieſe Ueberzeugung unumwunden aus. Sein Stern war für immer untergegangen. Vergebens verſammelte noch ſein Bruder Lucian den Senat und erinnerte ihn an den großen Ruhm, welchen Napoleon auf die franzöſiſche Nation gehäuft, und an die Treue, die ſie ihm geſchworen habe. Bei dem Worte „Treue“ erhob ſich der alte Lafayette und unterbrach ihn finſter mit den Worten: „Treue? — Wir folgten Ihrem Bruder in Afrikas glühende Sandwüſten wie in Rußlands ſtarrende Schnee- und Eisfelder; die in allen Erdtheilen zerſtreut liegenden Gebeine der Franzoſen geben Zeugniß von ihrer Treue!“ Da entſagte der Kaiſer (am 22. Juni) abermals dem Throne zu Gunſten ſeines Sohnes, unter der Regentſchaft ſeiner Mutter, und eine Geſandtſchaft wurde in's Lager der Verbündeten geſchickt, dieſe Entſagung zu überbringen. Allein die Verbündeten erklärten, daß keine Unterhandlung ſtattfinden könne, bis Napoleon ſelbſt ausgeliefert ſei. Die Geſandten verweigerten zwar die Auslieferung, „weil ſeine Perſon unter dem Schutze der franzöſiſchen Ehre ſtehe,“ thaten aber auch keine weiteren Schritte für ſeine Sicherheit, als daß ſie zu Rochefort zwei Fregatten zu ſeiner Ueberfahrt nach Amerika bereit halten ließen. Der Geächtete floh nach Rochefort und ergab ſich dort, als er den Hafen von Engländern geſperrt fand, dem engliſchen Kapitain Maitland, Befehlshaber des Linienſchiffes Bellerophon. Nur hundert Tage hatte ſeine abermalige Herrſchaft gedauert. Wie ein leuchtendes Meteor war er abermals an Frankreichs Himmel erſchienen und verſchwunden.

Am 7. Juli zogen die siegreichen Heere der Verbündeten zum zweiten Male in Paris ein. Am folgenden Tage traf auch Ludwig XVIII. ein, von einer kleinen Schar Getreuer begleitet. Mit ihm schlossen die Verbündeten am 20. November 1815 den zweiten Pariser Frieden. Frankreich fand jetzt die frühere Schonung nicht mehr. Es mußte mehre Besitzungen abtreten, so daß es auf den Besitzstand des Jahres 1790 zurückgeführt wurde; ferner mußte es große Kriegeskosten zahlen und alle geraubten Kunstschätze wieder herausgeben. Außerdem ward verfügt, daß ein verbündetes Heer von 150,000 Mann fünf Jahre, im Falle anerkannten Wohlverhaltens jedoch nur drei Jahre, auf französischem Gebiete eine Reihe der wichtigsten Grenzfestungen besetzen, und Frankreich für dessen Besoldung jährlich 50 Millionen zahlen sollte. So endete die Revolution mit der vollständigen Demüthigung des früher so übermüthigen Frankreichs.

Der heilige Bund. — Und damit nie wieder eine Revolution so namenloses Elend über Europa bringe und Glück und Wohlstand zahlloser Familien untergrabe, so schlossen die Monarchen Oesterreichs, Rußlands und Preußens in Folge der Ereignisse der drei letzten Jahre noch bei ihrer Anwesenheit in Paris am 26. September den „heiligen Bund", nach welchem sie, gestützt auf die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums, zur christlichen Liebe und zum Frieden sich unzertrennlich verbrüderten. Sich selbst wollten sie nur betrachten als Bevollmächtigte der Vorsehung, als drei Familienväter einer und derselben christlichen Nation, und diese in eben dem Geiste der Brüderlichkeit leiten. — Fast alle Mächte Europas traten diesem Bunde bei.

90. Verbannung Napoleon's nach St. Helena; sein Tod.

Als der große Gefallene sich zu Rochefort dem Kapitain Maitland auslieferte, äußerte er den Wunsch, in England seine

Tage als Privatmann zu beschließen, und erklärte dasselbe auch dem Prinz-Regenten in einem besonderen Schreiben. Allein sein Wunsch ward nicht gewährt. Die Ruhe der Welt und die allgemeine Wohlfahrt gebot seine Verbannung. Ihm wurde angekündigt, daß er der gemeinschaftliche Gefangene der Verbündeten sei, und daß er unter der besonderen Obhut Englands nach der Insel St. Helena werde gebracht werden. Schon am 7. August wurden die Anker gelichtet; und nach zweimonatlicher Fahrt, am 17. Oktober, am zweiten Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, betrat der Mann, welcher neunzehn Jahre lang die Bewunderung und der Schrecken der Welt gewesen war, die in schauerlicher Abgeschiedenheit liegende wüste Felseninsel; fern vom geliebten Weibe und Kinde, die ihm nicht folgen durften. Vier Generale, Bertrand, Montholon, Gourgaud und Las Cases, theilten freiwillig seine Verbannung. Anfangs bewohnte er ein Landhaus, dann bezog er eine für ihn neu erbaute Wohnung und führte, unverzagt wie immer, ein der Erinnerung verwichener Größe geweihetes Leben. Die liebste Beschäftigung bot ihm sein Garten; auch las und schrieb er viel, ging fleißig spazieren und speisete gewöhnlich um 4 Uhr mit einigen Freunden. In den vier letzten Jahren kränkelte er. Er litt an einem Magenkrebs, an welchem auch sein Vater gestorben war. Die Leiden nahmen immer zu, bis endlich der Tod am 5. Mai 1821 ihnen ein Ende machte. Er verschied auf seinem Feldbette von Austerlitz, nur 53 Jahre alt. Seine letzten Worte im Todeskampfe waren: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhen möge, inmitten des französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe.“ Aber auch dieser letzte Wunsch blieb lange unerfüllt. Er ward auf St. Helena zur Erde bestattet, und nur ein einfaches Denkmal bezeichnete die stille Felsengruft, in welcher der große Todte von seinem stürmischen Siegeslaufe ruhete. Erst im Jahre 1840 wurde mit Bewilligung der englischen Regierung seine Asche unter großem Gepränge nach Paris herüber geholt und im Dome der Invaliden feierlich beigesetzt. Die Säule

mit seinem Standbilde war schon früher wieder hergestellt und im Stillen mit manchem Kranze geschmückt worden.

Sein Sohn lebte unter dem Namen eines Herzoges von Reichstadt zu Wien bei seinem kaiserlichen Großvater, dessen Liebling er war, und starb daselbst im Jahre 1832. Maria Louise starb im Jahre 1847.

91. Hauptbestimmungen des Congresses zu Wien.

Am 9. Juni 1815 wurde der Wiener Congreß geschlossen. Durch diesen erhielten die einzelnen Staaten Europas überhaupt und Deutschlands insbesondere größtentheils den Besitzstand, welchen sie noch jetzt haben. Die Abänderungen, welche eine spätere Zeit herbeiführte, werden im ferneren Verlaufe der Geschichte erwähnt werden. Der Congreß selbst traf im Ganzen nachstehende Bestimmungen:

In den südlichen Staaten Portugal, Spanien und Italien kehrten die rechtmäßigen Herrscher auf ihre von Napoleon gestürzten Throne zurück, und ihr alter Besitzstand wurde wieder hergestellt; nur Lucca erhielt die verwittwete Königin von Etrurien für sich und ihren Sohn; Parma, Piacenza und Guastalla kamen an Napoleons Gemahlin, Maria Louise, mit der Bestimmung, daß nach ihrem Tode diese Besitzungen an Lucca, und Alles zuletzt an das Haus Toscana, eine Seitenlinie des habsburgischen Hauses, fallen solle.

Die Schweiz erhielt drei neue Kantone, Genf, Neufchatel (Neuenburg) und Wallis, so daß sie jetzt aus 22 Kantonen besteht.

Von den nordischen Mächten behielt England die Insel Helgoland und Malta nebst der Oberhoheit über die jonische Republik. Dänemark bekam gegen Abtretung Norwegens an Schweden das deutsche Herzogthum Lauenburg. Rußland bekam das Großherzogthum Warschau, das zum Königreich Polen erhoben, aber mit den altpolnischen unter Rußlands

Herrschaft stehenden Provinzen nicht verbunden wurde. Holland wurde mit den ehemaligen österreichischen Niederlanden (Belgien) vereinigt und unter Wilhelm von Oranien zum Königreich der Niederlande erhoben.

Von den deutschen Staaten erhielt Oesterreich die jetzigen Königreiche Illyrien und Dalmatien, das lombardisch-venetianische Königreich, ferner Tirol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel mit seinem ehemaligen Antheil an Galizien zurück. Preußen erhielt für seine ehemaligen polnischen Länder fast die Hälfte von Sachsen und außerdem noch von Polen das jetzige Großherzogthum Posen, nebst Danzig, Schwedisch-Pommern sammt Rügen (für Lauenburg), einen großen Theil Westfalens und beinahe den ganzen Niederrhein von Mainz bis Aachen, so daß seitdem Preußen die meisten deutschen Unterthanen hat. Bayern erhielt für die an Oesterreich wieder abgetretenen Provinzen — Würzburg, Aschaffenburg, Ansbach und Bayreuth so wie die überrheinische Pfalz unter den Namen Rheinbayern. Hannover bekam Ostfriesland, das ehemals preußisch gewesen war, und wurde zum Königreiche erhoben. Die übrigen deutschen Staaten behielten im Ganzen die zur Zeit des Rheinbundes gewonnenen Grenzen. Die Fürsten von Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wurden zu Großherzogen erhoben, und von den freien Städten blieben Frankfurt a. M., Hamburg, Lübeck und Bremen bestehen.

An die Stelle des alten aufgelöseten deutschen Reiches trat jetzt der deutsche Bund, eine enge Verbindung aller deutschen Staaten, zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesglieder. Dieses neue Verhältniß wurde am 8. Juni 1815 durch die Bundesacte feierlich besiegelt. In diesem vereinigten sich sämmtliche deutsche Staaten, 39 an der Zahl.

Mit der Regelung der Bundesangelegenheiten wurde eine in Frankfurt a. M. beständig tagende Versammlung beauf-

tragt, bestehend aus Gesandten der 39 Staaten unter dem Vorsitze von Oesterreich. Jedoch theilten sich die Gesandten dergestalt in die Stimmen, daß nur die elf größeren Staaten je eine volle, die übrigen aber nur je eine halbe oder Viertelstimme erhielten. Alle Bundesglieder verpflichteten sich, keinen Krieg und keine fremden Bündnisse gegen den Bund selbst oder gegen Bundesglieder einzugehen. Innere Streitigkeiten unter den Bundesgliedern selbst sollten durch Austräge entschieden werden. Gegen das Ausland sollte der Staatenbund eine Gesammtmacht bilden, und ein Bundesheer von 300,000 Mann in zehn einzelne Corps stellen, zu welchem jeder Staat nach dem Verhältnisse der Bevölkerung seinen Beitrag liefert. Die Festungen Luxemburg, Mainz und Landau wurden zu Bundesfestungen erklärt. Am 5. November 1816 wurde die Bundesversammlung feierlich eröffnet.

Deutschland, unser großes schönes Vaterland, das durch die mächtige Hand von Oben durch alle Stürme der Jahrhunderte so sichtbar als sicher gelenkt wurde, ist seitdem einem Baume zu vergleichen, der sich in mehre große Aeste theilt. Jeder Ast blühet und trägt eigene Früchte; jeder berührt und umarmt mit seinen Zweigen und Blättern die anderen Aeste, und sie alle wurzeln doch nur in einem Urstamme und machen zusammen nur eine Krone aus. — Stehen wir Alle fest zu einander in Eintracht und Liebe, bleibt unser Blick in Demuth und Vertrauen zum Himmel gerichtet, der über die Schicksale der Völker waltet, dann wird auch dieser Baum fest stehen für und für; dann wird er immer kräftigere Wurzel schlagen, immer herrlicher und schöner entfalten seine Krone.

Nach so vielen Jahren harter Prüfung kehrte endlich der Friede heim und die einzelnen Fürsten suchten nun die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Unter ihrer väterlichen Fürsorge hob sich allmälig der gesunkene Handel und Wohlstand wieder, und Künste und Wissenschaften fingen an, in allen Volksklassen zu einer herrlichen Blüthe sich zu entfalten

Allein mit dem Frieden nach Außen kehrte noch nicht sogleich Ruhe und Eintracht in die Staaten selbst zurück; wüthet und tobt ja auch das vom Sturme einmal aufgeregte Meer lange noch fort, wenn der Himmel sich schon wieder erheitert hat. Nach jenen stürmischen Zeiten konnten sich noch nicht Alle an die bestehende Ordnung wieder gewöhnen; nicht Aller Wünsche und Hoffnungen konnten befriedigt werden. Dazu hatte die französische Revolution eine solche Menge neuer Gedanken über Freiheit und Gleichheit in Umlauf gesetzt, daß Viele, welche sich hiernach ein Bild von Verfassung entworfen hatten, unmuthig, ja aufrührerisch wurden, als sie es so nicht verwirklicht fanden. Unter der eben so milden als weisen Regierung seiner Fürsten erfreuete sich Deutschland zuerst auch der Segnungen des inneren Friedens. In den meisten anderen Staaten aber entzündete sich der Gährungsstoff bald zur Flamme eines Bürgerkrieges. Es schien fast, als sollte wahr werden, was einst der Graf Mirabeau sagte: „Die französische Revolution wird die Reise um die Welt machen."

92. Revolution in Spanien und im spanischen Amerika.

Nach der ersten Besiegung Napoleon's war Ferdinand VII. wieder frei geworden und am 3. März 1814 in sein Königreich zurückgekehrt. Während seiner Abwesenheit im Jahre 1812, hatten die Cortes oder Landesstände eine Verfassung entworfen, die sie ihm bei seiner Ankunft zur Bestätigung vorlegten. Da dieselbe aber die königliche Gewalt zu sehr lähmte, so weigerte er sich, sie anzunehmen. Hierüber entstand eine große Gährung, die endlich am 1. Januar 1820 zum gewaltsamen Ausbruche kam. Der König wurde gezwungen, die Verfassung anzunehmen. Seitdem war er nur ein Spielball in den Händen der Cortes. Um dem Unwesen eine Grenze zu setzen, beschloß der Fürstencongreß zu Verona im Oktober 1822 die gewaltsame Wiederherstellung der frühern Königsmacht in Spanien, und Frankreich übernahm die Ausführung dieses Beschlusses.

Ein französisches Heer wurde unter dem Oberbefehle des Herzoges von Angoulême im April 1823 nach Spanien geschickt und von der Mehrzahl der Nation mit offenen Armen empfangen. Die Cortes flohen mit dem gefangenen Könige eiligst nach dem festen Kadix und rüsteten sich hier zur Gegenwehr. Als aber die Franzosen das Fort Trocadero, welches den Zugang der Stadt vertheidigt, am 30. August 1823 erstürmt hatten, ergab sich die Festung, und der König wurde wieder frei. Alles, was unter den Cortes angeordnet war, wurde aufgehoben, und ein französisches Heer blieb mehre Jahre im Lande stehen um die Wuth der Parteien zu beschwichtigen. Ferdinand VII. starb im Jahre 1833 und hinterließ seiner Nation einen neuen Bürgerkrieg. Er hatte keine männliche Nachkommen, und um seiner 1830 geborenen Tochter den Thron zu sichern, hatte er das salische Hausgesetz, welches die weibliche Thronfolge ausschloß, aufgehoben und somit die Nachfolgehoffnung seines Bruders Dom Carlos und dessen Anhänger vernichtet. Als seine dreijährige Tochter

Isabella II. unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christina den Thron bestieg, nahm ihr Oheim Dom Carlos den Titel Karl V. an und wurde als solcher in den baskischen Provinzen anerkannt. So entspann sich hier abermals ein schrecklicher Bürgerkrieg zwischen den Christinos und den Karlisten, der sieben Jahre hindurch (1833—1840) fortwüthete. Bald aber entstand Parteiung unter den Karlisten selbst. Mehre Generale traten zu Espartero, dem Oberanführer der Christinos über; und Karl floh nach Frankreich. Der General Kabrera setzte zwar noch einige Zeit den Kampf für Karl fort, aber im Jahre 1840 wurde auch er überwunden und rettete sich durch die Flucht auf das französische Gebiet. Christina legte die vormundschaftliche Regierung nieder und ging nach Paris. Nun wurde der siegreiche Feldherr Espartero zum alleinigen Regenten während der Minderjährigkeit Isabella's ernannt. Da aber hiergegen die Königin Christina von Paris

aus eine lebhafte Protestation erließ, und ihre Partei darauf gegen Espartero eine allgemeine Bewegung einleitete, kam es abermals zu einem blutigen Kampfe, der von 1841 bis 1843 dauerte und mit der Besiegung und Vertreibung Espartero's endete. Hierauf leistete die junge Königin, am 10. November 1843, feierlichst den Eid auf die Verfassung. Im Jahre 1845 verzichtete Dom Karlos auf die Krone Spaniens, aber nur zu Gunsten seines ältesten Sohnes Karl, Grafen von Montemolin; und die Parteiwuth blieb. Dauernde Ruhe hoffte man endlich durch eine Vermählung der jungen Königin zu gewinnen; und auf Betrieb des Königes von Frankreich, Ludwig Philipp, kam am 10. Oktober 1846 eine Doppelehe zu Stande. An diesem Tage wurde die Königin Isabella mit ihrem Vetter, Franz d'Assis, Herzog von Kadix, dem ältesten Sohne des Bruders von Dom Karlos, vermählt, und ihre jüngere Schwester Louise mit einem französischen Prinzen. Jedoch währte die Gährung im Lande fort und kam selbst noch in der neuesten Zeit zu einer furchtbaren Entladung. Im Jahre 1859 war es zum Kriege gekommen mit Marokko wegen eines räuberischen Ueberfalles der spanischen Besitzung in Afrika. Der General O'Donnel führte diesen Krieg mit Glück, schon im März 1860 ließ sich der Sultan von Marokko zu einem Friedensschlusse herbei, dem gemäß er ein kleines Gebiet bis zur Bucht von Anghera an Spanien abtrat und sich auch zur Erstattung der Kriegeskosten verpflichtete. Während noch die spanische Armee in Afrika stand, landete plötzlich in Spanien der Graf von Montemolin mit seinem Bruder Dom Fernando und dem General Ortega, Kommandanten der balearischen Inseln, bei Tortosa, um sich jetzt der Herrschaft zu bemächtigen. Aber die eigenen Truppen empörten sich gegen Ortega und nahmen ihn und die beiden Prinzen gefangen. Der General wurde nach Kriegesrecht erschossen, die beiden Prinzen aber wieder in Freiheit gesetzt, nachdem der Graf von Montemolin schriftlich dem Throne entsagt hatte. Dieser sowohl als sein Bruder starben schon im Anfange des Jahres 1861.

Am Ende des Jahres 1868 wurde Isabella von ihren eigenen Generalen und Admiralen entthront, und hoch gehen wieder die Sturmfluthen dieser neuesten Revolution. Das unglückliche Land hat bis jetzt (1870) noch keinen Regenten für seinen so verhängnißvollen Thron finden können; und wie bei den früheren Revolutionsstürmen im Innern fast alle seine Kolonien in Amerika, wie Mexiko, Columbia, Peru, Chili vom Mutterlande abfielen und mit den Waffen ihre Freiheit siegend behaupteten, so hat auch bei dieser neuesten Revolution die große, schöne Insel Kuba in Amerika die Fahne des Aufruhrs gegen das Mutterland erhoben. Spaniens Schicksal bleibt noch immer höchst besorgnißerregend.

93. Revolution in Portugal und Brasilien.

Mit Spanien hatte Portugal ähnliche Schicksale. Die Revolution dort trieb ihre Wellenschläge fast immer auch nach Portugal, dem Schwesterlande, hinüber. Obschon das Land von den Franzosen längst geräumt war, so kehrte doch die damals nach Brasilien geflüchtete königliche Familie nicht zurück, sondern ließ es wie eine Provinz durch einen Statthalter verwalten, der ganz unter englischem Einflusse stand. Die Gährung in Spanien verbreitete sich auch nach Portugal und kam im August 1820 zuerst in Oporto unter dem Obersten Sepulveda zum Ausbruche. Alsbald entwarfen die Cortes eine der spanischen ähnliche Verfassung und schickten sie dem Könige Johann VI. zur Bestätigung nach Brasilien. Im Februar 1821 beschwor er sie zugleich für Brasilien, schiffte sich dann aber nach Portugal ein und ernannte seinen ältesten Sohn, Don Pedro, zum Statthalter Brasiliens.

Allein des Königes Rückkehr stellte die Ruhe nicht wieder her. Es entstand ein wildes Parteigewühl, indem ein großer Theil der Nation die neue Verfassung mißbilligte. Da trat der zweite Sohn des Königes, Don Miguel, an die Spitze der Unzufriedenen und stellte die unumschränkte Verfassung wieder

her, so sehr auch der König sich dagegen erklärte. Während dieser Unruhen riß sich Brasilien von Portugal los, und der Prinzregent Don Pedro nahm auf Verlangen der Stände den Titel eines Kaisers von Brasilien an. So entstand im Jahre 1822 das erste Kaiserreich in Amerika, dessen Unabhängigkeit auch vom Könige von Portugal am 29. August 1825 anerkannt wurde.

Im März 1826 fand endlich der König Johann VI. im Grabe die Ruhe, welche er auf dem Throne nicht gefunden hatte. Jetzt ernannte Don Pedro seine junge Tochter, Maria da Gloria, zur Königin von Portugal. Allein ein großer Theil der Nation erklärte sich für Don Miguel, der schon längst den portugiesischen Thron zum Zielpunkte seines Strebens gemacht und deshalb im Oktober 1826 mit Maria da Gloria zum Scheine einen Ehevertrag geschlossen hatte. Als ihm nun im folgenden Jahre von seinem Bruder die Regentschaft übertragen wurde, stieß er den Vertrag um, warf sich mit Hülfe seiner Partei zum unumschränkten Könige von Portugal auf und suchte mit Gewalt gegen seine Feinde sich zu behaupten.

Unterdeß brach in Rio-Janeiro ein neuer Aufstand aus, in Folge dessen Don Pedro auf den Thron von Brasilien zu Gunsten seines unmündigen Sohnes, Pedro II., verzichtete und nach Europa zurückkehrte (1831). Er fand in Frankreich gastliche Aufnahme und traf Anstalten, seine Tochter Maria da Gloria, welche sich seit mehren Jahren in England aufhielt, in den Besitz des ihr gebührenden väterlichen Thrones zu setzen. Er warb Truppen, rüstete Schiffe und segelte 1833 nach Terceira, einer der azorischen Inseln, welche sich dem Don Miguel nicht unterworfen hatte. Von dort aus wandte er sich nach Portugal, wo ihm das feste Oporto die Thore öffnete. Allein das Beispiel Oportos fand nicht sogleich die gehoffte Nachahmung. Der Bürgerkrieg wüthete fort bis zum Jahre 1834, in welchem Spanien, Frankreich und England zur Beruhigung

des Landes sich verbündeten. Da endlich gab Don Miguel den unseligen Kampf auf und floh nach Italien.

Nicht lange überlebte Don Pedro den Triumph der Gerechtsame seiner Tochter, für welche er ritterlich gefochten hatte. Er starb in demselben Jahre, 1834, nachdem er Maria da Gloria für volljährig erklärt hatte. Diese wurde nun auch als Königin anerkannt. Sie vermählte sich im Dezember 1834 mit dem Herzoge August von Leuchtenberg und, als dieser schon nach einigen Monaten starb, mit Ferdinand, dem Prinzen von Sachsen-Koburg-Kohary (9. April 1836). Jedoch währten noch die Umtriebe der Miguelisten fort und führten einen neuen Bürgerkrieg herbei, der von 1846 bis 1847 geführt und nur durch die Einmischung Spaniens und Englands zum Vortheile der Königin beendet wurde. — Auf Maria da Gloria folgte am 15. November 1853 ihr Sohn Pedro V., der bis zum Jahre 1855 unter der Vormundschaft seines Vaters Ferdinand stand. Er vermählte sich im Jahre 1858 mit der Prinzessin Stephanie von Sigmaringen. Aber nur von kurzer Dauer war ihr eheliches Glück. Sie starb kurz nach der Vermählung, und gegen das Ende des Jahres 1861 starb auch Pedro V., eben so dessen Bruder Don Jao. Nun kam zur Regierung Luiz I., der sich im Sommer 1862 mit Maria Pia, Prinzessin von Sardinien, vermählte. In Folge der neuesten Revolution in Spanien und der Entthronung seiner Königin, wurde dem Könige von Portugal die Krone Spaniens angeboten; denn man wünschte, beide Reiche wieder unter ein Scepter zu bringen, wie sie schon vereinigt gewesen waren unter Philipp's II. Regierung von 1580 bis 1620. Bisher aber hat Luiz alle Anträge abgelehnt.

4. Revolution im Königreiche beider Sicilien und Sardinien.

Nach Murat's Vertreibung war Ferdinand IV. aus Sicilien nach Neapel zurückgekehrt. Im Februar 1814 vereinigte er beide Staaten und nannte sich seitdem Ferdinand I., König

beider Sicilien. Aber nicht lange regierte er im Frieden; auch hier wirkte das Beispiel Spaniens ansteckend. Dazu kam, daß seit Jahren ein weitverbreiteter Bund der Carbonari (Köhler) im Geheimen an der Einheit und Selbständigkeit Italiens arbeitete und deshalb zu Neuerungen stets geneigt war. Am 1. Juli 1820 brach unter den Truppen zu Nola ein Aufruhr aus; sie forderten mit Ungestüm die Einführung der spanischen Verfassung. Schnell verbreitete sich der Aufruhr. Der General Pepe trat mit mehren Regimentern aus Neapel bei und stellte sich an die Spitze der Empörung. Da legte der geängstigte König die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Franz nieder. Dieser leistete nun den Eid auf die neue Verfassung; auch Ferdinand mußte sie beschwören. Um dieselbe Zeit brach auch in Sicilien, das sich ganz von Neapel loszureißen gedachte, der Aufruhr aus, und zu Palermo insbesondere waren die Stürme so heftig und schaudervoll, daß sie die Gräuel der französischen Revolution fast überboten.

Um so vielen sich stets erneuernden Revolutionsversuchen und ihren Gräueln endlich ein Ziel zu setzen, versammelten sich im Oktober 1820 die fünf Hauptmächte Europa's zu einem Congresse in Troppau (in Schlesien), der am 6. Januar 1821 nach Laybach in Oesterreich verlegt wurde. Auch der König Ferdinand wurde eingeladen. Hier erklärte dieser seine Abdankung wie auch die Einwilligung in die neue Verfassung für erzwungen; und der Kaiser Franz schickte ein Heer unter dem General Frimont nach Italien, die Revolution zu unterdrücken. Die Neapolitaner wußten für ihre Freiheit tapferer zu sprechen, als zu fechten; beim Anblicke der Oesterreicher flohen sie erschrocken auseinander. Dann kehrte Ferdinand zurück und stellte unter dem Schutze der fremden Truppen die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder her. Er regierte bis zum Jahre 1825. Nach seinem Tode trat sein Sohn Franz I. die Regierung an. Auch unter ihm blieb das Heer noch zwei Jahre zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ord

nung im Lande stehen. Nur kurze Zeit währte die Regierung des neuen Königes. Er starb schon im Jahre 1830; ihm folgte sein Sohn Ferdinand II.

Um die Zeit, als das österreichische Heer in Neapel einrückte, brach im Königreiche Sardinien, und zwar in Piemont, eine ähnliche Revolution aus. Die Truppen empörten sich und zwangen den König, abzudanken. Aber ein zweites österreichisches Heer unter Bubna machte auch diesem Revolutionsversuche ein schnelles Ende und hielt mehre Jahre das Land besetzt.

95. Revolution in Griechenland.

Otto, König des neuen Staates.

Seit 1453 schmachteten die Griechen unter dem harten Joche der Türken. Umsonst hatten sie sich schon lange nach einem Retter umgesehen; als endlich im März 1821, bei einem Aufstande in der Walachei, der Fürst Alexander Ypsilanti, früher russischer General, in der Moldau auftrat und die Griechen zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit aufrief. Vermuthlich rechnete er bei diesem Wagstücke auf die Hülfe des russischen Kaisers; allein er täuschte sich. So sich selbst überlassen, wurde er mit seinem Häuflein bald überwältigt; und nun begann ein furchtbares Blutbad unter den Griechen in Constantinopel und mehren anderen Städten, die man in Verdacht der Theilnahme hatte. Selbst der ehrwürdige Patriarch von Constantinopel wurde vor seiner Kirche aufgehenkt. Dagegen brach der Aufstand auch auf Morēa (dem ehemaligen Peloponnes) und den Inseln aus und verbreitete sich über ganz Griechenland. Zu Wasser und zu Lande entbrannte alsbald der Krieg, in welchem sowohl von Seiten der Türken, als auch der Griechen die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Am glücklichsten kämpften die Griechen zur See, weil sie von jeher große Schifffahrt trieben. Mit ihren Brandern griffen sie die feindlichen Schiffe an und setzten dieselben in Flammen. Besonders zeich-

neten sich Canaris, Sachturis und Miaulis als Helden zur See aus. Auch im Landkriege fochten die Griechen unter ihren Anführern Demetrius Ypsilanti, Alexander's Bruder, unter Odysseus, Nikitas, Kolokotronis, Maurokordatos, Markos Bozzaris und Anderen anfänglich glücklich und entrissen den Türken den größten Theil von Morea. Da schickte der Pascha von Aegypten im Jahre 1824 seinen Sohn Ibrahim mit einem großen Heere nach Morea, welches von ihm bald wieder erobert und schrecklich verheert wurde.

Die Lage der Griechen wurde mit jedem Tage trauriger und erregte die Theilnahme aller christlichen Völker. Ueberall bildeten sich Vereine zur Unterstützung der Unglücklichen. Endlich traten die drei großen Seemächte, England, Rußland und Frankreich, in's Mittel und schlossen unter sich im Juli 1826 zu London einen Vertrag, dem Gewürge ein Ziel zu setzen und die streitenden Parteien auseinander zu halten. Ihre vereinigten Flotten besetzten den Hafen von Navarino, in welchem eben die große ägyptisch-türkische Flotte eingelaufen war. Hier kam es am 20. Oktober 1827 zu einer großen Seeschlacht. Sie begann des Nachmittags 3 Uhr, und schon am Abend trieb die furchtbare Armada, der Türken Stolz und Hoffnung, in kläglichen Trümmern auf den Wellen umher.

So hart dieser Schlag auch war, er beugte dennoch den Uebermuth der Türken nicht. Ibrahim wüthete in Morea ärger als je. Die Verbündeten forderten ihn auf, die Halbinsel zu räumen, und da er sich weigerte, landete im August 1828 ein französisches Besatzungsheer unter dem General Maison. Sofort schiffte sich jetzt Ibrahim ein; auch das übrige Griechenland wurde von den Türken geräumt, und der Graf Capodistrias, früher russischer Minister, zum Präsidenten des befreieten Landes ernannt. Allein bald erwachte wieder der Griechen alte Uneinigkeit und Parteiwuth. Der Präsident wurde ermordet, und das kaum befreiete Griechenland ward nun der Schauplatz eines gräßlichen Bürgerkrieges. Endlich

vereinigten sich die auswärtigen Mächte, dem schwankenden Zustande des Landes ein Ziel zu setzen. Ein junger Fürst aus dem erlauchten bayerischen Hause, der hoffnungsvolle Otto, ward zum Könige von Griechenland auserkoren und am 8. August 1832 von der griechischen Nationalversammlung als solcher bestätigt. Am 6. Februar 1833 betrat der junge sechzehnjährige König mit einem Regentschaftsrathe erfahrener Männer und einem auserlesenen bayerischen Truppencorps den Boden Griechenlands und hielt zu Nauplia unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug. Später wählte er Athen zu seiner Residenz und gründete daselbst auch eine Hochschule. Im Jahre 1837 gab er dem Lande auch eine Königin, indem er sich mit der Tochter des Großherzoges von Oldenburg vermählte. — Allein mit dem neuen Geschicke dieses Landes verbanden sich nicht die Segnungen des Friedens, die der König nach besten Kräften anzubahnen bemüht war. Bei der Regelung der inneren Zustände bildeten sich große Parteien, und es kam wieder und wieder zu lärmenden Auftritten. Im Jahre 1837 mußte der König die ausländischen Minister und die bayerischen Soldaten entlassen, und im Jahre 1843, in Folge eines Militäraufstandes in Athen, alle Fremden ohne Unterschied, auch die, welche Gut und Blut für Griechenlands Befreiung gewagt hatten. Zugleich wurde vom Könige eine Verfassung verlangt. Der König versprach sie und gab auch, seinem Worte getreu, dem Lande eine Verfassung. Aber auch diese führte nicht zur Eintracht und Ruhe. Die Gährung im Lande blieb. Im Oktober 1862 kam es plötzlich zu einer Revolution, und der edele, um Griechenland so hoch verdiente König wurde von dem undankbaren Volke des Thrones verlustig erklärt. Unverzagt kehrte er in die Heimath seiner Jugend zurück, wo er 1867 starb.

In Griechenland bildete sich nun eine provisorische Regierung und nach neuen Wirren und Erschütterungen wurde endlich, im Jahre 1863, der Sohn des Königs Christian IX. von

Dänemark, der junge Georg, zum Könige gewählt. Dieser hat bereits den Thron in Besitz genommen, sich mit einer Tochter der Königin von England vermählt, und zugleich die jonischen Inseln, welche durch den Wiener Congreß unter die Schutzherrschaft Englands gestellt waren, als Mitgift zur Vereinigung mit seinem Königreiche erhalten. Ob unter ihm das neue Königreich festeren Boden gewinnen wird, das kann nur die Zukunft lehren.

96. Krieg der Russen gegen die Türken (1828). — Friede zu Adrianopel (1829). — Neue Verwickelungen.

Schon seit vielen Jahren herrschte zwischen den beiden benachbarten Staaten, Rußland und der Türkei, die größte Spannung. Und es würde hierüber schon längst zum Kriege gekommen sein, hätte nicht erst der Kaiser Alexander, dann, als dieser auf der Reise nach dem schwarzen Meere, zu Taganrog im November 1825, plötzlich gestorben war, sein Nachfolger Nikolaus*) zur Erhaltung des Friedens alle versöhnenden Mittel erschöpfen wollen. Die Russen klagten über den Bruch früherer Verträge mit der Pforte, über die Hindernisse, die sie ihrem Handel lege, über die Bedrückungen ihrer christlichen Mitbrüder, und glüheten vor Verlangen, sich mit ihren verhaßten Gegnern im offenen Kampfe zu messen. Im Mai 1828 erklärte endlich der russische Kaiser der Pforte den Krieg, ließ die Fürstenthümer Moldau und Walachei besetzen und im Juni sein Heer über die Donau rücken, während ein zweites russisches Heer unter Paskewitsch, der sich im Perserkriege von seinem Kaiser den Ehrennamen Erivanski, d. i. Sieger von Erivan, erworben hatte, von Asien her in die Türkei einbrach. Die Türken leisteten innerhalb der Mauern ihrer Festungen, besonders in Schumla, Varna und Silistria, verzweiflungsvolle

*) Constantin, der ältere Bruder, hatte auf den Thron verzichtet. Nikolaus war ein Schwager des Königes Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Gegenwehr und vereitelten lange alle Anstrengungen der Russen. Als endlich Varna durch die Verrätherei des türkischen Befehlshabers, Jussuff Pascha, in die Hände der Russen fiel, rief der Sultan bei dieser Schreckensnachricht alle Muselmänner von 15 bis 60 Jahren zum Kampfe auf. — „Kein Muselmann — hieß es — dürfe schlafen, bevor Varna wiedererobert sei." Allein alle Anstrengungen blieben fruchtlos.

Ueber diese Ereignisse brach der Winter ein und setzte ferneren Unternehmungen ein Ziel. Mit dem Anfange des Frühlinges 1829 wurde der Krieg wieder eröffnet. Der General Diebitsch führte jetzt den Oberbefehl über das russische, Reschid Pascha über das türkische Heer. Während der General Geismar mit einer russischen Heeresabtheilung in der kleinen Walachei den Pascha von Widdin im Zaume hielt, griff Diebitsch selbst am 11. Juni den Großwessir in seinem befestigten Lager bei Schumla an und erfocht einen entscheidenden, wenngleich blutigen Sieg über ihn. Am 1. Juli ergab sich auch die wichtige Festung Silistria; nur Schumla hielt sich mit unerschütterlichem Muthe. Diebitsch ließ vor derselben eine Besatzung zurück und überstieg siegend das größte Bollwerk des türkischen Reiches, das hohe Balkangebirge, den Hämus der Alten, das noch von keinem siegenden Feinde überschritten war, und drang in das Herz des türkischen Reiches. Der Kaiser von Rußland gab ihm wegen dieses großartigen Unternehmens den Ehrennamen Sabalkanski, d. i. Balkansübersteiger.

Nun ging der Zug rasch vorwärts. Schon am 20. August ergab sich Adrianopel, die zweite Hauptstadt des Landes, ohne Schwertstreich, und frohlockend trat das siegreiche Heer den Weg nach den nahegelegenen Constantinopel an. Die ganze Bevölkerung der Hauptstadt gerieth hierüber in stürmische Bewegung. Da nahmen der englische und französische Gesandte sich des bedrängten Sultans an und eilten in das russische Lager, um den Oberanführer zu ersuchen, Halt zu machen, weil Constantinopel in Gefahr sei, das Schicksal Moskaus zu theilen.

Der Oberanführer bewilligte den nachgesuchten Waffenstillstand, fügte jedoch die nachdrückliche Erklärung hinzu, er werde, falls der Waffenstillstand nicht zum Frieden führe, sofort seine Truppen gegen die Hauptstadt loslassen. Um dieselbe Zeit liefen auch aus Asien die betrübendsten Nachrichten für die Pforte ein. Im Juli war durch Verrath der vom Sultan aufgehobenen Janitscharen, Erzerum, die Hauptstadt der asiatischen Türkei, gefallen, und gleich hierauf zog Paskewitsch rasch gegen Trapezunt am schwarzen Meere. Constantinopel lag nunmehr in der gefährlichen Mitte zweier feindlicher Heere. Da endlich sah der Sultan die Nothwendigkeit ein, sich dem gebieterischen Drange der Umstände zu fügen; und unter der thätigen Vermittelung der fremden Gesandten wurde der Friede zu Adrianopel am 14. September 1829 abgeschlossen. Diesem gemäß mußte die Pforte die Kriegeskosten erstatten, mehre Grenzfestungen schleifen und freie Schifffahrt auf dem Bosporus gestatten. Die Fürstenthümer Moldau und Walachei wurden unter russischen Schutz gestellt.

Neue Verwickelungen. — Das türkische Reich, früher der Schrecken Europas, lag nunmehr in völliger Entkräftung und bot ein schauerliches Bild hingesunkener Größe dar. Nur der Eifersucht der europäischen Mächte hat es nunmehr sein klägliches Dasein zu verdanken. Als im Jahre 1832 selbst der mächtige Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, die Fahne des Aufruhres erhob, traten die europäischen Großmächte vermittelnd ein; und noch im Jahre 1839 hätte derselbe Pascha durch die eine Schlacht bei Nisib das ganze türkische Reich über den Haufen geworfen, hätten sie nicht abermals mit den Waffen den Pascha zurückgewiesen. Im August 1849 starb der alte hinterlistige Pascha Mehemed Ali, und sein Sohn wurde vom Sultan mit der erledigten Herrschaft wieder belehnt.

So war das in allen Fugen wankende Gebäude der türkischen Herrschaft wieder und wieder durch die rettende Hand

der christlichen Mächte erhalten worden. Neue Gefahren waren in vollem Anzuge.

Frankreich.

97. Zweite (Juli-) Revolution 1830.

Ludwig XVIII. — Schwieriger als früher war die Stellung Ludwig's XVIII., nachdem ihn die Bajonnete der Fremden zum zweiten Male auf den französischen Thron zurückgeführt hatten. Er that vieles für das Wohl des Landes, allein das Vertrauen und die Liebe der Nation gewann er doch nicht. Schon der Name „Bourbon" weckte gar zu traurige Erinnerungen. Die mit alten Vorurtheilen und stolzen Ansprüchen heimgekehrten Emigrirten, welche vom Hofe begünstigt wurden, erregten Unmuth; vor allem aber gedachten die zahlreichen aus der Gefangenschaft entlassenen Krieger Napoleon's der glorreichen Zeit unter ihrem ehemaligen Gebieter mit Sehnsucht. Seitdem waren zwei Parteien in unversöhnlichem Zwiste befangen, die der Ultra's, welche die Regierung so, wie sie vor der Revolution gewesen war, wiederherstellen wollten, und die der Liberalen, welche die Beibehaltung dessen verlangten, was durch die schweren Opfer der Revolution errungen war. Ein häufiger Wechsel der Minister zeugte von dem unstäten Schwanken der Regierung. Mitten unter diesen Gährungen, am 13. Februar 1820, fiel der edele Herzog von Berry, der jüngste von des Königes Bruderssöhnen, unter dem Dolche eines Bösewichts, Namens Louvel. Diese verbrecherische That gab der Ultrapartei Veranlassung, die Grundsätze der Liberalen als höchst verdächtig und staatsgefährlich zu verschreien. Der König wurde vermocht, ein neues Ministerium, größtentheils aus gemäßigten Mitgliedern der Ultrapartei, zu bilden und an die Spitze desselben den Graf Villele zu stellen. Um den verderblichen Revolutionsumtrieben zu steuern und zur Aufrechthaltung der königlichen Gewalt ließ er auch in Spanien ein

französisches Heer unter dem Herzoge von Angoulême bewaffnet einschreiten, wie wir früher gesehen haben. Aber hier wie dort wucherte der Gährungsstoff fort und fort.

Karl X.; Eroberung Algiers im Juli 1830. — Ludwig XVIII. starb am 16. September 1824. Ihm folgte sein Bruder Karl X. Der Streit der Parteien wurde unter ihm noch größer. An Villele's Stelle setzte er den Fürsten Polignac, dessen Streben dahin ging, durch auswärtige Unternehmungen dem französischen Nationalstolze zu schmeicheln und die Regierung der Bourbons zu empfehlen, vor allem aber die Aufmerksamkeit des Volkes anderswo zu beschäftigen. Deshalb schickte er, unter dem Beifall der ganzen Nation, den General Maison mit einem Heere nach Morea, welcher die Halbinsel schnell von den Türken säuberte und für die Griechen besetzte. Noch glorreicher war das Unternehmen gegen Algier. Seit Jahrhunderten hatte dieser Raubstaat mit unerhörter Frechheit an den Rechten der Fürsten und Völker gefrevelt. Noch jüngst hatte der Dei den französischen Gesandten, als dieser ihm wegen des Treubruches gegen seine Nation billige Vorstellungen machte, mit höhnender Verwegenheit in's Gesicht geschlagen und so die Ehre der ganzen Nation auf's Tiefste verletzt. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße nach. Der Marschall Bourmont wurde mit einer großen Flotte abgeschickt, sie zu vollziehen. Er landete im Juli 1830 glücklich an der afrikanischen Küste, eroberte nach heftigem Sturme zu Wasser und zu Lande die Stadt, entsetzte den Dei und machte das ganze Land zu einer französischen Kolonie.

Dieser glänzende, über alle Erwartung glückliche Erfolg eines Unternehmens, das bisher Keinem, selbst nicht dem mächtigen Kaiser Karl V., gelungen war, erfüllte ganz Frankreich, ganz Europa mit Jubel, und schien um das Haupt der Bourbons einen ewigen grünen Lorbeer zu winden. Daher glaubten auch die Minister Polignac, Chantelouze, Peyronnet ꝛc., eben jetzt sei der geeignete Zeitpunkt erschienen, einen Hauptstreich

gegen die Verfassung zu wagen; und am 26. Juli erschienen mehre vom Könige unterzeichnete Ordonnanzen oder Befehle zur Umänderung der Verfassungscharte, wodurch die Preßfreiheit aufgehoben und die Wahlfreiheit der Deputirten beeinträchtigt wurde. Aber wie ein Vulkan brach der schon lange glimmende Unmuth des Volkes über die Verletzung seiner kostbarsten Rechte in lichten Flammen des Aufruhres aus. Noch am Abende desselben Tages wurden alle Werkstätten und Läden geschlossen, die königlichen Wappen und Schilder von den Häusern abgenommen oder zerschlagen; Massen von Arbeitern und von Bürgern jeder Klasse wogten durch die Straßen der unermeßlichen Hauptstadt und stießen durch Geschrei eine beispiellose Unzufriedenheit aus. Am folgenden Morgen waren die Zusammenrottungen noch zahlreicher und erbitterter; die Truppen von der Garde und Gensdarmerie gaben schon an mehren Plätzen Feuer auf sie; nur die Linientruppen nahmen keinen Theil am Kampfe. Mit dem Schrei: „Es lebe die Linie! Nieder mit der Garde!" wurden an den Straßenausgängen mit ausgespannten Wagen und abgehauenen Bäumen Barrikaden oder Sperrungen gebildet. Auch das Straßenpflaster ward aufgerissen, und die Steine entweder zu Barrikaden gebraucht oder in die anliegenden Häuser getragen und aus den Fenstern auf die Karlisten — so nannte man die Anhänger des Königes — hinabgeschleudert. Drei Tage hintereinander war ein wüthender, mörderischer Kampf in den Straßen von Paris. Der Donner des Geschützes erscholl wie in einer mit Sturm eroberten Stadt, das Blut floß in Strömen. Am 29. hatten endlich die Bürger ihren Sieg vollendet. Die Garde und Gensdarmerie flohen nach St. Cloud, wo sich der König während der drei Schreckenstage aufgehalten hatte. Die Linientruppen traten auf die Seite der Bürger; der General Gérard übernahm den Oberbefehl über sie, und der alte Lafayette trat wieder, wie im Jahre 1789, an die Spitze der Nationalgarde. Schon am 1. August war ganz Paris wieder beruhiget und bot einen feierlichen Anblick dar. In nie gesehener Ordnung und Ein-

tracht wogten durch alle Straßen fröhliche Scharen und wünschten sich Glück zu ihrem Siege. In dem Augenblicke, als Lafayette, der Held zweier Welttheile und zweier Jahrhunderte, und der Herzog von Orleans, Beide Arm in Arm und die glorreiche Fahne der drei Farben schwingend, auf dem Balkon des Rathhauses erschienen, erhob sich ein großes Freudengeschrei, und der Donner der Kanonen und der Klang der Glocken von allen Thürmen mischte sich in den Jubel des Volkes. Alsbald versammelten sich die Deputirten, erklärten die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verlustig und ernannten den Herzog von Orleans, unter dem Namen Ludwig Philipp, zum Könige der Franzosen. Auch von den übrigen Mächten wurde er als solcher anerkannt. Die Minister wurden zur lebenslänglichen Haft verurtheilt, aber später (1836) wieder begnadigt.

Jedoch führte dieser Herrscherwechsel nicht sogleich die erwünschte Ruhe herbei, indem die Karlisten oder Anhänger der vorigen Regierung, und die Republikaner sie abwechselnd unterbrachen. Die Vendée insbesondere blieb lange der Herd karlistischer Umtriebe. Mit Mühe übte deshalb Ludwig Philipp die königliche Gewalt über ein Volk, dem er seine Erhebung verdankte, und dem er deshalb auch immer größere Rechte und Freiheiten bewilligen sollte; und nur, als er eine abermalige von den Karlisten und Republikanern gemeinschaftlich veranlaßte Bewegung zu Paris am 6. Juni 1832 durch die Gewalt der Waffen dämpfte, schien sein Ansehen zu gewinnen.

Karl X. wurde mit seiner Familie von Deputirten bis an die Grenze Frankreichs begleitet und schiffte sich nach England ein. Im Herbste 1832 begab er sich nach Oesterreich, wo er gastfreundliche Aufnahme fand und ein Schloß bei Prag bezog. Er ernannte seinen Enkel, der Herzog von Bordeaux, Sohn des ermordeten Herzoges von Berry, zum Könige von Frankreich, unter dem Titel Heinrich V. Seine Mutter bereisete [illegible]auf, unter mannigfaltiger Verkleidung und vielfachen Ge-

ahren, das südliche Frankreich, um dasselbe für die Rechte ihres Sohnes zu bewaffnen, wurde aber am Ende des Jahres 1832 u Nantes entdeckt, verhaftet und außer Landes gebracht. Karl elbst starb im Jahre 1838 und fand endlich im Grabe die Ruhe, die er auf dem Throne nicht gefunden hatte.

Wie ein zündender Blitzstral durchfuhr die Nachricht von jenem wichtigen Ereignisse in Frankreich die meisten Länder Europas. Fast überall regte der Geist der Freiheit seine Schwingen. Alle lang gehegten Wünsche und Beschwerden kamen rasch nach einander zu einem gewaltsamen Durchbruche. Reine und unreine Leidenschaften, Einsichten und Vorurtheile mischten sich in die allgemeine Aufregung der Gemüther. Wie früher, so fanden auch jetzt die Vorgänge in Frankreich vielfache Nachahmungen in anderen Ländern.

98. Revolution in Belgien, im August 1830.

Durch Sprache, Religion und Sitten getrennt, blieben sich die beiden benachbarten Völker, Holländer und Belgier, stets fremd. Als desungeachtet der Wiener Congreß sie zu dem Ganzen eines Reiches vereinigte, wurde die Spannung noch größer. Seitdem ging eine große Gährung durch Belgien. Leicht entbrannte daher, nach den Vorgängen des Juli zu Paris, der Aufruhr auch in Brüssel, am 26. August 1830. Der Palast des verhaßten Ministers van Maanen wurde zerstört, die Wache niedergemetzelt; jede Leidenschaft entbrannte in ungezügelter Wildheit. Zwei Tage hintereinander boten die Gräuel in den Straßen der Stadt einen schaudererregenden Anblick dar. Erst am 28. August ward die Ruhe durch das kräftige Einschreiten der Nationalgarde wieder hergestellt. Der Aufstand in der Hauptstadt theilte sich schnell den übrigen Provinzen mit, überall wurden die Holländer vertrieben. Selbst Franzosen kamen über die Grenze und leiteten und unterstützten den Aufstand.

Der König der Niederlande, Wilhelm, schlug anfangs den Weg der Güte ein, um seine südlichen Provinzen zum Gehorsam und zur Unterwerfung zurückzuführen. Als aber alle versöhnenden Maßregeln mit Trotz und Uebermuth zurückgewiesen wurden, griff er zum Schwerte und schickte seinen Sohn, den Prinzen Friedrich, mit einem Heere ab um zunächst Brüssel, den Herd der Revolution, zu unterwerfen. Auf diese Nachricht eilten Freiwillige aus allen benachbarten Dörfern und Städten der Hauptstadt zu Hülfe. Schnell wurden in allen Straßen Barrikaden errichtet; fast jede Straße, jedes Haus war eine Festung, die ganze Bevölkerung unter Waffen. Am 22. September, des Abends, erschien Prinz Friedrich an der Spitze von 6000 Mann vor den Thoren Brüssels und ließ sogleich die Kanonen auffahren, um am andern Morgen die nächsten Straßen zu säubern. Die ganze Stadt gerieth hierüber in unruhige Bewegung; in allen Straßen wirbelten die Trommeln, von allen Thürmen tönten die Sturmglocken die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen rückte der Prinz, nicht gewarnt durch die Juli-Tage von Paris, nach einer heftigen Kanonade in Brüssel ein. Jetzt begann ein mörderischer Kampf in den Straßen, in den Häusern, in den Gärten und wüthete vier schreckliche Tage hindurch. Mit Muth und Entschlossenheit fochten die königlichen Truppen; allein der Kampf war zu ungleich. Im engen Raume der Straßen zusammengedrängt, wurden sie schrecklich empfangen von einem Hagel von Kugeln und Steinen, die von allen Seiten, von den Dächern, aus den Fenstern, aus den Kellern auf sie zuflogen. Nach fruchtloser Gegenwehr zogen die Holländer in der Nacht aus Brüssel und überließen die Stadt ihrem Schicksale. Hier bildete sich nun eine provisorische Regierung unter dem Baron van der Linden, van de Weyer ꝛc., die unter dem Zutritte de Potter's ihre Forderung steigerte und bereits die völlige Trennung Belgiens von Holland verlangte. Um neuem Blutvergießen vorzubeugen, traten im Dezember desselben Jahres die fünf Hauptmächte Europas, Oesterreich, Preußen, Frankreich, England und Ruß-

land durch die Conferenz zu London vermittelnd ein. Diese sprach die völlige Trennung aus und bestimmte, nach vielfachen Verhandlungen, am 4. Juni 1831 den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, welcher mit der 1817 verstorbenen Prinzessin Charlotte, Tochter Georg's IV. von England, vermählt gewesen war und als Prinz des englischen Hauses bisher auch in England gelebt hatte, zum Könige der Belgier.

Der König der Niederlande fügte sich dem gebieterischen Drange der Umstände und willigte in die Trennung, jedoch nicht unter Bedingungen, wie sie von den vermittelnden Mächten festgesetzt wurden. Er griff deshalb im August 1831 wieder zu den Waffen, um sich billigere und ehrenvollere zu erkämpfen. Der Prinz von Oranien führte den Oberbefehl des Heeres. Die Belgier wurden zweimal nach einander, zuerst bei Hasselt, dann bei Löwen, überfallen und geschlagen; nach einem Feldzuge von kaum zehn Tagen standen die Holländer schon im Herzen von Belgien. In dieser Gefahr eilte schnell ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard herbei, um die Holländer in die von der Conferenz bestimmte Waffenstillstandslinie zurückzuweisen. Vor solcher Uebermacht zogen sich die Holländer ohne Kampf zurück; auch die Franzosen wendeten sich wieder nach ihren Grenzen, blieben hier aber stehen, um die Holländer zu beobachten und mit Hülfe sogleich zur Hand zu sein, falls ihre Bundesgenossen, die Belgier, von den Holländern überfallen würden. Das Band zwischen Frankreich und Belgien wurde bald hierauf noch fester geknüpft durch die Vermählung des Königes Leopold mit einer Tochter des Königes der Franzosen.

Der Weg der Unterhandlungen zur Auseinandersetzung der beiden befeindeten Staaten hatte zu London wieder seinen Fortgang, und die Protokolle oder Beschlüsse folgten auf einander in ermüdender Menge, ohne jedoch den erwünschten Erfolg herbeizuführen. Da rückte zum zweiten Male ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard in Belgien ein, um die von

den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen für die Belgier zu erobern; so wenig auch Preußen und Rußland ihre Zustimmung zu derartigen Zwangsmaßregeln geben wollten. Die letztere Macht zog sich deshalb ganz von der Conferenz zurück.

Am 1. Dezember 1832 begann die Belagerung, die eine der furchtbarsten ist in der Kriegesgeschichte. Bis zum 22. Dezember waren gegen diesen Platz, der kaum eine halbe Stunde im Umfange hat, über 60,000 Bomben und Kugeln ausgespien worden, die ganze Citadelle war so schrecklich verwüstet, als ob sie durch ein Erdbeben auseinander geworfen sei; dennoch vertheidigte sich der holländische Befehlshaber, General Chassé, innerhalb dieser grausenvollen Trümmer mit unerschütterlichem Muthe. Als aber am Abende des 22. Dezembers ein furchtbarer Brand entstand, wodurch die letzten Lebensmittel der Garnison ein Raub der Flammen wurden; als alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war: da erst fügte sich der General Chassé der traurigen Nothwendigkeit und ergab sich am 22. Dezember. Gleich am Tage darauf stattete der General Gérard und die beiden französischen Prinzen dem General Chassé einen Besuch ab. Nur mit Mühe gelang es ihnen, über die vom Blute triefenden Schutthaufen und die geborstenen Mauertrümmer sich einen Weg zu bahnen nach der Kasematte, in deren Hintergrunde er sich befand. Mit Hochachtung näherten sie sich dem Helden und reichten ihm freundlichst die Hand. „Ich ehre den Muth überall, — sagte zu ihm Gérard — und diese Ruinen sind die schönsten Zeugen des Ihrigen!" Die Citadelle wurde alsdann von den Franzosen an die Belgier übergeben, und die Besatzung gefangen nach Frankreich abgeführt. Gleich darauf zog sich auch das französische Heer wieder zurück.

Durch die Eroberung der Citadelle wurde jedoch der Streit zwischen Holland und Belgien seiner Entscheidung fast um nichts näher gebracht. Noch immer standen die beiden Völker bewaffnet einander gegenüber. Erst im Jahre 1839 kam eine

friedliche Annäherung und Auseinandersetzung zur Freude von ganz Europa glücklich zu Stande. Der König von Holland aber legte im Jahre 1841 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Er starb schon im Dezember 1842 zu Berlin, vom Schlagflusse gerührt.

99. Revolution in Polen, im November 1830.

Mit dem Sturze Napoleon's war auch der Polen letzte Hoffnung für die Wiederherstellung ihres Reiches zertrümmert. Der Wiener Congreß gab die Provinz Posen wieder an Preußen, erklärte Krakau zum Freistaate und überließ das verkleinerte Herzogthum Warschau mit 3,600,000 Einwohnern unter dem Titel „Königreich Polen" dem Kaiser Alexander von Rußland.

Es gereicht diesem wohlwollenden Fürsten zur Ehre, daß er wünschte, die Polen mit ihrem Mißgeschicke zu versöhnen, indem er ihnen eine Verfassung gab, die sie vor allen Provinzen seines weitläufigen Reiches auszeichnete. Allein das Andenken an die glorreiche Vorzeit der Väter, dann die Erinnerung an die vielfachen Verletzungen in der neueren Zeit, und das Gefühl, jetzt von einem strengen russischen Machtgebieter, dem Vicekönige Constantin, abhängig zu sein, konnte sie nicht aussöhnen mit der Gegenwart. Die alten Parteien hatten sich schon längst im gemeinsamen Unglücke wieder vereinigt. Der mächtige Gedanke des Vaterlandes schien sichtbar weiter nach unten in die niederen Volksklassen gedrungen zu sein. Die Gährung der Gemüther steigerte sich von Jahr zu Jahr. Wie ein zündender Blitzstrahl wirkten deshalb die Vorfälle in Paris auf die Polen, und durch einen plötzlichen Aufstand in Warschau gegen den Großfürsten Constantin entlud sich der lang angehäufte Brennstoff zuerst am 29. November 1830. Am Abende dieses verhängnißvollen Tages drangen mehre junge Leute, besonders aus der Militärschule, mit ihren Waffen

in den Palast des Großfürsten und stießen die Wachen nieder; nur mit Mühe rettete sich Constantin selbst durch die Flucht. Unterdeß wuchs der Auflauf; das Volk stürmte das Zeughaus, holte die Waffen heraus und nahm furchtbare Rache an Allen, die es für seine Unterdrücker hielt. Dem blutigen Abende folgte eine schaudervolle Nacht. Polen, welche in der Dunkelheit für Russen angesehen wurden, fanden durch die Hand ihrer eigenen Mitbürger den Tod. Erst am folgenden Tage wurde durch das kräftige Einschreiten der Nationalgarde die Ordnung wieder hergestellt. Man setzte eine vorläufige Regierung ein, wählte den verdienstvollen General Chlopicki zum Dictator und schickte eine Gesandtschaft nach Petersburg, um dem Kaiser die Lage der Dinge vorzustellen und ihn um die Wiederherstellung des Königreichs Polen innerhalb seiner früheren Grenzen zu bitten. Als diese aber mit der traurigen Botschaft zurückkam: „Kein Heil, als völlige Unterwerfung!" da rüstete sich Alles zu einer verzweiflungsvollen Gegenwehr. Die gemäßigte und bedenkliche Stimmung des Dictators mißfiel der aufgeregten Menge. Er sah nämlich voraus: daß drei Millionen Menschen, abgeschnitten von aller Hülfe, ohne hinreichendes Geschütz und sonstiges Kriegsmaterial einem Herrscher von acht und vierzig Millionen und dem geübtesten, mit Geschützmassen reich versehenen Heere unmöglich die Spitze würden bieten können; darum legte er am 18. Januar 1831 seine Stelle nieder. Nach ihm übernahm der Fürst Radziwil den Oberbefehl des Heeres.

Nachdem der Kaiser die Polen unter Zusicherung seiner Gnade vergebens zur Unterwerfung aufgefordert hatte, ließ er am 5. Februar 1831 ein großes Heer unter Diebitsch in das Königreich Polen einrücken. Doch der Polen alte Tapferkeit strahlte bei ungleichem Kampfe im verjüngten Glanze. Am 18., 19. und 20. Februar wurde bei Praga blutig gestritten. Im Angesichte der Hauptstadt leisteten die Polen den hartnäckigsten Widerstand und behaupteten sich fest in ihrer Stel-

lung. Der General Chlopicki, welcher dem Fürsten Radziwil beigeordnet war, leitete mit seltener Kaltblütigkeit im heftigsten Feuer den Angriff. An den beiden folgenden Tagen war Waffenstillstand, um die zahllos gefallenen Opfer zu beerdigen. Aber es war, als hätte man nur Raum machen wollen für eine noch blutigere Ernte. Schon am 24. griffen die Russen, durch frische Truppen verstärkt, von neuem an. Zwei ganze Tage hindurch wurde wieder mit der äußersten Erbitterung vor den Thoren von Warschau gekämpft; aber auch dieses Mal ohne entscheidenden Erfolg. Die Polen verkauften jeden Fußbreit Landes um Blut. Der General Chlopicki wurde in dieser mörderischen Schlacht schwer verwundet.

Kurz hierauf legte auch der Fürst Radziwil den Oberbefehl nieder, und der General Skrzynecki trat an seine Stelle. Mehre russische Generale, besonders Geismar und Rosen, erlitten empfindliche Niederlagen. Die Polen aber suchten auch die entfernteren Provinzen, Litthauen, Volhynien und Podolien, durch dahin gesandte Truppenabtheilungen in Aufstand zu bringen. Der General Dwernicki drang glücklich nach Volhynien, aber durch ein zu kühnes Wagniß seines Unterbefehlshabers Sierawski im Rücken bedroht, blieb ihm nichts übrig, als sich durch die Flucht auf das österreichische Gebiet zu retten und dort die Waffen niederzulegen. Skrzynecki selbst übernahm es, Litthauen zu befreien, anfangs mit glücklichem Erfolge, doch bald darauf von den Russen mit Uebermacht angegriffen, entging er nur nach Wundern der Tapferkeit bei Ostrolenka am 26. Mai 1831 der Vernichtung; und drei Befehlshaber, Chlapowski, Gielgud und Roland wurden unter steten Kämpfen bis auf's preußische Gebiet gedrängt, wo man gleichfalls Niederlegung der Waffen forderte. Seitdem schien Polens Schicksal entschieden.

Unterdeß durchzog die asiatische Cholera wie ein Würgengel, vor ihr der Schrecken, hinter ihr der Tod, nach und nach fast alle Länder Europas. Am 9. Juni raffte sie plö-

lich den General Diebitsch, und bald nach ihm auch den Großfürsten Constantin dahin. Hierauf übernahm Paskewitsch den Oberbefehl des russischen Heeres. Im Juli bewerkstelligte er glücklich den Uebergang über die Weichsel, ohne von Skrzynecki gehindert zu werden. Dieser hoffte nämlich auf Hülfe bald von Frankreich bald von England und suchte durch Vermeidung einer Hauptschlacht den Krieg in die Länge zu ziehen, bis Beistand von Außen käme. Allein der gehoffte Beistand kam nicht, und die Lage der Polen wurde mit jedem Tage bedenklicher. Vor der Uebermacht weichend, zog sich Skrzynecki mit dem Ueberreste seiner Truppen kämpfend unter die Mauern Warschaus zurück und legte seine Stelle nieder. Der General Prondzinski wurde jetzt Oberbefehlshaber, und Krukowiecki Kommandant in Warschau.

Paskewitsch langte vor den Thoren Warschaus an und schickte am 3. September einen Offizier in die Stadt, um sie im Namen des Kaisers zur Unterwerfung aufzufordern und dagegen Gnade und Vergessenheit alles Geschehenen zu verheißen. Allein diese Worte des Friedens und der Versöhnung wurden hartnäckig zurückgewiesen. Am 6. desselben Monats mit Tagesanbruch rückten daher die Russen zum Sturme heran. Nach zweitägiger, äußerst hartnäckiger Vertheidigung, als bereits Schanzen und Wälle erstürmt waren, und viele Häuser in lichten Flammen standen, übergab Krukowiecki, auf die Bewilligung freien Abzuges mit allen militärischen Ehren, die Stadt, um sie nicht dem äußersten Elende preiszugeben. Am 8. September hielt Paskewitsch seinen Einzug, nachdem am Abende vorher die polnischen Truppen abgezogen waren. Diese zogen nach Modlin und setzten den Kampf noch einige Zeit hindurch fort. Doch fruchtlos blieben die letzten verzweifelten Anstrengungen. Die einzelnen Haufen mußten sich auf das preußische oder österreichische Gebiet flüchten und dort die Waffen strecken.

Der Kaiser Nikolaus erließ bedingungsweise Verzeihung, und ein Theil der Polen kehrte darauf zurück. Die meisten aber zogen es vor, in Frankreich oder England eine neue Heimath zu suchen. Durch diesen unglücklichen Aufstand verlor das vielfach geprüfte Polen den letzten Schatten seiner Selbständigkeit. Jedoch die Gährung im Lande blieb und kam im Jahre 1846, zunächst in den preußischen und österreichischen Besitztheilen, wiederum zum Ausbruche. Auch dieser Versuch endete zu ihrem Verderben. Nun wurde auch der Freistaat Krakau, die letzte Reliquie Polens, aufgehoben, und die Stadt mit ihrem Gebiete der österreichischen Monarchie einverleibt.

100. Unruhige Auftritte in anderen europäischen Staaten.

Italien. — Fast in allen übrigen europäischen Staaten herrschte große Gährung und kam hier und dort zum gewaltsamen Ausbruche. Im Februar 1831 brach ein Aufruhr in Modena aus, in Folge dessen der Herzog flüchten mußte. Der Aufruhr theilte sich schnell dem Herzogthume Parma mit; auch hier konnte sich die Erzherzogin Maria Louise, früher Napoleon's Gemahlin, nur durch die Flucht retten. Selbst die Provinzen des päpstlichen Gebietes wurden mit fortgerissen; eine große Partei empörte sich hier gegen die weltliche Regierung des Papstes. Auf diese Weise wurde ein großer Theil Mittelitaliens der Schauplatz gesetzloser Willkür und empörender Gräuel. Auf dringendes Bitten ließ endlich der Kaiser von Oesterreich ein Heer unter dem General Frimont in die empörten Provinzen einrücken, welches bald die Ruhe wieder herstellte. Allein die Ruhe währte nur so lange, als die österreichischen Waffen sie schirmten; im Rücken des Heeres brach sogleich der Aufruhr wieder aus. Auf wiederholtes Ansuchen des Papstes legte deshalb der Kaiser eine Besatzung in Bologna, um von hier aus jeden Versuch zum Aufruhr im Keime zu ersticken. Aus Eifersucht legte auch sogleich Frankreich, gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes, eine Besatzung in Ankona. Erst im

Jahre 1838 zogen beide Mächte ihre Truppen wieder aus dem päpstlichen Gebiete zurück. So ward auf der apenninischen Halbinsel durch die Gewalt der Waffen die Ruhe zwar äußerlich wieder hergestellt; allein die Gährung im Lande blieb und unterwühlte den Boden desselben immer mehr.

Schweiz. — Auch in der Schweiz brach ein wildes Treiben und ein blutiger Zwist aus, welcher fast in Anarchie oder gesetzlose Willkür ausartete. Hier standen die Eiferer für das Alte und Neue in unversöhnlichem Hasse einander gegenüber. Große Gährung ging durch das ganze Land. Bald wurden auch noch die sonst so friedlichen Thäler des schönen Gebirgslandes die geräuschvollen Sammelplätze von Tausenden von Flüchtlingen und Vertriebenen anderer Nationen, die hier wie in einem verschanzten Lager standen und auch die Ruhe und Sicherheit der benachbarten Staaten ernstlich bedrohten. — Einen Hauptanlaß zu den späteren schweren Verwicklungen und Kämpfen in der Schweiz gab die Aufhebung der Stifte und Klöster im Kanton Aargau, am 13. Januar 1841. Gegen diese Gewaltmaßregel legten die Katholiken, legte selbst Oesterreich, Beschwerde ein; allein vergebens. Und als bald darauf sogar bewaffnete Freischarenzüge zweimal nach einander, am 8. Dezember 1844 und am 31. März 1845, den heillosen Versuch wagten, die katholische Stadt Lucern zu überfallen; da vereinigten sich sieben katholische Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Lucern, Freiburg, Wallis und Zug im Juni 1845*) zu einem bewaffneten Sonderbunde, um ihre Freiheit und ihre Gerechtsame zu schützen und Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. Gegen diesen Sonderbund erhob sich die Tagessatzung und rief endlich alle übrigen Kantone zum bewaffneten Einschreiten auf. So kam denn im November 1847 das Ungewitter, welches so lange drohend über der Schweiz geschwebt hatte, zum verheerenden Ausbruche; — es begann ein Bürgerkrieg

*) In diesem Jahre erfand ein Deutscher, Dreyse in Sömmerda bei Erfurt, das jetzige Zündnadelgewehr.

von zwölf Kantonen gegen sieben. Bei so großer Ungleichheit der Kräfte konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben; der Sonderbund mußte der Uebermacht erliegen. Um so kühner und rücksichtsloser gingen nun die Sieger in ihren Maßregeln gegen die Besiegten vor und machten in der bestehenden Verfassung manche Reformen oder Umänderungen, ganz nach ihrem Sinne. Vergebens erhoben die Besiegten laute Klagen und Beschwerden über die schreiende Verletzung der durch die Verfassung gewährleisteten Freiheiten und Rechte; vergebens ermahnten, droheten die Großmächte Oesterreich, Frankreich und Preußen; alle Klagen, alle Drohungen schienen den Eifer und die Kühnheit der Machthaber nur zu erhöhen.

Bei weitem ruhiger und besonnener, als die übrigen benachbarten Staaten, blieb auch jetzt der größte Theil von Deutschland und genoß deshalb vorzugsweise der Segnungen des inneren Friedens. Mitten zwischen den Gährungen nah und fern legte das deutsche Volk auf seine alte, biedere und treue Weise sein ganzes Geschick in die Hände seiner Fürsten und erwartete von ihrer Einsicht und Gerechtigkeitsliebe die Erfüllung zeitgemäßer Wünsche und Bedürfnisse. Insbesondere war es ein großes Glück für die Freunde des Friedens, daß an Preußens Spitze ein weiser, durch die Jahre der Erfahrung gemäßigter König, und an Oesterreichs Spitze ein Kaiser stand, der sonder Furcht so viele Stürme hat brausen sehen. Nur in einzelnen Staaten kam es zu gewaltsamen Auftritten; sie waren jedoch bald vorübergehend und minder gräuelvoll.

Im März 1835 starb der Kaiser von Oesterreich, Franz I., und im Juni 1840 der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., an deren Leben sich so viele und so großartige Erinnerungen knüpfen. Beide nahmen die Achtung und Liebe nicht nur ihrer Unterthanen, sondern auch aller Zeitgenossen mit sich in's Grab. In Oesterreich folgte Kaiser Ferdinand I., in Preußen König Friedrich Wilhelm IV. In Deutschland währte der Friede, mit welchem die göttliche Vorsehu-

unser Vaterland bereits über dreißig Jahre hindurch gesegnet hatte, ohne äußere Störung fort; und Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe nahmen einen immer höheren Aufschwung. Da kam das Jahr 1848, und ein schweres Ungewitter entlud sich wieder über mehre Staaten Europas, diesesmal auch über unser theueres Vaterland.

Frankreich.

101. Dritte (Februar-) Revolution 1848. — Frankreich eine Republik, — 1852 ein Kaiserreich.

Es gibt in der ganzen Geschichte kaum ein Jahr, das reicher an überraschenden und erschütternden Ereignissen wäre, als das Jahr 1848. Im Februar desselben ging wiederum von Frankreich und, wie immer, von seiner tonangebenden Hauptstadt eine neue Revolution aus, die schon nach Monatsfrist ihren Weg durch halb Europa gemacht hatte. Die Vorgänge in der Schweiz bildeten gleichsam das Vorspiel zu dem großen Weltdrama dieses ewig denkwürdigen Jahres.

Um eine Reform oder Umänderung in den Wahlgesetzen für die Deputirten-Kammer durchzusetzen, durch welche das Wahlrecht auf eine größere Zahl von Personen ausgedehnt werden sollte, waren bereits seit 1847 in ganz Frankreich von der Fortschrittspartei sogenannte Reform-Bankette angeordnet worden, Festmahle, bei welchen die Wahlreform gepredigt, und die Regierung auf das heftigste angegriffen wurde. Reform war überhaupt das Stichwort für Alles, was jeder Unzufriedene wünschte. Ein solches Reform-Bankett sollte am 22. Februar auch in Paris gehalten werden. Alle Einrichtungen waren bereits getroffen, die ganze Stadt war in einer fieberhaften Aufregung. Um einer so drohenden Gefahr vorzubeugen, erschien am Tage zuvor eine Bekanntmachung der Regierung, durch welche das Festmahl verboten wurde. Da aber kam es in Paris zu einem gewaltsamen Aufstande. Ganze Massen von Arbeitern zogen lärmend und drohend durch die

Straßen, mit dem Schrei: „Reform!“ „Reform!“ „Nieder mit Guizot!“ Dieser war der erste Minister des Königes. Die Polizei wollte einschreiten und Ruhe stiften, fand aber Widerstand. Selbst ein großer Theil der Nationalgarde schloß sich dem Volke an, und immer lauter und drohender wurde der Schrei: „Reform!“ „Reform!“ „Nieder mit Guizot!“ Schon in mehren Straßen erhoben sich Barrikaden. Der König glaubte, den Sturm beschwichtigen zu können, wenn er das Ministerium Guizot entließe und einen beliebten Mann, den Grafen Molé, an die Spitze eines neuen Ministeriums stelle. Er ließ ihn deshalb nach Hofe rufen. Und wirklich erregte diese Botschaft laute und öffentliche Freude. Die Barrikaden verschwanden, und am Abend wurden die Straßen beleuchtet (23.). Allein ein unglücklicher Zufall vereitelte die Hoffnung der Ruhiggesinnten. Gegen 10 Uhr Abends zog ein Volkshaufen mit Fahnen und Fackeln singend und lärmend nach der Wohnung des Ministerpräsidenten Guizot, stellte sich von derselben auf und forderte drohend die sofortige Beleuchtung des Gebäudes. In dem Augenblicke fiel ein Schuß und verbreitete unter die auf dem Vorplatze aufgestellte Wache die Meinung, sie würde von dem Volkshaufen angegriffen. Sie gab Feuer auf denselben, und etwa fünfzig Menschen stürzten todt oder verwundet zusammen. Da ergriff eine unaussprechliche Wuth das Volk. Man belud eine Bahre mit Leichen und durchzog unter Fackelschein und mit dem Rufe: „Auf, wir sind verrathen! — Rache! — Zu den Waffen!“ die Straßen. Ueberall wurden Barrikaden errichtet, und die Nationalgarde verband sich zum großen Theile mit dem Volke.

Der König nahm jetzt seine Zuflucht zu einem neuen ganz volksthümlichen Ministerium. Es war zu spät! — ein verhängnißvolles Wort der neuesten Zeit! Die Aufforderungen von Seiten der neuen Minister zur Ruhe fanden kein Gehör, ihre Verheißungen keinen Glauben. Da legte der alte, tiefgebeugte König, am 24. Februar, die Regierung zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, des ältesten Sohnes

des verstorbenen Herzoges von Orleans, nieder. Für den no minderjährigen Knaben — er war erst zehn Jahre alt — soll seine Mutter, die bei der Nation beliebt war, die Regentsch führen. Umsonst erschien die Mutter, die edele deutsche Fürste stentochter aus Mecklenburg, mit ihren beiden Söhnen in de Deputirtenkammer. Es war zu spät! Ganze Haufen bewaf neten Volkes drangen tobend und lärmend in den Sitzungssaa und schrien unaufhörlich: „Es lebe die Republik!" Von alle Galerien ertönte derselbe Ruf, so daß die besser gesinnten De putirten schon für die Sicherheit der Herzogin und ihrer Kin der besorgt wurden. Man führte sie durch eine Seitenthür au dem lärmenden Sitzungssaale. Bei einem so drohenden Um schwunge aller Verhältnisse ergriff Louis Philipp mit seine Gemahlin die Flucht und kam nicht ohne Gefahr nach Eng land. Schon nach zwei Jahren, im August 1850, schloß de greise, vielgeprüfte König als Verbannter zu London für immer sein lebensmüdes Auge*). Die Herzogin von Orleans begab sich mit ihren Kindern nach Deutschland. — Unter dem wüthenden Lärm des Volkes und der Deputirten kam nun plötzlich eine Republik zu Stande, und eine provisorische Re gierung wurde eingesetzt, um die neuen Verhältnisse zu ordnen. Ein unermeßlicher Jubel des großen Haufens begrüßte dies neue Errungenschaft.

Allein der Rausch der republikanischen Jubeltage mit ihren Freudenfesten und ihrer Fahnenweihe, und die Begeisterung für den neuen Wahlspruch: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!" war vorübergehend. Die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens schuf manche Schwierigkeiten und Bedenken. Eine Hauptaufgabe der neuen Verwaltung mußte die Besserstellung der ar beitenden Klasse sein, da die Revolution vorzüglich ihr Werk war. Allein die ihr gewordene Zusicherung der Arbeit machte die Erhaltung einer Unzahl brodloser, mitunter arbeitsscheuer

*) Im Oktober desselben Jahres starb auch seine Tochter, die allver ehrte Königin der Belgier.

Menschen nöthig und führte die Errichtung von Nationalwerkstätten herbei, die Millionen verschlangen, ohne etwas Namhaftes zu leisten. Die Unterstützung von zwei Franken, die den Arbeitslosen täglich gereicht wurden, steigerte die Staatsausgaben in's Unendliche und mehrte fort und fort die Zahl der bettelnden Proletarier. Daß eine solche Einrichtung im Kurzen den Ruin des Staates, die Verarmung der besitzenden Klasse und die Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse nothwendig herbeiführen müsse, lag zu offen am Tage. Es war deshalb auch eine der ersten Maßregeln der Nationalversammlung, diese Werkstätten zu schließen und den Arbeitern die Staatsunterstützung wieder zu entziehen. Da versuchten die in ihren Erwartungen getäuschten Arbeiter eine neue Revolution, deren Endziel kein anderes als die Beraubung und Plünderung der besitzenden Klasse zu sein schien. Sie erhoben sich in Masse und durchzogen wüthend und drohend die Straßen. Rothe Fahnen weheten vor ihrem Zuge und verkündeten das blutige Vorhaben. Ihr erster Sturm galt der Nationalversammlung; diese sollte gestürzt, und eine neue Regierung nach ihrem Sinne eingesetzt werden. Allein die Nationalgarde und die Truppen wiesen diesen Sturm kräftig zurück. Diesem ersten Versuche vom 10. Mai folgte ein zweiter viel heftigerer am 20. Juni. An diesem Tage rotteten sich die Arbeiter noch zahlreicher zusammen, plünderten die Waffenläden, bemächtigten sich mehrer Kanonen und sperrten die Straßen durch Barrikaden ab. Die ganze Stadt war in einer furchtbaren Aufregung. In diesem Augenblicke ungeheurer Noth und Gefahr ergriff die Regierung eine außerordentliche Maßregel. Der General Cavaignac wurde zum Dictator mit unumschränkter Gewalt ernannt, und Paris in Belagerungszustand erklärt. Nun begann in den Straßen ein furchtbarer Kampf, der vier Tage hindurch fortgeführt wurde und beiderseits viele Opfer kostete. Am zweiten Tage, als der Kampf am schrecklichsten wüthete, da begab sich der Erzbischof von Paris, voll Erbarmen über das Bürgerblut, welches vergossen wurde, das Crucifix und die Palme des Friedens in der Hand, unter

die Empörer, um ihnen Worte des Friedens und der Versöhnung zu bringen; allein selbst der fromme Apostel des Friedens sank, von einer Kugel durchbohrt, am Fuße einer Barrikade als Opfer dahin. Erst am 26. Juni endete der grausige Kampf mit der völligen Besiegung der Meuterer. An 5000 Todte und noch einmal so viele Verwundete hatte dieser Straßenkampf gekostet. — Geschützt durch diese Maßregel der Strenge wählte das Volk, voll Begeisterung für den Ruhm und den Glanz des Napoleonischen Namens, Louis Napoleon, den Sohn des vormaligen Königes von Holland, zum Präsidenten der Republik, erst auf vier Jahre, dann aber, nach neuen bedrohlichen Vorgängen am 2. Dezember 1851, auf zehn Jahre. Zugleich räumte es ihm eine fast unumschränkte Gewalt ein, um mit starker gewaffneter Hand den neuen wieder auftauchenden Revolutionsgelüsten und deren Gräueln endlich ein Ziel zu setzen. Ja die Mehrzahl der Nation wünschte ihn sogar als Kaiser an die Spitze des Reiches gestellt, damit unter eines Mächtigen Scepter das Land endlich beruhigt und der Segnungen des Friedens theilhaftig werde. Und als es hierüber zur Abstimmung des Volkes kam, wurde Napoleon mit fast acht Millionen Stimmen gewählt, und am 1. Dezember 1852 dem Gewählten die Entscheidung des französischen Volkswillens überbracht. Seitdem führt er den Titel Napoleon III. (der zweite Napoleon wäre der Herzog von Reichstadt gewesen). Im Januar 1853 gab er dem Reiche auch eine Kaiserin, indem er sich mit der Spanierin Eugenia, Gräfin Montijo, vermählte.

So war an Frankreichs Himmel abermals der Stern Napoleon's aufgegangen; — ob als Zeichen endlichen Friedens und endlicher Versöhnung der Parteien, oder neuer Schrecken, neuer Umwälzungen, das vermochte kein menschliches Auge zu erschauen. Erst die Zukunft kann entscheiden, ob das große Wort des Kaisers: „Das Kaiserreich ist der Friede! (l'empire c'est la paix!) auch zur Wahrheit werden soll.

102. Rückwirkung dieser Revolution auf mehre andere Staaten, insbesondere auch auf Deutschland.

Wie ein zündender Blitzstrahl durchfuhr die Nachricht von der Februar-Revolution in Paris die meisten Länder Europas. Alle lang gehegten Wünsche und Beschwerden kamen rasch nach einander zu einem gewaltsamen Durchbruche. Reine und unreine Leidenschaften, Einsichten und Vorurtheile mischten sich wieder in die allgemeine Aufregung der Gemüther. Wie früher, so fanden auch jetzt die Vorgänge in Frankreich vielfache Nachahmung in andern Ländern.

Italien. — In Oberitalien hatte sich das Lombardisch-Venetianische Königreich unter der Regierung Oesterreichs zu einem außerordentlichen Wohlstande heraufgeschwungen. Desungeachtet haßte man die Fremdherrschaft und neckte und verhöhnte unabläßig auf die empörendste Weise „die Deutschen", die hier wie in Feindes Land standen. Schon im Januar 1848 entstanden in der Hauptstadt Mailand bedenkliche Unruhen und Meutereien. Sobald aber die Kunde der französische Revolution dahin gekommen war, da brach eine offene Empörung aus. Um Bürgerblut zu schonen und der aufgeregten Menge Zeit zu lassen, zur Besonnenheit zurückzukehren, verließ der alte Feldmarschall Radetzki am 22. März mit seinen Truppen die Stadt „auf Wiedersehn". Auch Venedig rief die Republik aus, und die kaiserliche Besatzung räumte ebenfalls die Stadt. Einen noch höheren Aufschwung nahm die Revolution, als Karl Albert, der König von Sardinien, sich an die Spitze stellte. Dieser von Ehrgeiz getriebene Fürst hatte nichts Geringeres im Sinne, als ganz Oberitalien unter seiner Herrschaft zu vereinigen und einen starken Bund aller italienischen Staaten in's Leben zu rufen. Um die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen, gab er seinem Lande eine freie Verfassung, erklärte Oesterreich den Krieg und fiel sofort mit großer Heeresmacht in die Lombardei ein. Da er-

hob sich ganz Oberitalien und scharte sich voll Begeisterung um das „Schwert von Italien“ — so nannte ihn die jubelnde Menge. Aus allen übrigen Theilen des Landes kamen bewaffnete Zuzüge; bis nach Wälschtirol, bis nach Dalmatien hin verbreitete sich der Aufruhr. So stand nun Radetzki mit seinem Häuflein Soldaten einem ganzen bewaffneten Volke gegenüber! Dennoch zagte der alte Löwe nicht. Nur langsam und unter steten Kämpfen zog er sich vor der ungeheueren Uebermacht zurück, bis Verstärkung von Oesterreich kam. Da aber machte er Halt, ging im Anfange Juli kräftig wieder vor und erfocht nun Sieg auf Sieg, den entscheidendsten am 24. Juli bei Custozza, wo er ungeachtet seiner schwierigen Stellung und der Schwüle des Tages den weit überlegenen Feind völlig besiegte und zersprengte. Im raschen Siegeszuge rückte er wieder in die Lombardei ein, die Feinde vor sich hertreibend und hielt am 6. August seinen Einzug in Mailand. Der enttäuschte König von Sardinien aber war heimlich unter dem Dunkel der Nacht eiligst in sein Land zurückgeflohen, froh, von Oesterreichs Großmuth einen Waffenstillstand erhalten zu haben. — Im folgenden Jahre 1849, am 20. März, schlug Karl Albert von neuem los. Dieser Feldzug dauerte nur vier Tage. Am 24. März wurde er bei Novara so entschieden geschlagen, daß er voll Verzweiflung noch auf dem Schlachtfelde die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes niederlegte und sofort freiwillig in die Verbannung ging. Schon nach drei Monaten kam aus Porto (in Portugal), wohin er sich zurückgezogen hatte, die Nachricht seines Todes (28. Juni). Der neue König Victor Emanuel aber schloß Frieden mit den Oesterreichern und konnte sich glücklich schätzen, daß diese seinen Thron gegen eine Umsturzpartei in seinem eigenen Lande schützten. — Auch die für uneinnehmbar gehaltene Meeresfeste Venedig erlag endlich, am 22. August, den riesigen Anstrengungen der Kunst und des Heldenmuthes der Oesterreicher, so daß Oesterreich wieder im vollen Besitze aller seiner italienischen

länder war. Das war das Werk des jugendlichen Heldenreises Radetzki.

In Neapel und auf Sicilien war es schon vor der französischen Revolution zu großen Volksbewegungen gekommen, die aber in Folge derselben noch stürmischer wurden. Schon im 10. Februar bewilligte der König Ferdinand von Neapel eine freie Verfassung. Sicilien dagegen verwarf alle Zugeständnisse des Königes, sagte sich ganz los von ihm und trug sogar am 11. Juli 1848 dem Herzoge von Genua, einem Sohne Karl Albert's, seine Krone an. Da griff der König zum Schwerte, und es gelang ihm, die Insel seiner Botmäßigkeit wieder zu unterwerfen.

Auch der Kirchenstaat, und vorzüglich Rom selbst, wurde von den heftigsten Stürmen erschüttert. Im Jahre 1846 war der Papst Gregor XVI. gestorben, und der Kardinal Mastai Ferretti wurde als Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Seine Milde und Leutseligkeit gewannen ihm die Herzen des Volkes, seine Reformen weckten kühne Hoffnungen. Er begann seine Regierung mit mehren wesentlichen Verbesserungen in der bisherigen Verwaltung des Kirchenstaates, und mit der Begnadigung aller Staatsgefangenen. Ein unermeßlicher Volksjubel begrüßte diese ersten freisinnigen Anordnungen als Vorboten einer neuen besseren Zeit. Die Aufregung verbreitete sich rasch über alle Theile Italiens. Ueberall erwachte neues Leben; Aller Blicke, Aller Hoffnungen waren nach Rom gerichtet, und der Jubelruf: „Es lebe Pius IX.!" war die Losung des Tages überall. Aber schon im Jahre 1847 zeigten sich bedenkliche Spuren eines überstürzenden Ungestümes bei den leidenschaftlichen Völkern dieses Landes, und das Jahr 1848 zerstörte völlig die Hoffnung auf eine ruhige Entwicklung besserer Zustände, die nur durch sittlichen Ernst, Besonnenheit und Eintracht gewonnen werden können. Die von falschem Freiheitschwindel fortgerissene Menge wurde immer anmaßender und herrischer; ein Recht nach dem andern nahm

sie für sich in Anspruch, und als der Krieg in der Lombardei ausbrach, forderte sie sogar, der Papst solle dem Kaiser von Oesterreich den Krieg erklären. Als so ungebührlichen Forderungen die Zustimmung versagt werden mußte, kam es in Rom zu rohen Ausbrüchen der Wuth und der Raserei. Da endlich verließ Pius am 24. November 1848 die sturmbewegte Stadt und begab sich nach Civita-Vecchia und von da nach Gaëta im Königreich Neapel. Nun schritten die Machthaber in Rom in ihren Revolutionsgelüsten immer weiter und erklärten Rom für eine Republik. Der Papst aber sprach die Hülfe der katholischen Mächte an, und gegen Ende des April 1849 kam ein französisches Heer unter dem General Oudinot herüber, um Rom für den Papst zu besetzen. Die Römer leisteten Widerstand bis zum dritten Juli, da ergaben sie sich. Die Hauptanstifter des Widerstandes ergriffen zeitig die Flucht. Unterdessen besetzten die Oesterreicher Ankona und Bologna. Auch aus dem Königreich Neapel waren Hülfstruppen in den Kirchenstaat eingerückt; ja sogar dreitausend Mann Spanier landeten an der italischen Küste, um Ordnung und die Herrschaft der Gesetze wieder herstellen zu helfen. Es währte auch nicht lange, da waren diese wieder hergestellt. Das Volk war von seiner Täuschung zurückgekommen, und Alle sehnten sich nach der Rückkehr des geliebten Landesvaters. Dieser schickte von Gaëta aus drei Kardinäle nach Rom, um hier die geistliche Herrschaft zuvor wieder einzurichten. Er selbst kehrte dann im Jahre 1850 zurück und ließ überall Gnade walten.

Schweiz. — Hier führte die Kunde von der Februar-Revolution den Abfall des Kantons Neuenburg von der milden Regierung Preußens und den vollständigen Sieg der Gegenpartei herbei. Bald erhielt auch, am 12. September 1848, die ganze Schweiz eine neue Bundesverfassung.

Deutschland. — Schon lange waren in vielen Theilen des Landes manche Wünsche und Hoffnungen auf zeitgemäße Veränderungen in der bisherigen Verfassung und Verwaltung

laut geworden, die aber noch immer nicht die ersehnte Berücksichtigung gefunden hatten. Daher entstand bei einem großen Theile der Bevölkerung eine dumpfe Mißstimmung und Gährung, die unter der wachsenden Fluth der Eindrücke von Außen immer größer und bedenklicher wurde. Da kam die Kunde von der Februar-Revolution von Paris nach Deutschland und gab auch hier das Signal zu gewaltsamen Ausbrüchen der Unzufriedenheit und des stürmischen Verlangens nach Veränderungen. Preßfreiheit, Aufhebung aller Standesrechte, Volksbewaffnung und Mündlichkeit der Rechtspflege mit Schwurgerichten, vor allem aber Antheil des Volkes an der Verfassung des Landes; das waren die Hauptforderungen, die fast überall an die Regierungen gestellt wurden. Nebst dem Verlangen nach größeren Freiheiten ging die öffentliche Stimme vorzüglich auf eine größere Einheit und Kräftigung Deutschlands im Inneren und nach Außen. Die Regierungen gingen größtentheils auf diese Anträge ein; fast überall wurden die Ministerien gewechselt, und die gewünschten Reformen entweder sofort eingeführt, oder doch angebahnt. In Bayern legte sogar der König Ludwig am 20. Mai 1848 die Krone zu Gunsten seines Sohnes Maximilian nieder. Allein das Volk überstürzte hier und dort im wilden Freiheitstaumel nur zu oft die Schranken der Ordnung und des Rechts, und es kam, besonders in den größeren Städten und vor allen in den Residenzen selbst, zu höchst beklagenswerthen Auftritten.

In dieser sorgenvollen Zeit der allgemeinen Aufregung, in welcher die öffentliche Sicherheit nicht wenig bedroht wurde, waren die Blicke Aller, die es mit dem Vaterlande wohl meinten, vorzüglich nach Frankfurt a. M. gerichtet. Hier tagte seit dem 18. Mai (1848) eine aus der freien Wahl aller deutschen Völker hervorgegangene Nationalversammlung, um eine Verfassung für das gesammte deutsche Vaterland zu entwerfen. Am 29. Juni erwählte dieselbe den Erzherzog Johann von Oesterreich, einen ächt volksthümlichen Mann, der sich

bereits in Krieg und Frieden einen gleich glorreichen Namen erworben hatte, zum provisorischen Reichsverweser. In dieser Eigenschaft sollte er bis zu einer definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland alle gemeinsamen Angelegenheiten des deutschen Volkes verwalten. Am 12. Juli trat Erzherzog Johann das schwierige Amt an, und an demselben Tage legte die deutsche Bundesversammlung ihre verfassungsmäßige Gewalt in seine Hand nieder.

Allein solche Einrichtungen standen im grellen Widerspruche mit den Erwartungen gar Vieler, welche die Volksherrschaft ganz anders auszubeuten gedachten. Diese Partei wollte, theils aus Verblendung, theils aus selbsüchtigen Zwecken, der Nation die Republik aufzwingen und schreckte, um dieses Ziel zu erreichen, vor keinem Mittel der List und der rohen Gewalt zurück. Zu dem Ende wühlte sie vorzüglich die arbeitende Klasse auf und trieb mit der Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Begehrlichkeit derselben ein verwegenes Spiel. Zuerst fand in dem westlichen Grenzlande Baden, unter Zuzügen bewaffneter Freischärler, eine republikanische Schilderhebung statt. Zwar wurde diese von den rasch herbeigezogenen Truppen durch die Gewalt der Waffen niedergeworfen; dennoch blieb eine „deutsche Republik", worunter der gemeine Mann sich die Erfüllung aller seiner Wünsche und einen paradiesischen Zustand von Glück und Wohlstand träumte, für eine große Partei im Lande die Losung des Tages. Daher wiederholten sich auch die republikanischen Schilderhebungen in vielen Gegenden, besonders am Rhein, ja am Sitze der Nationalversammlung selbst. Massen von Fremden hatten sich zur Sprengung der Nationalversammlung in Frankfurt eingefunden, und am 18. September (1848) kam es hier zu einem höchst blutigen Straßenkampfe zwischen der aufgeregten Menge und dem zum Schutze der Nationalversammlung aufgestellten Militär, welches endlich Sieger blieb. — Zu solchen Schrecknissen im Innern war auch noch auswärtiger Krieg mit Dänemark gekommen, wegen der

Stellung der beiden Herzogthümer Schleswig-Holstein zu Deutschland; ein Krieg, der, durch mehre Friedenschlüsse unterbrochen, selbst am Ende des Jahres 1850 noch nicht ausgefochten war.

Auch im Schoße der Nationalversammlung selbst, welche die Grundrechte der deutschen Nation berieth, kam es, unter der innigsten Betrübniß aller wahren Vaterlandsfreunde, zu immer größeren Spaltungen und Parteiungen, die allen gedeihlichen Fortgang hinderten. Es wurden Beschlüsse gefaßt, die in der Ausführung auf unübersteigbare Hindernisse stießen. Dem Könige von Preußen bot sie, am 2. April 1849, die deutsche Kaiserkrone an, welche dieser aber, den übrigen Fürsten gegenüber, in patriotischer Selbstentsagung ablehnte. Die Nationalversammlung sank immer mehr in der öffentlichen Meinung; sie war in sich selbst zerfallen, ihre innere Lebenskraft gebrochen, und sichtbar ging sie ihrer Auflösung entgegen. Im Mai 1849 riefen endlich die meisten Regierungen ihre Abgeordneten von derselben zurück, und die Versammlung zählte nicht mehr die beschlußfähige Anzahl von Mitgliedern. So endete die deutsche Nationalversammlung, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten! — Nach mehren neuen Erschütterungen vereinbarten sich am 26. September 1849 die beiden Hauptmächte Deutschlands, Oesterreich und Preußen, über ein Interim, nach welchem durch eine gemeinschaftliche Behörde in Frankfurt a. M. die Centralgewalt bis zum 1. Mai 1850 fortgeführt werden sollte. Die übrigen Regierungen traten dieser Vereinbarung bei, und nun legte, am 20. Dezember 1849, der biedere Erzherzog Johann, der bis dahin, trotz aller äußeren Hemmnisse, mit edeler Aufopferung sich ganz dem Dienste des Vaterlandes hingegeben hatte, seine Gewalt in die Hände dieser neuen Centralbehörde nieder und kehrte nach Oesterreich zurück.

Um die Zeit, als diese neue Central-Regierung von Oesterreich und Preußen angebahnt wurde, hatten bereits beide Staa-

ten eine größere innere Festigkeit wieder erlangt. Mächtige Stürme waren, in Folge der Pariser Februar-Revolution, über dieselbe dahingebrauset und hatten sie gewaltig erschüttert. In Oesterreich that der Kaiser Ferdinand Alles, um den herannahenden Sturm zu beschwichtigen. Am 13. März wurde der Staatskanzler, Fürst Metternich, entlassen, Aufhebung der Censur und eine freisinnige Verfassung versprochen; allein die Gährung dauerte in drohender Weise fort. Plünderungen, Empörungen und rohe Pöbelexcesse kündigten die Auflösung der alten Ordnung und den Anfang eines gesetzlosen Zustandes an. Die allgemeine Bewaffnung, die nunmehr gestattet wurde, erhöhete nur die öffentliche Unsicherheit. Der gutherzige Kaiser, verstimmt über die Vorgänge in seiner Residenz und durch die aufregenden Auftritte in seiner Gesundheit geschwächt, verließ am 18. Mai das stürmische Wien und begab sich mit seiner Familie nach Innsbruck, zu seinen treuen Tirolern. Die bewaffneten Bürger, die akademische Legion und die Arbeiter waren nun die eigentlichen Herren in der Stadt. Am 12. Juni 1848 kam es auch in Prag zu einem großen Aufstande. Hier hatte ein Congreß der slavischen Völker Oesterreichs sich versammelt, und der Haß gegen die Deutschen trat so gewaltthätig hervor, daß Waffengewalt gebraucht werden mußte, und erst nach einem heftigen, mehre Tage hindurch fortgesetzten Kampfe der Fürst Windischgrätz den Aufruhr zu dämpfen vermochte. Auch der von dem Ban (Fürsten) Jellachich von Kroatien mit Erfolg geführte Kampf gegen die unruhigen Magyaren oder Ungarn lieferte den Beweis, daß Oesterreichs militärische Macht und Größe noch unerschüttert war; ein Beweis, der durch Radetzki's Siege in Italien eine neue glänzende Bestätigung erhielt. — Die fortdauernden Gährungen und blutigen Excesse, die in der Hauptstadt auf die gräuelvollste Weise verübt wurden, gaben Veranlassung, daß der Kaiser, der am 12. August (1848) nach Wien zurückgekehrt war, am 7. Oktober den Hof nach Olmütz in Mähren verlegte. Das aufrührerische Wien wurde alsdann von Windischgrätz und Jellachich nach einem mehrtägigen höchst

blutigen Kampfe zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Die Stadt wurde besetzt und in Belagerungszustand erklärt. Ein strenges Gericht erging über die Anführer, die man gefangen genommen hatte. Der seit dem 2. Juli (1848) hier versammelte Reichstag wurde vertagt und nach dem mährischen Städtchen Kremsier verlegt, wo er am 22. November eröffnet wurde. — Am hartnäckigsten und gefährlichsten aber war der Kampf, in welchen Oesterreich seit November 1848 mit den Ungarn verwickelt wurde, die nunmehr, hauptsächlich von dem kühnen Dictator Kossuth geleitet, ein von Oesterreich ganz unabhängiges und selbständiges Reich schaffen wollten. Mehre polnische Generale, Bem, Dembinski und andere standen als geübte Feldherren an der Spitze der ungarischen Streitkräfte. Tief ergriffen von dem vielen Unglücke, welches das Jahr 1848 schon gebracht hatte, legte gegen Ende desselben, am 2. Dezember, der Kaiser Ferdinand die seinem Haupte zu schwer gewordene Krone zu Gunsten seines jungen hoffnungsvollen Neffen Franz Joseph (Sohn des Erzherzoges Franz Karl) nieder. Die Ungarn erkannten ihn nicht als ihren König an und leisteten den kaiserlichen Feldherren mit der diesem Volke angeborenen Tapferkeit den hartnäckigsten Widerstand. Aber auch aus diesem wechselvollen und blutigen Kriege ging Oesterreich, welches seit Juni 1848 durch ein russisches Hülfscorps unterstützt wurde, noch im Laufe des Jahres 1849 siegreich hervor. Die Anführer Kossuth, Bem, Dembinski und Andere flüchteten auf türkisches Gebiet und wurden vom Sultan als Schutzsuchende aufgenommen. Am 1. November wurde für Ungarn die Verfassung verkündigt, welche der Kaiser selbst, bei Auflösung des Reichstages zu Kremsier, am 4. März 1849, für die Gesammtmonarchie gegeben hatte. — Wie ein Riese war das von Manchen schon aufgegebene Oesterreich aus den vielen inneren und äußeren Kämpfen hervorgegangen, und noch vor dem Abschlusse des Jahres 1849 weheten die kaiserlichen Banner siegreich wieder in allen Theilen des Reiches.

In Preußen bewilligte der König am 18. März 1848 Aenderung des Ministeriums, Preßfreiheit, freie Verfassung mit beschließenden Ständen und Bürgerbewaffnung. Ueber diese königliche Botschaft gerieth ganz Berlin in freudige Bewegung. Alles eilte begeistert zum Schlosse, dem Könige zu danken. In der zweiten Nachmittagstunde war der ganze Schloßplatz mit einer freudig-dankbar bewegten Menge gefüllt, und als der König auf dem Balkon erschien, wurde er mit außerordentlichem Jubel begrüßt. Aber es ließ sich auch der Ruf hören: „Fort mit dem Militär!" und zugleich entstand ein großes Gedränge gegen die Schloßwache. Plötzlich fielen zwei Schüsse, und die Cavallerie drang vor, den Schloßplatz zu säubern. Da verwandelte sich der Jubel des Volkes in ungeheure Wuth. Wie am Abende des 23. Februar in Paris, so stürzte jetzt auch hier die Volksmenge auseinander, mit dem lauten Rufe: „Verrath! Man mordet uns! Zu den Waffen!" Wie ein Laufeuer verbreitete sich dieser Schreckensruf durch die ganze Stadt. Alles war in stürmischer Bewegung, in allen Straßen erhoben sich Barrikaden, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der sich den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch von Straße zu Straße hinzog. Die Häuser wurden Castelle, die Fenster Schießscharten, und der Donner des Geschützes erscholl wie in einer mit Sturm eroberten Stadt. Gegen Morgen trat, wegen übergroßer Ermattung, Stille ein. Man las an den Straßenecken eine Ansprache des Königes an die Berliner, worin er den Abzug der Truppen versprach, wenn auch die Barrikaden fortgeräumt würden. Einer Deputation der Bürgerschaft versprach er das Gleiche, so wie auch Freilassung der Gefangenen. Nun wurden die Barrikaden abgetragen, die Truppen verließen die Stadt, und die Bürger wurden zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bewaffnet.

Am 21. März erließ der König eine Proklamation, in welcher er sich offen für die deutsche Sache aussprach, deren Leitung er für die Tage der Gefahr übernehmen wolle. Allein die

Zustände Preußens gestalteten sich bald so, daß auch sie keine besondere Bürgschaft für die Zukunft geben konnten. Mehre rasch auf einander folgende Ministerien vermochten nicht mit der seit dem 22. Mai 1848 in Berlin tagenden Nationalversammlung etwas Erhebliches zu Stande zu bringen. Dazu brachen in der volkreichen Hauptstadt häufige Unruhen und Empörungen aus, so daß die öffentliche Sicherheit nicht wenig bedroht war. Hunderte von wohlhabenden Familien wanderten deshalb aus. Das Stocken des Handels und der Gewerbe mehrte die Zahl der Brodlosen und Armen, und bot der wühlerischen Thätigkeit aufregender Demagogen einen fruchtbaren Boden. Volksversammlungen, Klubs und Arbeitervereine entschieden über die großen Fragen des Tages. Nebenbei war mit Polen ein offener Kampf ausgebrochen. Da schuf endlich, am 8. November, der König das Ministerium Brandenburg-Manteuffel und erklärte die Nationalversammlung für vertagt, mit der Bestimmung, daß dieselbe am 27. November, und zwar in der Stadt Brandenburg, wieder zusammentreten sollte. Eine große Anzahl Abgeordneter aber fand in dieser Maßregel der Regierung eine Beeinträchtigung ihrer ständischen Rechte und wollte die Berathungen in Berlin fortsetzen. Da ließ die Regierung den Sitzungssaal schließen, das unruhige Berlin in Belagerungszustand setzen, die Bürgerwehr entwaffnen. Eine große Gährung ging durch das ganze Land. Aber auch die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung konnte nicht zur Einsicht in sich selbst gelangen und wurde nach wenigen Sitzungen wieder aufgehoben. Ein Gleiches geschah mit einer neuen am 23. Februar 1849 wieder nach Berlin berufenen Versammlung, die sich mit der Regierung über eine von dieser vorgeschlagene Verfassung vereinbaren sollte; auch sie wurde am 26. April wieder aufgelöset. Jetzt erließ die Regierung ein neues Wahlgesetz, und die hiernach gewählten Kammern kamen am 7. August in Berlin zusammen, um die von der Krone dargebotene (oktroyirte) Verfassung zu berathen. Durch freundliches Entgegenkommen von beiden Seiten wurde endlich die

Verfassung zwischen den Ständen und der Regierung glücklich vereinbart und von dem Könige feierlich beschworen (Januar 1850). So ist mit dem Jahre 1850 Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten. — In demselben Jahre wurden die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen von dem mit dem königlichen Hause verwandten Fürsten gegen eine Rente erworben.

Auch die übrigen Staaten Deutschlands liefern ein mehr oder weniger ähnliches Bild der Bestrebungen und Kämpfe des Volkes um Erweiterung seiner Freiheiten und Rechte. Erst mit dem Jahre 1850 wurde es im Ganzen ruhiger im Lande, und der Friede konnte seine Segnungen wieder entfalten. Aber gegen das Ende desselben umdüsterte sich wieder der Himmel Deutschlands. Zwischen dem Kurfürsten von Hessen und seinen Ständen war ein Zwiespalt ausgebrochen, in Folge dessen er seine Residenz Kassel verließ und sich an den Bund in Frankfurt um Hülfe wendete. Derselbe ließ ein bayerisches Executionsheer von 20,000 Mann in Hessen einrücken. Dieses schien Preußen hochbedenklich, und es kam hierüber zu ernsten Verwickelungen mit Oesterreich. Schon war Alles gerüstet, schon drohete ein deutscher Bruderkrieg auszubrechen, da führte eine Zusammenkunft des österreichischen und preußischen Ministers zu Olmütz am 28. und 29. November eine gegenseitige Verständigung und hiermit die Erhaltung des Friedens herbei. Unter Zustimmung Preußens wurde Hessen von Bayern und Oesterreichern besetzt, und die Gewalt des Kurfürsten wiederhergestellt. Nach Schleswig-Holstein zog ein österreichisches Heer und stellte auch hier in Verbindung mit Preußen den früheren Zustand wieder her. Und um alle Hindernisse der Einigung zu beseitigen, waren in Dresden vom 22. Dezember 1850 bis 15. Mai 1851 Conferenzen aller deutschen Regierungen abgehalten worden. Zugleich ist Preußen am 14. Mai 1850 auch in den Bundestag eingetreten, der zu Frankfurt a. M. wieder hergestellt wurde.

Ueberhaupt ist die Entwickelungsperiode der neueren Zustände Deutschlands noch nicht zum Abschlusse gekommen. Das aber steht als ewige Wahrheit fest: keine Verfassung, und sei sie noch so vollkommen, wird ächtes Volksglück begründen können, wenn nicht das Volk dafür reif geworden ist durch regeren Sinn an bürgerlicher und häuslicher Tugend, durch wärmeres Pflichtgefühl und vor Allem durch höhere Gottesfurcht, die erst allen Gesinnungen und Handlungen die ächte Weihe gibt.

103. Neue Verwickelungen im Orient. — Zug der Westmächte nach der Krimm.

Im Jahre 1853 umdüsterte sich wieder der Himmel im Osten. Es kam zwischen Rußland und der Pforte zu neuer Verwickelung. Unter der Fahne eines Religionskrieges zu Gunsten der christlichen Unterthanen der Pforte ließ der Kaiser Nikolaus seine Truppen in die türkischen Donaufürstenthümer, Moldau und Walachei, einrücken. Da griff der Sultan zum Schwerte und rief auch die übrigen Großmächte zum Schutze seines Reiches auf. Zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes schien die Erhaltung des türkischen Reiches in seiner bisherigen Ausdehnung nothwendig; und Frankreich und England, Oesterreich und Preußen suchten den Frieden zu vermiteln. Allein ihre Vermittelungsversuche fanden bei dem russischen Kaiser nicht die gewünschte Wirkung, und der Krieg zwischen den beiden Ostmächten hatte seinen Fortgang. Im Frühling des Jahres 1854 traten deshalb die beiden Westmächte, Frankreich und England, denen sich 1855 auch Sardinien anschloß, bewaffnet für die Pforte ein. Während der Norden der Türkei durch eine von Oesterreich eingenommene Stellung gedeckt wurde, unternahmen die Westmächte einen überraschend kühnen Zug nach der Krimm, in der Hoffnung, hier durch einen Handstreich die wichtige Meeresfeste Sebastopol fortzunehmen. Am 14. September 1854 wurden die Truppen der Franzosen, Engländer und Türken bei Eupatoria, ohne auf Widerstand zu

stoßen, ausgeschifft, und am 20. September durch den Sieg an der Alma der Weg nach Sebastopol eröffnet. Aber die Eroberung der Festung war kein Spiel für sie. Furchtbar war der Angriff zu Wasser und zu Lande, furchtbar die Vertheidigung hier wie dort. Ueber elf Monate lang war die ganze Umgegend der Schauplatz bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Während dieses höchst blutigen Schauspieles, am 2. März 1855, starb der Kaiser Nikolaus, und sein Nachfolger Alexander II., erbte mit dem Throne auch den Krieg seines Vaters. Die Belagerung währte unter steten Kämpfen fort bis zum 5. September 1855; da kam es zu einem allgemeinen Sturme. Drei Tage und drei Nächte hindurch dauerte das schreckliche Bombardement, sechs verzweifelte Sturmangriffe wurden zurückgeschlagen, erst beim siebenten Sturmangriffe, am 8. September, gelang es den Franzosen, den Malakoff-Thurm, der die Südseite der Stadt beherrscht, zu behaupten. Aber der Befehlshaber der Stadt, Fürst Gortschakoff, hatte bereits den größten Theil der Festungswerke in die Luft gesprengt, den südlichen Theil der Stadt den Flammen preisgegeben, alle noch übrigen Schiffe versenkt. Da erst zog er sich in den nördlichen Theil zurück und setzte auch hier einem riesenartigen Angriffe eine riesenartige Vertheidigung entgegen. Unterdessen wurden die Russen im freien Felde immer weiter zurückgedrängt. Endlich kam es zu gegenseitigen Verständigungen, die zunächst einen Waffenstillstand, dann den Frieden von Paris am 30. März 1856 zur Folge hatten. In diesem verbürgte sich die Pforte für die Befestigung der religiösen und bürgerlichen Rechte ihrer christlichen Unterthanen, dagegen wurde ihr die durch Rußland gefährdete Unabhängigkeit und Sicherheit des Gebietes gewährleistet. — Allein auch durch diesen Friedensschluß scheint die orientalische Frage nur vertagt, nicht gelöst worden zu sein. Die Rathlosigkeit der Pforte wächst unter den von allen Seiten drohenden Verlegenheiten.

Wohl ist das Schauspiel des dahin schwindenden Muslim geeignet, in den Herzen der Zuschauer ernste Betrachtungen und

bedeutungsvolle Erinnerungen zu wecken. Der alte Erbfeind der Christenheit, der zweimal mit starker Faust an die Thore Wiens angeklopft, ist nunmehr für die Sicherheit seines eigenen Thrones an die Gnade der christlichen Mächte gewiesen.

104. Krieg in Italien. — Frankreichs Machtstellung.

In der neuesten Zeit sind aller Blicke auf Italien gerichtet. Die Zustände dieses verhängnißvollen Landes sind bis jetzt wenig geeignet, den Gesichtskreis zu läutern und Vertrauen in die nächste Zukunft einzuflößen. Aufstand und Kriegeslärm fast überall. An der Spitze dieser großen Bewegung steht der König von Sardinien, Victor Emanuel. Im Vertrauen auf Frankreichs Schutz und Hülfe hatte dieser den Plan seines Vaters wieder aufgenommen, zunächst die österreichische Herrschaft in Italien zu stürzen und sich alsdann zum alleinigen Herrscher von ganz Italien zu machen. Zu diesem Zwecke ward fortwährend gerüstet und auch aus allen übrigen Staaten Italiens Freischaren angeworben. Gegen solche Maßnahmen der Herausforderung erhob der Kaiser von Oesterreich ernste Beschwerden und forderte zuletzt die Einstellung der Kriegesrüstungen und die Entlassung der Freischaren. Vergebens! Da endlich sah er sich gezwungen, für die Erhaltung seines Länderbestandes und für die Sicherung völkerrechtlicher Verträge bewaffnet einzutreten und ließ seine Truppen den Ticino überschreiten. Sofort trat der französische Kaiser als Bundesgenosse und Beschützer Sardiniens auf und ließ schleunigst seine Heere in Italien einrücken. So entbrannte hier ein zwar kurzer, aber blutiger Krieg, der reich ist an Wundern der Tapferkeit von beiden Seiten. Am 20. Mai 1859 wurden die Oesterreicher unter dem Grafen Stadion in einem hitzigen Vorpostengefecht bei Montebello durch den französischen General Baraguai d'Hilliers zurückgedrängt. Am 4. Juni unterlagen sie nach einem höchst erbitterten Kampfe bei Magenta am Ticino, wo endlich der französische General Mac Mahon mit

seiner Heeresabtheilung den schwankenden Sieg rettete. Jetzt zogen sich die Oesterreicher hinter den Mincio zurück und gaben nicht nur die Lombardei, sondern auch ganz Mittelitalien dem Feinde preis. Die Festungswerke von Pavia und Piacenza wurden gesprengt, und am 8. Juni hielten Napoleon und Victor Emanuel ihren Einzug in Mailand. Der Großherzog Leopold II. von Toscana hatte bereits am 27. April sein Land verlassen, und es wurde hier eine fremde Regierung eingesetzt; im Anfange Juni wurden auch Parma und Modena für die Sache der Sieger gewonnen. — Unterdessen hatte sich der Kaiser von Oesterreich selbst an die Spitze seiner Truppen gestellt. Er gedachte, die Feinde, bevor sie sich vereinigen könnten, durch einen Angriff zu überraschen. Aber Napoleon, welcher durch Spione früh genug von Allem unterrichtet war, kam ihm durch einen Angriff auf den schwachen Mittelpunkt bei Solferino zuvor. Hier entbrannte am 24. Juni eine fürchterliche Schlacht und währte unter wechselndem Erfolge von 4 Uhr des Morgens bis 8 Uhr des Abends. Im Angesichte zweier Kaiser und eines Königs fochten hier die Heere mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Zu den Schrecknissen des Kampfes gesellten sich Schrecknisse der Natur. Um 5 Uhr des Abends verdunkelte ein furchtbares Ungewitter weithin den Himmel über die streitenden Heere und brachte den Kampf zum Stehen. Aber kaum war das Ungewitter vorüber, so hatte die Schlacht wieder ihren furchtbaren Fortgang auf allen Punkten. Während auf dem äußersten rechten Flügel die Piemontesen der österreichischen Heeresabtheilung unter dem General Benedek unterlagen, unterlagen endlich die Oesterreicher in der Entscheidungsschlacht bei Solferino. Gegen 8 Uhr Abends trat das Heer den Rückzug über den Mincio an, ohne daß der Feind es wagte, diesen Rückzug auf irgend einem Punkte zu belästigen. War dem Heere auch dieses Mal durch feindliche Uebermacht und durch ein Zusammentreffen widriger Umstände die Palme des Sieges entwunden worden; sein Muth, sein Selbstvertrauen waren nicht gebrochen. Allein da jetzt die Minciolinie nicht mehr zu halten war, so

beſchloß der Kaiſer von Oeſterreich, in der Umgegend von Verona und am linken Ufer der Etſch eine feſte Vertheidigungſtellung zu nehmen. Die hier liegenden öſterreichiſchen Feſtungen ſind aber auch die letzten Schutzwehren Deutſchlands gegen einen Angriff von Süden. Schon rüſteten alle Staaten Deutſchlands, ſchon ließ Preußen einen Theil ſeines Heeres zum Schutze des Reiches im Rheinlande aufſtellen, und der Krieg ſchien ſchon weitere Bahnen zu nehmen; da ſchickte Napoleon, am 7. Juli, ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiſer von Oeſterreich und bot ihm einen Waffenſtillſtand an bis zum 15. Auguſt. Franz Joſeph nahm den Waffenſtillſtand an, und auf eine abermalige Einladung fand am 11. Juli 1859 eine Zuſammenkunft der beiden Kaiſer zu Villafranca ſtatt, die den Frieden zur Folge hatte. Die nähere Auseinanderſetzung der Hauptbeſtimmungen des hier geſchloſſenen Friedensvertrages fand nachher ihre Erledigung in einer Zuſammenkunft der gegenſeitigen Geſandten zu Zürich. Oeſterreich räumte die Lombardei, Napoleon überließ dieſe dem Könige von Sardinien. Dem Großherzoge von Toscana, ſo wie den Herzogen von Parma und Modena wurden ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten, und eine Aenderung des Länderbeſtandes von der Zuſtimmung der Großmächte abhängig gemacht.

Es war anfangs im Plane Napoleon's, alle Staaten Italiens zu einem Bundesſtaate unter dem Vorſitze des Papſtes zu vereinigen. Allein dieſer Plan kam nicht zur Durchführung; es wurde vielmehr die Wiedereinſetzung der Fürſten Mittelitaliens von der Abſtimmung der dortigen Bevölkerung abhängig gemacht, und jede Einmiſchung für unzuläſſig erklärt. Und während Napoleon ſich das Herzogthum Savoyen und die Grafſchaft Nizza vom Könige von Sardinien abtreten ließ, hatte ſich dieſer in Mittelitalien bereits reichlich entſchädigt, indem die Völker, mit Umgehung ihrer Fürſten, Victor Emanuel als ihren König anerkannten. Der Plan dieſes Königes, Italien zum Einheitſtaate mit der Hauptſtadt Rom zu machen,

brach sich immer weitere Bahn; selbst Theile des päpstlichen Gebietes wurden genommen. Auch das Königreich Neapel war in voller Bewegung. Hier war der König Ferdinand im Jahre 1859 gestorben, und sein Sohn und Nachfolger, Franz II., verlor durch die Abberufung der Schweizer-Soldtruppen die sicherste Stütze seines Thrones. Zunächst entstand der Aufruhr auf der Insel Sicilien, wo am 4. April 1860 die Städte Palermo, Messina und Katania das blutige Signal gaben. Jedoch dieser erste Aufstand ward wieder niedergeworfen. Gleich hierauf aber, am 11. April, landete der kühne Piemontese Garibaldi mit 2000 Alpenjägern unter englischem Schutze an der Westküste Siciliens und bemächtigte sich am 27. April des empörten Palermo's. In Folge dessen räumte der neapolitanische General Lanza am 6. Juni auch die Forts. Vergebens bot Franz II. dem Könige von Sardinien ein Bündniß an. Garibaldi gewann bald auf Sicilien die Oberhand; dann schiffte sich dieser nach Kalabrien ein und war auch hier Führer und Leiter des Aufstandes. Ueberall wurde er mit Jubel empfangen, besonders in Neapel, in welches er am 7. September seinen Einzug hielt. Der König Franz II., ringsum von Verräthern umgeben, hatte sich bereits in das feste Gaëta zurückgezogen; und nun erklärte sich Garibaldi sogleich für einen Zug nach Rom, um auch die Herrschaft des Papstes zu stürzen und Rom zum Mittelpunkte des Einheitstaates Italien zu machen. Unter diesen Umständen stellte der König von Sardinien an den Papst die Forderung, seine Soldtruppen zu entlassen, und, als diese Forderung zurückgewiesen wurde, ließ er ohne Weiteres seine Truppen in das päpstliche Gebiet einrücken. Der Widerstand war bald überwältigt und das Land nun von den Piemontesen besetzt bis auf den Theil, der unter dem Schutze der französischen Waffen stand. Jetzt begab sich Victor Emanuel selbst nach Neapel und Palermo. Aber sein Zug dahin war kein Triumphzug. Fast überall wurde er mit der größten Kälte empfangen; fast überall sprach sich die Unzufriedenheit über die neue Ordnung der Dinge laut aus.

Alle böſen Leidenſchaften eines heißblütigen Volkes waren entfeſſelt, und durch Waffengewalt mußte bald hier bald dort der Aufſtand niedergekämpft werden. Die Feſtung Gaëta, in welcher der König Franz II. war, leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand; ein Sturm nach dem andern ward abgeſchlagen. Endlich, als nichts mehr zu retten war, übergab er ſie. Er und ſeine Gemahlin, Maria von Bayern, die gefeierte Heldin von Gaëta, die bei den heftigſten Sturmangriffen, unter dem Blitz und Donner der Kanonen, überall den verwundeten Kriegern helfend zur Seite ſtand, begaben ſich nunmehr nach Rom. Victor Emanuel aber wurde am 17. März 1861*) von den Kammern in Turin feierlich zum „Könige von Italien“ erklärt.

Und doch haben alle die blutigen Beſtrebungen, alle die theueren Opfer, welche von ihm und ſeinem mächtigen Bundesgenoſſen gebracht wurden, das Hauptziel, — „den Einheitſtaat Italien“ — noch nicht zu erreichen vermocht. Wohl war der deutſche Einfluß in der Lombardei wankend gemacht; aber er richtete ſich mit ehernem Fuße in Venetien wieder auf. Wohl wurde Neapel durch Waffengewalt unter piemonteſiſcher Herrſchaft niedergehalten; aber Eiſen und Blut ſind keine Bindungsmittel zwiſchen Fürſt und Volk. Und Rom, die angeſtrebte Hauptſtadt des Einheitſtaates, — es ſteht feſt und ſicher in den Wirren ringsumher, geſchützt von einer Macht, die es wohl nicht in ihrem Intereſſe finden wird, zu Gunſten Piemonts dieſes Opfer zu bringen. Victor Emanuel ſelbſt aber darf und wird keinen Wink aus den Tuilerien unbeachtet laſſen. Und gerade in Bezug auf Rom iſt ihm noch jüngſt der Wink geworden: „Das neue Königreich Italien müſſe auch eine neue mehr in der Mitte gelegene Hauptſtadt haben, und zwar Florenz.“ Und durch einen Vertrag vom 15. September 1864 iſt auch der König bereitwillig hierauf eingegangen und hat

*) Am 2. Februar dieſes Jahres ſtarb nach längerer Krankheit der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., und ſein Bruder, der bisher als Prinz-Regent die Verwaltung geführt hatte, trat jetzt als König Wilhelm I. die Regierung an.

bereits seine Residenz von Turin nach Florenz verlegt. Ob aber der klug berechnende Kaiser an diesen Septembervertrag nicht auch noch andere Plane, noch andere Wünsche und Hoffnungen geknüpft hat, das wird die nächste Zukunft lehren. Geht doch sein Streben fortwährend dahin, französischen Machteinfluß überall zu erweitern, wie in Europa so auch in den übrigen Erdtheilen. Diese Absicht hatte schon 1860 auch seine Expedition nach Syrien, wo die Feindschaft der mohammedanischen Drusen gegen die christlichen Maroniten zu einer allgemeinen blutigen Christenverfolgung geführt hatte. Wohl erschien diese Expedition als eine Pflicht der Menschlichkeit, aber England, Rußland und die Türkei, welche hierin nur ein Streben Frankreichs nach Machterweiterung im Orient sahen, wirkten dahin, daß Frankreich sein Ziel nicht weiter verfolgte, sondern seine Truppen nach Herstellung der äußeren Ruhe aus Syrien, 1861, wieder zurückzog.

Noch gegen das Ende 1861 brachte Napoleon eine große Expedition nach Mexiko zu Stande, an welcher anfangs auch England und Spanien Theil nahmen. Die monarchische Partei in Mexiko unter dem Präsidenten Miramon und die republikanische unter dem Präsidenten Juarez bekämpften sich hier fort und fort, so daß kein Recht, kein Gesetz mehr galt und auch das Eigenthum und Leben der europäischen Kaufleute nicht geschont wurde. Die verbündeten Mächte forderten Genugthuung und Entschädigung für ihre Nationalangehörigen und Bürgschaft für die Ordnung und landeten am 7. Januar 1862 in Vera Cruz. Juarez zog sich mit seiner mexikanischen Armee zurück und bot Genugthuung an. Und am 19. Februar schlossen die drei Führer der Expedition die Convention von Soledad, welche eine friedliche Ausgleichung anbahnen sollte; und darauf zogen Spanien, und besonders England, das keinen Krieg mit Mexiko wollte, nach und nach ihre Truppen zurück. Napoleon aber genehmigte französischer Seits diese Convention nicht. Er ernannte einen andern Bevollmächtigten und einen andern Heer-

führer, mit der Erklärung, nur in der Hauptstadt Mexiko unterhandeln zu wollen und entfaltete hier jetzt eine außerordentliche Macht. Juarez wurde immer weiter zurückgedrängt, sein Anhang immer kleiner. Und als nach der Erstürmung von Puebla nun auch bald Mexiko selbst eingenommen wurde, trat der Plan Napoleon's bestimmter hervor, hier wieder ein Kaiserthum mit einem Fürsten aus dem Hause Habsburg, wie zur Zeit Karl's V., unter französischer Schutzherrschaft, zu gründen. Der monarchisch gesinnte Theil der Mexikaner war ganz für diesen Plan und bot dem so biederen, so hoch angesehenem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich die Kaiserkrone an. Wieder und wieder schlug er sie aus. Nach vielen und langen Unterhandlungen nahm er sie endlich, am 1. April 1862, an. Der erwählte Kaiser wurde mit Jubel in Mexiko eingeholt. Mit aufopfernder Thätigkeit widmete er sich ganz der Regierung. Er suchte durch zweckmäßige Einrichtungen dem neuen Reiche eine schöne Zukunft anzubahnen; und die französischen Waffen schützten den jungen Thron gegen feindliche Angriffe. Aber dieser fremde Schutz sollte ihm bald entzogen werden. Die freie Machtstellung Frankreichs in Amerika erregte hier bei allen übrigen Staaten den größten Unwillen, und die Union endlich forderte unter Androhung des Krieges die Rückkehr der Franzosen. Da zog Napoleon zu seiner nicht geringen Beschämung seine Truppen aus Amerika zurück. Maximilian jedoch verzagte nicht und blieb in seinem Reiche. Mit Muth und Entschlossenheit setzte er mit seinem Heere den Kampf gegen die republikanischen Truppen fort. Allein die Kräfte waren zu ungleich. Dieser kam mit seiner geringen Truppenzahl immer mehr in's Gedränge, wurde endlich eingeschlossen und gerieth durch den feigen Verrath eines seiner Führer in die Gewalt des feindlichen Oberanführers Juarez. Dieser ließ seinen Gefangenen vor ein Kriegesgericht stellen und mit seinen Generalen Miramon und Mejia am 19. Juni 1867 zu Queretaro ohne Gnade erschießen. Mit ihm endete das neue mexikanische Kaiserre[illegible] Napoleon selbst sank seitdem sehr in der öffentlichen Meir[illegible]

105. Gefährdung der deutschen Nordmarken; Krieg Deutschlands gegen Dänemark.

Das Jahr 1864 ist eines der denkwürdigsten in der Geschichte Deutschlands. Es galt, ein ächt deutsches Brudervolk, die biederen Schleswig-Holsteiner, gegen fremde Vergewaltigung zu schirmen, und ganz Deutschland bis in seine entlegensten Gaue war voll der lebendigsten Theilnahme für dies schöne Ziel. Und so entstand im Anfange des Jahres 1864 ein zwar kurzer aber höchst glorreicher Krieg Deutschlands gegen Dänemark, ein Krieg, der die bedrohten deutschen Nordmarken mit ihren herrlichen Bewohnern dem Mutterlande wiedergab.

Schleswig-Holstein, das schöne meerumschlungene Land an den Küsten unserer Nordsee, war schon seit Jahrhunderten mit dem benachbarten Königreiche Dänemark in einer bald engeren bald weiteren Verbindung gewesen. Trugen doch schon seit langer Zeit Fürsten deutschen Stammes die dänische Königskrone! Wohl waren schon früher oft Klagen der Schleswig-Holsteiner über mancherlei Uebergriffe, die sich dänische Könige in einem deutschen Lande erlaubten, laut geworden; der erbitterte Streit jedoch zwischen Deutschen und Dänen ist neueren Ursprunges. Dieser stammt vorzüglich aus dem Jahre 1844. Friedrich VII. war damals König von Dänemark und zugleich Herzog von Schleswig und Holstein. Durch alte Verfassungsurkunden war festgesetzt worden, daß beide Herzogthümer auf ewig verbunden („up ewig ungedeelt") bleiben sollten; daß ihre Verfassung nicht anzutasten und insbesondere Schleswig dem dänischen Reiche nicht einzuverleiben sei. Das ganze Streben des Königes aber ging fortwährend dahin, hier Alles dänisch zu machen. Er wollte die beiden Herzogthümer nicht nur getrennt verwaltet und regiert wissen, sondern ihnen auch ihr deutsches Wesen, ihre deutschen Einrichtungen, ja die deutsche Sprache selbst nehmen. Mit List und Gewalt ging er zunächst gegen Schleswig vor; denn Holstein gehörte zum deutschen Bunde.

Die Schleswig-Holsteiner aber, welche stets vereint ächte Deutsche sein und bleiben wollten, griffen im Jahre 1848 für ihr gutes altes Recht zu den Waffen. Preußische und hannöversche Bundestruppen eilten dem Bruderheere in dem ungleichen Kampfe zu Hülfe; und nun ging es unter steten Siegen vorwärts bis nach Jütland, überall wurden die Feinde vom festen Lande vertrieben. Aber bei dem Mangel einer deutschen Kriegesflotte erlitt der nördliche Seehandel große Verluste und Störungen. Dieser Umstand und die drohende Haltung Englands, Rußlands und Schwedens zu Gunsten der Dänen bewirkten, daß es zum Waffenstillstand von Malmö kam (26. August). Allein er führte nicht zum Frieden. Dänemark wollte den Herzogthümern keine günstigere Bedingungen zugestehen. Im Vertrauen auf seine Schutzmächte kündigte es im Februar 1849 den Waffenstillstand. Da rückten Preußen, Hannoveraner, Bayern, Sachsen, Würtemberger und andere wieder in Schleswig ein, und der Krieg begann von neuem. Auch in diesem wurden die herrlichsten Siege erfochten, alle Bollwerke des Unterdrückers niedergeworfen. Allein durch das Einschreiten der fremden Schutzmächte Dänemarks mußten die Sieger abermals einen Waffenstillstand schließen, dem am 2. Juli 1850 ein wenig ehrenvoller Friede folgte. Das Hauptziel des ganzen Krieges war nicht erreicht worden. Die großen Zerwürfnisse im Innern Deutschlands selbst hatten damals auch zur Schwächung des Ansehens desselben nach Außen geführt.

Am 15. November 1863 starb unerwartet der König von Dänemark, Friedrich VII., ohne erbberechtigte Nachkommen zu hinterlassen. Sein Tod löfete nunmehr die frühere Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark. Ihm folgte der Prinz von Sonderburg Glücksburg als Christian IX. Dieser hielt fest an dem Plane seines Vorgängers. Schleswig sollte dem dänischen Reiche einverleibt werden; frühere Verträge wurden nicht mehr geachtet. Ueber diesen offenbaren Rechtsbruch entstand eine ungeheuere Aufregung in ganz Deutschland. Und

der deutsche Bund schritt jetzt durch seinen Beschluß vom 7. Dezember 1863 dem wiederholten Vertragsbruche Dänemarks gegenüber nach elfjährigen Verhandlungen zur That und ließ sächsische und hannöversche Truppen in Holstein einrücken. Die Dänen räumten ohne Widerstand dieses Land; und alle Städte und Ortschaften schmückten sich unter großem Jubel mit den schleswig-holsteinischen Farben. Jetzt galt es, auch Schleswig zu befreien, das die Dänen nicht räumen wollten. Die Befreiung dieses übernahmen die beiden Hauptmächte Deutschlands selbst. Unter dem Oberbefehle des greisen preußischen Feldmarschalls v. Wrangel führte Prinz Friedrich Karl, ein Neffe des Königes, die Preußen, Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz die Oesterreicher, und gerade in der schlimmsten Winterzeit, am 1. Februar 1864, war der Einmarsch des österreichisch preußischen Bundesheeres in Schleswig. Oesterreich und Preußen haben durch ihre Waffenverbrüderung auf den Schneefeldern Schleswig-Holsteins der deutschen Gesammtmacht einen Eindruck in Europa verschafft, der unterstützt von der großen nationalen Bewegung jede auswärtige Einmischung fern hielt. Und innerhalb weniger Monate waren die starken Befestigungen des „Danewirks" eingenommen, die Düppler Schanzen erstürmt, die Insel Alsen wie im Fluge genommen, die Dänen aus ganz Schleswig vertrieben, der größte Theil von Jütland besetzt, und die Feste Fridericia in die Luft gesprengt.

Das große Danewirk. — Dieses war das nächste feindliche Bollwerk. Es bestand aus vielen stark befestigten Schanzen und Heerlagern, mit zahllosem Geschütz in einer weit sich hinziehenden Linie längs dem breiten Strome Schlei. Hier stand die Hauptmacht der Dänen, um den Feind zu empfangen, der gegen solche Grenzfestungswerke den Angriff wagen möchte. Der Angriff wurde gewagt. Der linke Heeresflügel, der hauptsächlich aus Oesterreichern bestand, setzte bei Rendsburg über die Eider und ging herzhaft auf das große Danewirk los. Am 3. Februar wurde Jagel und Oberselk,

ſelbſt der ſteile mit zahlreichem Geſchütze beſetzte Königsberg von den Oeſterreichern erſtürmt und nun bis ganz in die Nähe des Danewirks ſelbſt vorgedrungen. Auch das preußiſche Heer unter dem Prinzen Friedrich Karl war auf dem rechten Flügel in gleich ſiegreichem Anzuge auf die Vorſchanzen bei Miſſunde. Hier wollte der Prinz über die Schlei ſetzen und den Dänen in den Rücken fallen, und es entſpann ſich hier und bei Koſel ſchon am 2. Februar ein blutiger Kampf. In Folge des dichten Nebels aber konnten nur die Vorſchanzen gewonnen werden. Da nun der Prinz den Uebergang über die Schlei bei Miſſunde durch einen mächtigen feindlichen Brückenkopf gedeckt fand, ſo wählte er einen geeigneteren Uebergangspunkt und zwar bei Arnis. Das Wagſtück gelang. In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar ließ er raſch eine Schiffbrücke ſchlagen und ſetzte mit ſeinen Truppen glücklich herüber. So ſtand nun auch hier der Weg zum Danewirk offen. Die Dänen erſchraken. Jetzt war kein Halten mehr. Noch in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar räumten ſie eiligſt das ganze gerühmte Danewirk und zogen landeinwärts, um in der zweiten Vertheidigungslinie, — in den Düppler Schanzen — ihre Kräfte zu vereinigen. Die Oeſterreicher erreichten am 6. Februar noch die Nachhut derſelben und ſchlugen ſie in dem blutigen Gefechte bei Overſee und nordwärts von Overſee, bei Billſchau. Die verbündeten Heere verfolgten unausgeſetzt den Feind. Schon am 7. Februar erreichten ſie die Stadt Schleswig. Auch da waren die Dänen abgezogen, und die Einwohner empfingen mit Jubel die Befreier. Dieſe zogen ohne Aufenthalt weiter, um den Feind bis hinter Flensburg zurückzuwerfen. Selbſt in das eigentliche Feindesland, in Jütland, drangen ſie ein, und auch dieſes wurde der Schauplatz glänzender Siege der Verbündeten. Während die Preußen die Dänen bis Fridericia zurückwarfen, nahmen die Oeſterreicher nach einem blutigen Gefechte die Stadt Weile. Als auch Horſens, Skanderborg und Aarhuus in die Hände der Verbündeten fielen, zogen ſich die Dänen bis Marſö zurück. Die Oeſter-

reicher belagerten die ebengenannte ſtarke Feſtung Fridericia, und als es zum Sturme gehen ſollte, zeigte ſich, daß die ganze däniſche Beſatzung daſelbſt vor Schrecken nach der Inſel Fühnen bereits abgezogen war. Die Oeſterreicher ließen alle Feſtungswerke und Pulverthürme von Fridericia in die Luft ſprengen.

Die Düppler Schanzen. — Unterdeſſen hatte ſich ein preußiſches Heer unter dem Prinzen Friedrich Karl vor den Düppler Schanzen aufgeſtellt. Es gab derſelben zehn. Es waren eben ſo viele ſelbſtändige auf ſteiler Anhöhe ſich erhebende ſehr ſtarke Feſtungswerke. Mit dem rechten Flügel lehnten dieſelben ſich an den Alſenſund, mit dem linken an den Meerbuſen Wenningbund. Die Wälle waren 20 Fuß hoch, die Gräben 20 Fuß breit und 12 Fuß tief. Ueberall zwiſchen den Schanzen waren Batterien aufgeſtellt, und endlich konnte man die Belagerer noch von zwei Seiten her vom Meere beſchießen. Hinter dieſen rieſigen Schutzwehren waren die Dänen gelagert und ſetzten den heldenmüthigen Angriffen der Preußen eine gleich heldenmüthige Vertheidigung entgegen. Mehre Wochen lang war die ganze Ebene zwiſchen den Schanzen der Dänen und dem Kriegeslager der Preußen der fortwährende Kampfplatz beider Völker. Die Dänen eröffneten aus ihren Schanzen fort und fort ein heftiges Kartäſchen- und Granatfeuer. Dann brachen ſtarke Schwärme feindlicher Schützen aus den Schanzen hervor, und das Gefecht wurde allgemein; zu gleicher Zeit feuerten däniſche Kriegesſchiffe auf dem Sunde, beſonders das Panzerſchiff „Rolf Krake“ unter die Preußen. Aber heldenmüthig ſchlugen dieſe alle feindlichen Ausfälle zurück, und ihr trefflich geleitetes Geſchützfeuer richtete überall hin große Verwüſtung an. Das heftigſte Gefecht war am zweiten Oſtertage. Bis auf 500 Schritte waren die Preußen auf die Schanzen vorgerückt. Bald erſchien auch der Kronprinz von Preußen auf dem Schauplatze des Krieges und war Zeuge des Muthes und der Opferwilligkeit aller Soldaten in ihrem rauhen Winterlager.

Im Laufe des Monats März erhielten die Belagerer die Zufuhr einer großen Menge Kanonen vom ſchwerſten Kaliber,

und nun begann am 1. April das Bombardement. Mehr als hundert Geschütze spieen ihr mörderisches Feuer gegen die Schanzen und setzten dies täglich fort. Aber auch die feindlichen Geschütze antworteten beständig. Unterdessen wurde von den Preußen heimlich in der Nacht fortwährend gearbeitet an Errichtung von Laufgräben — Parallelen genannt, weil sie den Schanzen gegenüber parallel angelegt wurden, — um durch diese den feindlichen Schanzen immer näher zu rücken.

Erstürmung der Schanzen (18. April 1864). — Bereits war die dritte Parallele eröffnet, und die Entfernung von den Schanzen nur noch etwa 500 bis 600 Schritt; da endlich wurde im Kriegesrath beschlossen, der Sturm auf die Schanzen sollte Montag, den 18. April, Morgens 10 Uhr, ausgeführt werden. Die Anordnungen hierzu wurden in aller Stille getroffen, damit der lauernde Feind sie nicht erspähe. Selbst die durch das Loos bestimmten Sturmkolonnen für jede einzelne Schanze wußten am Tage vorher noch Nichts davon. Plötzlich erscholl um 12 Uhr in der Nacht vom 17. auf den 18. das Commando: „Sturmkolonnen vor!" und die dazu bestimmten Compagnien mußten sich in den Parallelen aufstellen. Innerhalb einer Stunde waren Alle an Ort und Stelle. Es war eine schöne, sternhelle Nacht, und die zahllosen feurigen Bomben und Granaten, die herüber und hinüber mit furchtbarem Geräusche die Luft durchzogen, verliehen dem Ganzen ein schreckliches aber erhabenes Ansehen. Mit Spannung erwarteten die Soldaten den Morgen. Endlich brach der Tag an. Die Kanonade wurde immer heftiger, die Spannung der Soldaten immer größer. Als endlich nach langem, langem Warten der Zeiger auf 10 Uhr stand, da plötzlich schwiegen im Lager alle Kanonen, und es trat eine unheimliche Stille ein, wie sie einem schweren Ungewitter vorangeht. Jetzt galt es! Auf das Commando: „Vorwärts zum Sturm!" brachen zu gleicher Zeit alle Sturmkolonnen aus den Parallelen hervor, zuerst Schützen, dann Pioniere mit Handwerkszeug und Sturmgeräth, dann die eigentlich Stürmenden, dann wieder Reserve und Artilleristen. Nur

ein Ziel, die Schanzen, im Auge, eilten die muthigen Krieger vorwärts, nicht achtend den Kartätschenhagel, nicht achtend das Gewehrfeuer, welches die Dänen ihnen entgegenschickten; nur vorwärts, immer vorwärts, die Offiziere überall an der Spitze. Und Gott war mit unsern braven Streitern. Die nächsten feindlichen Schutzwehren, Pallisaden, gespannte Eisendrähte, Spitzpfähle und andere waren bald beseitigt. Nun ging es an's Hinaufklettern der Erdwälle. Die Dänen leisteten überall den furchtbarsten Widerstand. Umsonst! Die Stürmenden wichen nicht und wankten nicht. Sieg oder Tod war die Loosung des Tages. Die Höhen waren bald erstiegen, und nun kam es dort oben zu einem schrecklichen Handgemenge, Mann gegen Mann, mit dem Säbel, mit dem Bajonnet, mit dem Kolben. Die Dänen leisteten auch hier den hartnäckigsten Widerstand. Umsonst! Eine Schanze nach der andern wurde genommen. Schon um 12 Uhr Mittags wehete von allen Schanzen die schwarz-weiße Fahne der Sieger. Die mitgenommenen Artilleristen feuerten, wo sie nur konnten, mit Kanonen der Dänen in die Dänen. Die Reserve setzte den Fliehenden nach, welche sich eiligst über die Alsensunder Brücke nach Sonderburg retteten, die Brücke hinter sich zerstörend. Ueber hundert dänische Geschütze wurden in den Schanzen erobert. — Schon am dritten Tage nach diesem glorreichen Siege erschien der König von Preußen selbst auf dem Kampfplatze, um seine tapferen Krieger huldreichst zu begrüßen.

Waffenstillstand. — Unterdessen hatte England Alles aufgeboten, in London wieder eine Conferenz zu Stande zu bringen. Oesterreich und Preußen ließen sich nur zu einer solchen herbei ohne vorausgegangenen Waffenstillstand und ohne vorherbestimmte Unterhandlungsgrundlage. Auf Englands Einladung nahmen Frankreich, Rußland, Schweden wie auch der deutsche Bund durch ihre Vertreter an der Conferenz Theil. Nach einigen Sitzungen wurde am 9. Mai die Einstellung der Feindseligkeiten in der Art beschlossen, daß jeder kriegführende

Theil seine bisherige Stellung behalten, die Blokade aufhören, der Waffenstillstand am 12. Mai beginnen und vier Wochen dauern solle, während welcher über den Frieden zu verhandeln sei. Unerschütterlich fest standen hier unsere Vertreter für das Recht und die Ehre Deutschlands ein. Auch von allen übrigen Abgeordneten wurde die Rechtmäßigkeit der Verbindung der Herzogthümer unter sich wie mit Deutschland anerkannt; und so schien die Lösung dieser Frage nahe. Allein die Bestimmung der Grenze, bis zur welcher Schleswig von Dänemark losgetrennt werden solle, erzeugte neue Schwierigkeiten. Die Dänen wollten nicht ganz Schleswig abtreten, sondern nur einen Theil desselben, und zwar den, welcher zunächst an Holstein grenzt. Hierauf bestanden sie so hartnäckig, daß die Conferenz auseinander ging und die Dänen nunmehr ihrem eigenen Schicksale überließ. Denn Recht muß doch Recht bleiben!

Fortsetzung des Krieges; Einnahme von Alsen (29. Juni). — Nach Ablauf des Waffenstillstandes hatte der Krieg seinen Fortgang, und der ritterliche Prinz Friedrich Karl führte den Oberbefehl. Es handelte sich jetzt noch um die große schöne Insel Alsen, welche zu Schleswig gehörte. Diese hielten die Dänen mit festen Schanzen und Lagern besetzt. Nach gehaltenem Kriegesrathe schritt der berühmte preußische General Herwarth von Bittenfeld muthig zur That. Und dem Muthigen stand das Glück zur Seite. Am 29. Juni, des Nachts 2 Uhr, ließ er in möglichster Stille seine Truppen in einer Menge von Kähnen über den Alsensund setzen; und ungeachtet des heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers der Dänen, wurde die Landung glücklich bewerkstelliget. Ueberall wurde der Feind geworfen. Im Süden des Ueberganges war die Erstürmung von Sonderburg, wo es zu einem blutigen Straßenkampfe kam, im Norden der Geschützkampf mit dem Panzerschiffe Rolf Krake, welches bald weichen mußte. Die fliehenden Dänen suchte sich bei Kjär zu setzen. Es kam hier zu einer hartnäckigen Gegenwehr; bald jedoch wurden die feind-

lichen Reihen durchbrochen und in wilde Flucht auseinander getrieben. Erst auf der Halbinsel Kekenis hielten sich die Flüchtlinge sicher. Als aber auch hier die Preußen sich zum Angriffe anschickten, da flüchtete der Feind eilig auf die Schiffe daselbst und suchte das Weite.

Das war der Alsen-Sieg, ein Sieg, der so rasch gewonnen wurde, wie einst der, welchen Julius Cäsar bei Zela über den König in Pontus, über Pharnaces, gewann, und hierüber nach Rom berichtete: „Ich kam, sah, siegte!" Die Namen Düppel und Alsen werden in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte stets als ruhmreiche Namen glänzen.

Auch in Jütland hatten unterdeß die Oesterreicher und Preußen Sieg auf Sieg erfochten und den Feind bis über den Limfiord zurückgedrängt. Selbst über diesen setzten sie, und ganz Jütland war nunmehr die Beute der Sieger.

Friede. — Jetzt endlich war der Uebermuth der Dänen gebrochen, und das Recht kam zur Geltung. Eiligst schickten sie Gesandte nach Wien, Gesandte nach Berlin und baten um Frieden. Der wurde ihnen denn auch bewilligt unter der Hauptbedingung, daß Schleswig-Holstein wie auch Lauenburg für immer Deutschland wiedergegeben werde. Die Dänen gingen hierauf ein, und der Friede kam am 30. Oktober zu Wien zum Abschluß. Lauenburg ging gegen eine an Oesterreich gezahlte Entschädigung von $2^1/_2$ Millionen Thaler in den alleinigen Besitz Preußens über. Die Regierung der beiden anderen Herzogthümer wurde durch den Vertrag zu Gastein einstweilen so geordnet, daß Preußen Schleswig, Oesterreich Holstein verwaltete.

106. Deutschland und die Auflösung seines Bundes; der deutsche Krieg 1866.

Schon vor dem dänischen Kriege, welchen wir eben erwähnt haben, war eine große Spannung eingetreten zwischen den beiden Großmächten Deutschlands, Oesterreich und Preußen.

Im Jahre 1863 hatte Oesterreich eine Umgestaltung des deutschen Bundes beantragt und hierbei eine zeitgemäßere kräftigere Leitung des Ganzen, jedoch ohne Beschränkung der Selbständigkeit der Einzelstaaten, als Hauptgrundsatz aufgestellt. Es solle deshalb auch der bisherigen Bundesbehörde eine Volksvertretung beigeordnet werden, die aus den Ausschüssen der einzelnen Landesvertretungen gebildet würde. Gegen diese Maßnahme Oesterreichs erhob sich Preußen. Es wollte eine ebenbürtige Stellung neben Oesterreich einnehmen und beanspruchte deshalb auch hinsichtlich der Oberleitung des deutschen Bundes gleiche Berechtigung; und hinsichtlich der Volksvertretung bei der Bundesbehörde stellte es die Forderung, daß diese Vertretung aus directen Wahlen hervorginge, und nicht, wie Oesterreich es wolle, aus den Ausschüssen der einzelnen Landesvertretungen gebildet werde. Da die Gegenvorschläge Preußens abgelehnt wurden, lehnte der König Wilhelm auch den Besuch des Fürstentages in Frankfurt ab. Oesterreich dagegen vereitelte wieder die von Preußen neuerdings gestellten Reformanträge, und die Verhältnisse verwickelten sich immer mehr.

Zu diesen inneren Verwickelungen in Deutschland fügte die schleswig-holsteinische Angelegenheit noch neue hinzu. Die Gasteiner Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Preußen schien anfangs friedliche Verhältnisse anbahnen zu wollen, und doch trug sie den Keim des Krieges in sich. Die getheilte Verwaltung der beiden Herzogthümer führte zu immer größeren Schwierigkeiten und Bedenken. Es war hier der Prinz Friedrich von Augustenburg mit Erbschaftsansprüchen aufgetreten, und zu seinen Gunsten erhoben sich große Parteien im Lande. Preußen suchte diese in seinem Schleswig mit aller Kraft niederzuhalten, nicht dagegen Oesterreich in seinem Holstein. Schon wurden die Verhandlungen zwischen den Höfen Berlin und Wien in immer schärferer Sprache geführt, schon begann Oesterreich, nicht nur in Venetien, wo ein Angriff Italiens drohete, sondern auch in Böhmen Truppen zu rüsten. Die

Entscheidung über die schleswig-holsteinische Angelegenheit gab es dem deutschen Bunde anheim und berief zugleich die Stände in Holstein, um ihre Wünsche in Bezug auf die Landesverfassung auszusprechen. Das bezeichnete Preußen als eine Verletzung des Gasteiner Vertrages; denn dieser habe die Entscheidung über die Zukunft der beiden Herzogthümer nur der Vereinbarung zwischen den beiden Großmächten überlassen; und zugleich zurückweisend auf den Wiener Frieden, nach welchem auch Preußen das Recht der Mitbesetzung in Holstein habe, ließ es seinen Gouverneur von Schleswig, den General Manteuffel, in Holstein einrücken. Da zog Oesterreich seine Truppen aus Holstein zurück und trug beim deutschen Bunde auf Mobilmachung gegen Preußen an. Am 14. Juni 1866 wurde dieser Antrag mit einer geringen Stimmenmehrheit angenommen. Nunmehr erklärte Preußen den deutschen Bund für aufgelöst und stellte eine neue Bundesverfassung in Aussicht, von welcher aber Oesterreich ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Noch suchte Preußen seine nächsten Nachbarstaaten Hannover, Kurhessen und Sachsen, welche in Frankfurt für die Mobilmachung gestimmt hatten, zu bewegen, neutral zu bleiben und verhieß ihnen dafür den ungeschmälerten Fortbesitz ihrer Länder. Da dieser Antrag abgelehnt wurde, ließ Preußen sofort ihre Länder besetzen. Nunmehr war der Würfel gefallen, und der allgemeine Krieg nahm seinen Anfang.

Der deutsche Krieg 1866. — Während der General Manteuffel Altona besetzte, Stade nahm und dann von Harburg aus in Hannover einrückte, kam der General Vogel von Falkenstein am 17. Juni 1866 von Minden aus herüber und besetzte ohne Schwertstreich die Hauptstadt. Zu gleicher Zeit rückte der General Beyer von Wetzlar aus in Kurhessen ein und besetzte Kassel, da die hessischen Truppen bereits nach Süden abgezogen waren. Der Kurfürst jedoch war in seiner Residenz geblieben. Er wurde hier als Kriegsgefangener aufgehoben und nach Stettin geschickt. — Der König Georg von

Hannover hatte seine Truppen bei Göttingen versammelt und wollte durch Kurhessen nach Süden ziehen, um sich mit den den Bayern und den übrigen Bundestruppen zu vereinigen. Da aber dieser Weg durch die Einnahme Kassels bereits versperrt war, schlug er eine etwas östlichere Richtung ein über Gotha und Eisenach. Auf diesem Zuge aber wurde er mit seinem Heere von den Generalen Manteuffel und Göben umzingelt. Diese boten ihm freien Abzug an, wenn er sein Heer entlassen wollte. Der König jedoch verwarf dieses Anerbieten und suchte über Langensalza einen Rückweg nach Hannover. Hier bei Langensalza kam es am 27. Juni zu einem höchst blutigen Kampfe. Die Hannoveraner erfochten den Sieg, aber der Sieg brachte keine Rettung, da sie wegen des Zuzuges großer feindlicher Streitkräfte von einem neuen noch stärkeren Angriffe bedroht wurden. Unter diesen Umständen schloß der König Georg am 29. Juni eine Kapitulation, gemäß welcher seine Truppen entwaffnet und entlassen wurden, er selbst aber nach Wien sich begab.

Während der kriegerischen Vorgänge hier in Westen waren zwei preußische Armeen, die eine unter dem Prinzen Friedrich Karl von Görlitz aus, die andere unter Herwarth von Bittenfeld an der Elbe hinauf zu gleicher Zeit in das Königreich Sachsen eingerückt und hatten, da der König mit seinen Truppen bereits nach Böhmen gezogen war, um mit Oesterreich sich zu vereinigen, das ganze Land bis auf die Festung Königstein ohne Schwertstreich besetzt. Am 23. Juni rückten beide Armeen in verschiedener Richtung in Böhmen ein und vereinigten sich nach einigen kleineren Gefechten bei Münchengrätz, wo sie am 28. Juni über Sachsen und Oesterreicher unter Clam Gallas den ersten größeren Sieg gewannen. Auch eine Armee unter dem Kronprinzen von Preußen war in zwei Abtheilungen durch die Gebirgspässe von Glatz und Landshut in Böhmen eingerückt und hatte durch siegreiche Gefechte sich den Weg nach Königinhof gebahnt. Aber eine Vereinigung

dieſer drei Armeen konnte erſt bewerkſtelligt werden nach der Niederlage des Clam Gallas bei Gitſchin am 29. Juni. Jetzt erſchien auch der König Wilhelm ſelbſt auf dem Schauplatze des Krieges, und unter ſeinem Oberbefehle wurde die entſcheidende Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli geſchlagen. Furchtbar war dieſe Schlacht, lange ſchwankte der Sieg. Der Prinz Friedrich Karl machte mit der erſten Armee im Centrum bei Sadowa den Angriff auf die Oeſterreicher unter dem Feldzeugmeiſter Benedek und hielt ſich mit großer Anſtrengung, während die Elbarmee auf dem rechten Flügel unter ſteten Kämpfen vorrückte. Auf den linken Flügel konnte der Kronprinz mit ſeiner Armee wegen der ſchlechten Witterung und Wege erſt gegen 2 Uhr Nachmittags in den Kampf eintreten. Seine Ankunft führte die eigentliche Entſcheidung herbei. Jetzt ſtanden die drei preußiſchen Armeen vereint, jetzt wurden die ſtark befeſtigten Anhöhen bei Chlum erſtürmt. Und doch hielten die Oeſterreicher ihre Sache noch nicht für verloren. Noch einmal gingen ſie in vollem Sturme auf das Centrum los, und auch hier geſchlagen traten ſie um 4 Uhr Nachmittags den Rückzug an. Bis zum Eintreten der Dunkelheit verfolgte der König an der Spitze der Reſerve-Kavallerie die Fliehenden. So war hier nach einem „ſiebentägigen" Kriege die Hauptentſcheidung gefallen. Am Abende des Siegestages erſchien der öſterreichiſche Feldmarſchall von Gablenz im königlichen Hauptquartier und bat um Waffenſtillſtand, der jedoch nicht bewilligt wurde. Die Preußen beſetzten am 8. Juli Prag, die Hauptſtadt Böhmens, und rückten nach der Donau vor. Die Elbarmee nahm ihre Richtung über Iglau und Znaym nach Wien ſelbſt, während die erſte Armee nach Brünn, die zweite nach Olmütz ſich wandte. Die hier lagernden Oeſterreicher konnten die nach Wien führende Eiſenbahn nicht mehr für ſich benutzen, indem Prinz Friedrich Karl bereits Lundenburg, den Knotenpunkt der Eiſenbahnen dorthin, beſetzt hatte. Sie zogen deshalb nach Preßburg, der vormaligen Hauptſtadt Ungarns, und verſtärkte Züge der zweiten preußiſchen Armee

folgten ihnen dahin. Die beiden anderen Armeen waren Wien bereits so nahe gekommen, daß ihre Vorposten auf den Höhen bei Wolkersdorf die große Kaiserstadt mit dem hervorragenden Stephansthurme erblicken konnten. Da lief die unerwartete Nachricht ein: der Kaiser von Oesterreich habe dem gleichzeitigen Kriege in Italien dadurch ein Ende gemacht, daß er Venetien an Napoleon abgetreten und dafür seine Friedensvermittlung mit Preußen angerufen habe. Während nun der Erzherzog Albrecht mit seinem siegreichen Heere aus Italien zum Schutze des bedrängten Wien in vollem Anzuge war, suchte das preußische Heer die nach Preßburg abgezogenen Oesterreicher bei Blumenau zu umzingeln. Heiß war hier der Kampf und der Ausgang noch unentschieden, als plötzlich beiderseits Waffenruhe geboten wurde. Der König Wilhelm hatte in seinem Hauptquartier zu Nikolsburg unter französischer Vermittelung am 26. Juli einen Waffenstillstand geschlossen und zugleich die Friedenspräliminarien festgestellt. Nach weiteren Verhandlungen folgte dann am 23. August der Friede zu Prag. In diesem erkennt Oesterreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne eigene Mitbetheiligung und insbesondere zur Bildung eines norddeutschen Bundes unter den Staaten im Norden der Mainlinie. Es verzichtet auf den Mitbesitz von Schleswig-Holstein und zahlt zwanzig Millionen Thaler Kriegeskosten. — Sachsen war in diesen Frieden mit eingeschlossen. Der König erhielt sein ganzes Land zurück; doch mußte er nach einem besonderen Vertrage vom 21. Oktober zehn Millionen Thaler Kriegeskosten zahlen, dem norddeutschen Bunde beitreten und in die Feste Königstein eine gemischte Besatzung aufnehmen.

Kehren wir jetzt nach dem westlichen Kriegesschauplatze zurück. Nach der Schlacht bei Langensalza hatte Vogel von Falkenstein die unter seinem Befehle stehenden Heerestheile der Generale Manteuffel, Göben und Bayer bei Eisenach vereinigt.

Es war nunmehr sein Plan, mit dieser „Main-Armee" die Bayern unter dem Prinzen Karl, dem Groß-Oheim des jungen Königes, und das achte Bundesarmeecorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt über den Main zurückzudrängen. Und dieses gelang ihm auch und zwar mehr durch künstliche Manöver, als durch offene Schlachten. Die Bayern wurden in Folge einer großen Reihe kleiner Gefechte, wie bei Dermbach, bei Hammelburg, bei Kissingen auf das linke Mainufer zurückgedrängt. Dann zog die Main-Armee durch den Spessart nach Aschaffenburg. Hier kam es am 14. Juli zu einem heißen Kampfe mit Oesterreichern, Kurhessen und Darmstädtern; Göben nahm die Stadt mit Sturm. Zwei Tage später hielt Falkenstein seinen Einzug in Frankfurt. Bald nach der Besetzung derselben wurde er zum Gouverneur von Böhmen ernannt, und Manteuffel erhielt den Oberbefehl über die Main-Armee. Diese durch die oldenburg-hanseatische Brigade und andere Truppentheile verstärkt, zog nun in verschiedenen Richtungen theils durch den Odenwald, theils durch den Spessart und das Mainthal gen Würzburg, um so die feindlichen Hauptkräfte auf dem linken Mainufer besser auseinander zu halten. Bei Helmstädt und Uettingen kam es zu Gefechten gegen die Bayern, bei Tauberbischofsheim und Gersheim gegen die Würtemberger und Badener. Am 27. Juli rückte die Main-Armee auf der ganzen Linie gegen Würzburg vor und eröffnete ihr Feuer gegen die Feste Marienburg. Zu gleicher Zeit drang der Großherzog von Mecklenburg mit einem preußischen Reservecorps in raschen Zügen in Ober-Franken ein und nahm schon am 1. August Nürnberg. Da kam die Botschaft des Abschlusses des Nikolsburger Waffenstillstandes und machte dem Kriege auch hier ein Ende. Die Friedensverhandlungen mit diesen süddeutschen Staaten wurden in Berlin geführt und die Friedensschlüsse bald erledigt, zunächst mit Würtemberg und Baden, deren ersteres 8 Millionen Gulden Kriegeskosten zahlt, Baden 6 Millionen; dann mit Bayern, welches 30 Millionen Gulden zahlt und

einige Aemter zur Abrundung Preußens abtritt; zuletzt mit Darmstadt, welches 3 Millionen Gulden zahlt, die Landgrafschaft Homburg nebst Meisenheim und einem Theile von Oberhessen, sowie das ausschließliche Besatzungsrecht der bisherigen Bundesfestung Mainz Preußen überläßt, während es mit seiner Provinz Oberhessen in den militärischen und politischen Verband des norddeutschen Bundes tritt.

Durch die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. nebst den in jenen Friedenschlüssen abgetretenen Gebieten erlangte Preußen, welches seither eine Ausdehnung von etwa 5100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa 19,300,000 Seelen besaß, einen Zuwachs von 1306 Quadratmeilen mit etwa 4,300,000 Einwohnern erhielt, so daß das eigene preußische Gebiet nunmehr 6406 Quadratmeilen mit 23,600,000 Einwohnern hat. Die einverleibten Länder bilden drei neue Provinzen: 1) Schleswig-Holstein, 2) Hannover, 3) Hessen mit Nassau, Frankfurt und den von Darmstadt und Bayern abgetretenen Gebieten.

Der norddeutsche Bund. — Dieser zählt 22 Glieder: die Königreiche Preußen und Sachsen; die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Oldenburg und Sachsen-Weimar; die Herzogthümer Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Koburg-Gotha und Altenburg; die Fürstenthümer Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Reuß älterer und jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe; die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen und endlich die Provinz Oberhessen des Großherzogthums Hessen-Darmstadt. Preußen, als das Haupt dieses Bundes, legte einen Verfassungsentwurf vor, der durch die Vereinbarung zwischen einem Bundesrathe und einem Reichstage festgestellt wurde. Nach ihrer Bestätigung durch die Landtage der einzelnen Staaten trat derselbe 1867 in's Leben. Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Bundesglieder und hat 43 Stimmen. Von diesen kommen 17 auf

Preußen, 4 auf Sachsen, je 2 auf Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und Sachsen-Weimar, je 1 auf die übrigen Bundesglieder. Der Reichstag besteht aus 300 Mitgliedern, je eines auf 100,000 Einwohner. Sie werden direct vom Volke auf drei Jahre gewählt und erhalten keine Vertretungskosten. Das Bundespräsidium führt Preußen. Dieses vertritt den Bund bei auswärtigen Staaten, erklärt im Namen des Bundes Krieg und Frieden, schließt Bündnisse und Verträge mit fremden Regierungen. In Bundesangelegenheiten beruft es den Bundesrath und den Reichstag, vertagt und schließt sie, verkündet die Bundesgesetze und überwacht ihre Durchführung. Es ernennt auch den Bundeskanzler, welcher den Vorsitz und die Geschäftsleitung im Bundesrathe hat. Die Land- und Seemacht steht in Krieg und Frieden unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen. Die Flaggen aller Schiffe, wie auch die Wappenschilde, führen die schwarz-weiß-rothe Farbe.

Mit den süddeutschen Staaten Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ist ein Zoll- und Handelsverein geschlossen, und die Angelegenheiten desselben werden in einem besonderen Zollparlament berathen.

Wir stehen noch immer an den Pforten einer neuen gewaltigen Zeit. Was aber auch kommen mag, — das große, das mächtige Deutschland hat keinen auswärtigen Feind zu fürchten, wenn es feste Eintracht in seinem Innern bewahrt; wenn auf seinen Ruf alle Söhne des einen gemeinsamen Vaterlandes sich sofort um seine Banner scharen und treu und fest zusammenstehen für und für. Verlassen wir deshalb uns selbst nicht, verlassen wir aber auch Gott nicht, der über die Schicksale der Völker waltet und ihre Thaten wägt.

Groß und ernst ist das Wort, das Gott durch die Geschichte an alle Zeiten, an alle Völker redet, und ewig wahr bleibt des Dichters Spruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Gedächtnißtafeln.

	Nach Chr.
Luther	1517
Philipp II. von Spanien	1556
Guſtav Adolf	1630
Sobiesky	1682
Peter der Große	1701
Friedrich der Große	1740
Waſhington	1775
Napoleon I.	1804

Gleichzeitig lebten:

1.	Luther	Karl V.	Franz I. v. Frankreich.
2.	Philipp II. v. Span.	Eliſab. von Engl.	Maria Stuart.
3.	Wallenſtein	Guſtav Adolf	Cromwell.
4.	Ludwig XIV.	Sobiesky	Prinz Eugen.
5.	Peter der Große	Karl XII.	Auguſt II. v. Sachſen.
6.	Friedrich der Große	Maria Thereſia	Katharina II.
7.	Waſhington	Lafayette	Kosciusko.

Fortgeſetzte Reihe deutſcher Kaiſer aus dem Hauſe Oeſterreich.

Karl V.	1519—1556
Ferdinand I.	1556—1564
Maximilian II.	1564—1576
Rudolf II.	1576—1612
Matthias	1612—1619
Ferdinand II.	1619—1637
Ferdinand III.	1637—1657
Leopold I.	1657—1705
Joſeph I.	1705—1711
Karl VI.	1711—1740
* Maria Thereſia (1740—1780).	
(Karl VII. v. Bayern)	1742—1745
Franz I.	1745—1765
Joſeph II.	1765—1790
Leopold II.	1790—1792
Franz II.	1792—1806

Preußische Regenten aus dem Hause Hohenzollern.

a. Kurfürsten.

1.	Friedrich I.	1417—1440
2.	Friedrich II. (der Eiserne)	1440—1470
3.	Albrecht (Achilles)	1470—1486
4.	Johann (Cicero)	1486—1499
5.	Joachim I. (Nestor)	1499—1535
6.	Joachim II. (Hektor)	1535—1571
7.	Johann Georg	1571—1598
8.	Joachim Friedrich	1598—1608
9.	Johann Sigismund	1608—1619
10.	Georg Wilhelm	1619—1640
11.	Friedrich Wilhelm (d. Große)	1640—1688
12.	Friedrich III. (als Kurfürst)	1688—1701

b. Könige von Preußen.

1.	Friedrich I. (als König)	1701—1713
2.	Friedrich Wilhelm I.	1713—1740
3.	Friedrich II. (der Große)	1740—1786
4.	Friedrich Wilhelm II.	1786—1797
5.	Friedrich Wilhelm III.	1797—1840
6.	Friedrich Wilhelm IV.	1840—1861
7.	Wilhelm I.	

Merkwürdige Friedensschlüsse.

Friede zu Cambray	1529	Friede zu Paris	1783
„ „ Crespy	1544	„ „ Basel	1795
Religionsfriede z. Augsburg	1555	„ „ Campo Formio	1797
Westfälischer Friede	1648	„ „ Rastadt	1798
Friede zu Nimwegen	1678	„ „ Lüneville	1801
„ „ Ryswick	1697	„ „ Amiens	1802
„ „ Utrecht	1713	„ „ Preßburg	1805
„ „ Rastadt	1714	„ „ Tilsit	1807
„ „ Breslau	1742	„ „ Schönbrunn	1809
„ „ Dresden	1745	„ „ Paris	1814
„ „ Aachen	1748	„ „ Paris	1815
„ „ Hubertsburg	1763	„ „ Wien	1864
„ „ Teschen	1779	„ „ Prag	1866

Schlachten im dreißigjährigen Kriege. . . . 1618—1648.

Auf dem weißen Berge bei Prag . .	1620
Bei Lutter am Barenberge . . .	1626
„ Breitenfeld (oder Leipzig) . .	1631
„ Lützen	1632
„ Nördlingen	1634
„ Wittſtock	1636
„ Breitenfeld	1642

Schlachten im ſpaniſchen Erbfolgekriege (1700—1714).

Bei Höchſtädt	1704
„ Ramillies, „ Turin . . .	1706
„ Oudenarde . . .	1708
„ Malplaquet . . .	1709

Schlachten im ſiebenjährigen Kriege (1756—1763).

Bei Lowoſitz	1756
„ Prag, „ Kollin, „ Großjägerndorf, „ Roßbach, „ Leuthen .	1757
„ Zorndorf, „ Hochkirch, „ Crefeld . . .	1758
„ Minden, „ Kunersdorf, „ Maxen . .	1759
„ Liegnitz, „ Torgau . . .	1760
„ Freiberg	1762

Hauptſchlachten im Kriege mit Napoleon I. ſeit 1800.

Bei Marengo, „ Hohenlinden . .	1800
„ Auſterlitz	1805
„ Jena	1806
„ Eilau, „ Friedland . .	1807
„ Eckmühl, „ Aspern, „ Wagram . .	1809
„ Smolensk, „ Moskau, „ Bereſina . .	1812
„ Lützen, „ Bautzen, „ Großbeeren, „ Dresden, „ Dennewitz, „ Leipzig, „ Hanau . .	1813
„ Brienne, „ Laon, „ Paris . .	1814
„ Belle Alliance . .	1815

Merkwürdige Erfindungen.

Brillen	1290	v. Salvino degli Armati in Florenz
Schießpulver . . .	1350	v. Berth. Schwarz in Freiburg.
Windbüchse . . .	1400	v. Joh. Lobsinger in Nürnberg.
Oelmalerei . . .	1430	v. Joh. van Eyck in Brügge.
Buchdruckerkunst . .	1440	v. Joh. Gutenberg in Mainz.
Kupferstecherkunst . .	1450	v. Israel von Mecheln in Bockhold.
Taschenuhr . . .	1509	v. Pet. Heele in Nürnberg.
Spinnrad	1530	v. Jürgens in Braunschweig.
Ferngläser . . .	1590	v. d. Holländer Janſen.
Thermometer . . .	1638	v. Corn. Drebbel in Alkmar.
Barometer . . .	1643	v. Torricelli in Florenz.
Luftpumpe . . .	1650	v. Otto v. Guerike in Magdeburg.
Hör- und Sprachrohr	1673	v. Kircher aus Fuldau.
Repetiruhr . . .	1676	v. d. Engländer Barlow.
Porzellan	1702	v. Böttcher in Meißen.
Fortepiano . . .	1717	v. Schröder a. Hohenstein in Sachsen.
Kopuliren der Bäume	1730	v. d. holländ. Gärtner Holt.
Blitzableiter . . .	1749	v. d. Nordamerikaner Franklin.
Dampfmaschine . .	1763	v. d. Engländer James Watt.
Eisenbahn	1778	v. d. Engländer Edgeworth.
Luftballon	1782	v. d. Franzosen Montgolfier.
Telegraph (optischer)	1794	v. d. Franzosen Chappe.
Steindruck . . .	1796	v. Sennefelder in München.
Kuhpockenimpfung .	1796	v. d. englischen Arzt Jenner.
Gasbeleuchtung . .	1801	v. Lampadius in Freiberg.
Percussionsgewehr .	1807	v. d. Engländer Forsythe.
Dampfschiff . . .	1807	v. d. Nordamerikaner Rob. Fulton.
Dampfwagen . . .	1829	v. d. Engländer Stephenson.
Streichzündhölzchen .	1832	v. Kammerer aus Ludwigsburg.
Lichtbilder	1838	v. d. Franzosen Daguerre.
Telegraph (elekt.-magn.)	1844	v. Gauß und Weber in Göttingen, ur Faraday u. Steinheil in Münche
Zündnadelgewehr .	1845	v. Dreyse in Sömmerda (bei Erfurt).
Nähmaschine . .	1845	v. Elias Howe in Amerika.

Münster, Coppenrath'sche Buchdruckerei.